Skizzen aus unserm heutigen Volksleben

Zweite Sammlung

Fritz Anders

Skizzen
aus unserm heutigen Volksleben

Zweite Sammlung

Skizzen

aus

unserm heutigen Volksleben

gezeichnet

von

Fritz Anders

Zweite Sammlung

Vierte Auflage
(7. bis 9. Tausend)

Leipzig
Fr. Wilh. Grunow
1907

1

Der Brandschaden

Ach du barmherziger Heiland! rief die Frau Oberförsterin, indem sie zur Tür hereintrat und auf den nächsten Stuhl niedersank.

Der Herr Oberförster, der eben von einer Ausfahrt zurückgekehrt und damit beschäftigt war, seine Stiefel auszuziehn, antwortete: Was ist denn los, Frau? Aber die Frau Oberförsterin konnte weder ein Glied rühren, noch ein Wort herausbringen.

In diesem Augenblick kamen Hanne und Rike kreischend die Treppe herab. Der Herr Oberförster sprang mit einem Stiefel und einem Pantoffel bekleidet hinaus und die Treppe hinauf.

Zum Donnerwetter, was ist los?

Es brennt! Ach, du lieber Gott! Es brennt!

Haltet die Schnäbel und bringt Licht und Wasser!

Die Treppe war stockfinster, aber oben aus dem Gange, der zur Vorratskammer führte, kam ein verdächtiger, roter Schein. Hanne und Rike kamen zurück, die eine mit einem Töpfchen Wasser, die andre mit

einem brennenden Papierspan. Sie hatten völlig den Kopf verloren. Der Oberförster reihte seine dienstbaren Geister an der entsprechenden Stelle des Tierreichs ein, eilte selbst in die Küche hinab, ergriff ein paar Eimer mit Wasser und stürzte zur Brandstelle. In der Vorratskammer war ein neben dem Schornstein befindlicher Balken in Brand geraten und hatte das Feuer auf eine daneben stehende Kiste übertragen, die samt ihrem Inhalt in hellen Flammen stand. Eine Viertelstunde später wäre vielleicht das Haus nicht mehr zu retten gewesen, jetzt gelang es, das Feuer mit ein paar Eimern Wasser auszugießen.

Daß sich der Herr Oberförster zur Beruhigung seines Gemüts an diesem Abend einen tüchtigen Grog braute, daß die Brandangelegenheit ausführlich erörtert wurde, und daß man der verborgnen Ursache mit Fleiß nachforschte, war selbstverständlich. Dabei kam zutage, daß der Schornsteinfeger am Morgen dagewesen war, den Schornstein ausgebrannt und eine ungebührliche Menge Stroh verbraucht hatte. Es war ein schrecklicher Anblick gewesen, wie die Flamme oben herausgeschlagen hatte, und Hanne hatte es gleich gesagt, daß das ein Unglück bedeute. Das Unglück war, Gott sei Dank, nun nicht allzu groß geworden. Schade war es nur um die Kiste mit den schönen Mandarinen, die ein Jagdfreund kürzlich aus Livorno geschickt hatte.

Als gewissenhafter Beamter setzte sich der Oberförster am andern Tage hin und berichtete innerhalb der vorgeschriebnen vierundzwanzig Stunden an den Herrn Landrat als den Kommissarius der Landesfeuersozietät. Aber der alte Henneberg, ein Faktotum, das der Oberförster von seinem Vorgänger über-

nommen hatte, sah das kopfschüttelnd mit an und sagte: Wenns der Herr Oberförster nicht für ungut nehmen, dann —

Was denn, Henneberg?

Dann möchte ich dem Herrn Oberförster raten, den kleinen Schaden selbst zu bezahlen und lieber nichts anzuzeigen, indem daß man so den wenigsten Ärger hat.

Warum soll ich denn Ärger haben? Und warum soll ich denn dem Fiskus was schenken? Übrigens geht es auch nicht anders. Ich muß die Anzeige machen.

Wenns sein muß, dann muß es sein; aber sonst, dächte ich, es wäre besser, wir sagten nichts.

Der alte Henneberg hatte hierbei noch seine besondern Gedanken. Er hatte das dunkle Gefühl, daß sein Vetter Rothe, der auf der Oberförsterei die Maurerarbeiten machte, irgendwie mit der Geschichte zusammenhinge, und er hätte es gern vermieden, daß Untersuchungen angestellt würden.

Der Oberförster hatte kaum seine Anzeige beendet, als Vetter Rothe bereits erschien. Der Oberförster legte also seine Feder beiseite, um mit dem Sachverständigen des Hauses hinaufzugehn und die Angelegenheit aufzuklären. Vetter Rothe sah sich die Bescherung an, schüttelte den Kopf und machte eine tiefsinnige Miene; er konnte für den Brand absolut keine Erklärung finden.

Aber das ist doch gewiß, sagte der Oberförster, daß uns die Halunken von Schornsteinfegern das Haus angegokelt haben.

Ja, die Schornsteinfeger können es ganz gut gewesen sein, sowas machen sie.

Oder die Schwelle führt bis zum Küchenschornstein, und das Feuer hat sich von da durch die Wand durchgefressen.

Ja, dann hat sich das Feuer durchgefressen; sowas macht es.

Damit war die erste sachverständige Untersuchung beendet. Die Frau Oberförsterin schickte ihre Hanne mit dem Scheuerlappen, um die Spuren zu tilgen, die Vetter Rothe hinterlassen hatte.

Am Nachmittag kam der Herr Schornsteinfegermeister selbst in Begleitung von Vetter Rothe an. Er war einigermaßen aufgeregt, denn der Zusammenhang des Balkenbrandes mit seiner eignen feuerpolizeilichen Tätigkeit lag zu nahe und war ihm auch schon von verschiednen Seiten mit spitzigen Redensarten zu hören gegeben worden. Er klopfte also an die Wände, riß einen Ofen ein, der mit der Sache gar nichts zu tun hatte, und untersuchte die Vorratskammer der Frau Oberförsterin nach allen Richtungen, nur nicht in dem Winkel, wo der Brand vermutlich ausgekommen war. Auch er stand vor einem Rätsel. Er war geneigt, die Kiste mit den Mandarinen für die Sache verantwortlich zu machen. Oder sollten vielleicht Mäuse die Mauer zerwühlt und Gänge bis zum Kamin der Waschküche gegraben haben? — Ja, sowas machen sie, sagte Vetter Rothe. — Durch diese Kanäle und genährt durch Papier und Abfall konnte dann das Feuer seinen Weg zur Schwelle der Wand gefunden und diese angezündet haben.

Das war die zweite sachverständige Untersuchung. Sie hatte zur Folge, daß die Frau Oberförsterin ihre Hanne mit zwei Scheuerlappen schickte, um die doppelten Spuren der beiden Sachverständigen zu beseitigen.

Am andern Tage kam der Herr Schulze aus dem Dorfe heraufgestiegen und kündigte an, daß der Herr Landrat mit der Feuerkommission in einer Stunde dasein würde. Inzwischen nahm er eine Zigarre und eine kleine Magenstärkung an. Darauf wünschte er eine Spezialuntersuchung der Brandstelle vorzunehmen. Diesmal schickte der Herr Oberförster den alten Henneberg mit hinauf.

Zur angegebnen Stunde erschien die Kommission — die Herren waren natürlich zu Wagen angelangt und waren im Gasthof abgestiegen —, der Herr Landrat voraus, einen Schritt seitwärts-rückwärts der Herr Maurermeister, und drei Schritte rückwärts der Herr Schulze mit den beiden Schöppen. Den nicht offiziellen Schluß bildeten Vetter Rothe und der Schornsteinfegermeister. Diese alle brachten so viel von den schlechten, aufgeweichten Wegen mit, daß es Hanne angst und bange wurde.

Der Herr Landrat war einigermaßen außer Atem. — Alle Achtung, Herr Oberförster, sagte er, Sie wohnen zwar reizend hier oben im Walde, aber der Weg ist einfach scheußlich.

Der Herr Oberförster bedauerte das lebhaft, konnte es aber beim besten Willen nicht ändern.

Man begab sich sogleich zur Brandstätte. Der verkohlte Balken wurde allerseits mit ernsten Blicken betrachtet. Der Herr Landrat sah die Sache mit juristischen Augen an und „konstatierte", daß ein Brand stattgefunden habe, und zwar ein Schadenfeuer in — in — nicht wahr, das ist die Vorratskammer Ihrer Frau Gemahlin? — Jawohl, Herr Landrat. — Also in der Vorratskammer an der nördlichen Seite des Hauses. — Nordwestliche Seite, Herr

Landrat, sagte der Maurermeister. — Der Schulze hielt es doch mehr für die nördliche Seite, und die Schöppen hielten es mehr für die westliche Seite. Die Frage wurde in allgemeiner Debatte eingehend erwogen. Endlich einigte man sich auf Nordwesten. Also, fuhr der Landrat fort, an der nordwestlichen Seite nächst dem Schornstein ist ein Balken in Brand geraten. — Schwelle, Herr Landrat, Schwelle! — Wieso, Schwelle? — Die Schwelle, Herr Landrat, erläuterte der Maurermeister, ist der unterste Balken einer Wand. — Na, dann also: ist eine Schwelle in Brand geraten. Diese brennende Schwelle hat offenbar die daran stehende Kiste in Brand gesetzt, die nebst Inhalt durch das Feuer derart beschädigt worden ist, daß sie ihrem Gebrauchszweck nicht mehr entspricht, wodurch ein Anspruch auf Schadenersatz begründet wird.

Die Untersuchung wandte sich nun der Entstehungsursache des Feuers zu. Die Sachverständigen hatten keine finden können und trugen ihre scharfsinnigsten Vermutungen vor.

Ach was, dummes Zeug, sagte der Oberförster, daß der Schornstein ein Loch haben muß, und daß der Herr Schornsteinfegermeister durch seine Leute den Balken angegokelt hat, das sieht doch ein Kind.

Ja, wo war aber das Loch? Der Herr Maurermeister ließ sich ein Licht geben und leuchtete in den Schlüfter, der sich zwischen Wand und Schornstein befand. Der Herr Schulze und die Herren Schöppen untersuchten die Vorratskammer auf eigne Hand und steckten die Nase in alle Töpfe der Frau Oberförster, was diese, als es ihr Hanne berichtete, sehr verdroß.

Da ist ja das Loch! rief der Maurermeister. Da ist ein Ofenrohr in den Schornstein gegangen, das Rohr ist herausgenommen und das Loch nicht wieder geschlossen worden.

Ja, wie ist denn so etwas überhaupt möglich? sagte der Herr Landrat.

Vetter Rothe und der Schornsteinfegermeister konzentrierten sich rückwärts und verdufteten in aller Stille.

Offenbar hatte man das Loch nicht verschlossen, weil der Schornstein nicht mehr in Gebrauch genommen wurde. Man sollte meinen, dann wäre es auch nicht nötig gewesen, den Schornstein auszubrennen. Aber ein gewissenhafter Schornsteinfeger läßt sich auf solche Unterscheidungen nicht ein, sondern brennt alle Rohre aus, für die er fünfzig Pfennige gezahlt bekommen kann.

Der Herr Landrat eröffnete sogleich die Untersuchung, um den Übeltäter zu finden, der das Loch im Schornstein offen gelassen hatte. Der Herr Oberförster konnte keine Auskunft geben, er war erst vor Jahr und Tag in die Oberförsterei eingezogen. Der Herr Schulze und die beiden Schöppen zeigten große Gedankenschwäche und konnten sich an nichts erinnern. Vetter Rothe habe ja meist die Arbeiten auf der Oberförsterei gemacht, es seien aber auch schon die Grabensteiner Maurer dagewesen.

— Na schön, sagte der Herr Landrat, das wird sich ja alles finden.

In der Wohnstube des Herrn Oberförsters wurde mit aller vorgeschriebnen Ausführlichkeit das Protokoll abgefaßt. Der Schadenersatz für den angebrannten Balken — Schwelle! Herr Landrat! — Jaso, jaso,

Schwelle! — wurde auf 11 Mark 50 Pfennige festgesetzt. Das verursachte keine Schwierigkeit, aber nun kamen die Mandarinen. Die meisten wußten überhaupt nicht, was Mandarinen wären, die andern hatten keine Ahnung, was sie wert waren. Dies gab zu einer langwierigen Verhandlung Anlaß. Man war schon nahe daran, den Termin aufzuheben und ein Sachverständigenurteil über den Wert der Mandarinen einzufordern, aber der Oberförster war bereits ungeduldig geworden. Ihm dauerte die ganze Geschichte viel zu lange. Es ist ja ganz gleich, sagte er, was Sie ansetzen. Sagen Sie 5 Mark oder 3 Mark, es ist ja ganz egal. So einigte man sich auf 4 Mark. Der Schadenersatz betrug also im ganzen 15 Mark 50 Pfennige. Der Oberförster hatte zu erklären, daß er allen Ansprüchen an die Landesfeuersozietät entsage, und wurde ausdrücklich dazu verpflichtet, die 15 Mark 50 Pfennige zu keinem andern Zweck zu verwenden, als zur Wiederherstellung der durch das Feuer beschädigten Gegenstände.

— Erlauben Sie mal, Herr Landrat, wandte der Herr Oberförster ein, ich kann mir doch nicht für vier Mark Mandarinen aus Italien kommen lassen!

Der Herr Landrat sah das zwar ein, konnte aber von der Form des Protokolls nicht abgehn. Schließlich einigte man sich dahin, daß sich der Herr Oberförster statt dessen auch Apfelsinen kaufen könnte.

Natürlich spendete der Herr Oberförster ein Frühstück. Darauf empfahl sich die Kommission, und da inzwischen miserables Wetter geworden war, so war alle Aussicht vorhanden, daß sich die Herren einen soliden Schnupfen holen würden.

Umgehend verfügte der Herr Landrat, daß der Herr Amtsvorsteher in Grabenstein Erhebungen darüber anzustellen habe, wer das Loch im Schornstein offen gelassen hätte. Das war also erledigt. Nur die vier Mark für die Mandarinen machten ihm einiges Bedenken; der Betrag war doch reinweg aus der Luft gegriffen.

Einige Tage darauf, nachdem er seinen Katarrh auskuriert hatte, erschien der Herr Landrat wieder in Bechers Weinstube zum Frühschoppen. Er traf dort den Herrn Steuerrat und andre Herren. Man erkundigte sich nach dem Schnupfen des Herrn Landrats und kam auf die Ursache des Schnupfens, auf den Brand in der Lüttgendorfer Oberförsterei, den Balken und die Mandarinen zu sprechen. Halt! dachte der Herr Landrat, wenn einer, so muß doch der Herr Steuerrat den Wert der Mandarinen kennen. Der Herr Steuerrat wußte aber auch nicht, was eine Kiste Mandarinen kostet, aber er übernahm es, anzufragen, was für die Kiste an Steuer gezahlt worden sei. An demselben Tage sandte er die amtliche Anfrage an die betreffende Geschäftsstelle, wie hoch eine aus Livorno an den Lüttgendorfer Oberförster gesandte Kiste Mandarinen bei der Steuer an Wert angesetzt gewesen sei. Er erhielt umgehend den gehorsamsten Bericht, daß für Mandarinen ein Steuerbetrag nicht vereinnahmt worden sei.

Inzwischen hatte der Herr Oberförster den Besuch des Herrn Amtsvorstehers aus Grabenstein erhalten, der gekommen war, um aufzuklären, von welchem Maurer das Ofenrohr herausgenommen worden wäre. Das konnte niemand besser wissen als Vetter Rothe. Aber Vetter Rothe war nirgends aufzufinden. Endlich

gelang es, aus den Akten festzustellen, daß der Ofen im Schlafzimmer, dessen Rohr früher in den seitdem nicht mehr benutzten Schornstein geführt hatte, vor elf Jahren versetzt worden war, und daß Vetter Rothe dafür eine Rechnung ausgestellt hatte. Jetzt half ihm kein Ausreden. Er wurde verantwortlich vernommen, und das Protokoll wurde eingesandt.

Vetter Rothe war tief niedergedrückt und ging umher wie einer, der mit dem Leben abgeschlossen hat. Aber nach gemessener Zeit kam das Protokoll zurück mit dem Bemerken, daß das Verfahren gegen Rothe einzustellen sei, da das Versäumnis mehr als fünf Jahre alt und somit verjährt sei.

Henneberg, sagte der Oberförster zu seinem Faktotum, Sie haben Recht gehabt, es wäre besser gewesen, die Brandgeschichte nicht anzuzeigen. Gott sei Dank, daß die Sache jetzt wenigstens zu Ende ist.

Wenns nur wahr ist, Herr Oberförster!

Henneberg hatte wieder Recht, denn nicht lange danach kam ein Steuerbeamter, ein junger Herr, Assistent oder so etwas, sporenklirrend an. Er trug weiße Handschuhe und einen Kneifer und sah aus halb wie Leutnant, halb wie Gendarm.

Was steht zu Diensten? fragte der Oberförster, dessen Laune nicht besonders rosig war.

Ich habe den Herrn Oberförster wegen einer Zollangelegenheit zu vernehmen. Sie haben am 24. Dezember durch die Post eine Kiste mit Mandarinen aus Livorno erhalten.

Allerdings.

Sie gestehn also ein, diese Kiste erhalten zu haben.

Eingestehn? Was ist denn hier einzugestehn? Ich muß denn doch bitten, daß Sie sich überlegen, wen Sie vor sich haben.

Die Kiste war unverzollt. Es liegt also eine Zolldefraudation vor, und Sie haben den dreißigfachen Betrag des Zolles zu entrichten, auch ist die Sendung zu konfiszieren.

Das ist ja recht heiter. Und Sie glauben, daß ich ein solcher Esel sein werde, den Strafzoll zu bezahlen? Die Kiste ist mir ausgehändigt worden, ohne daß Zoll verlangt worden ist. Ist das nicht richtig gewesen, so halten Sie sich gefälligst an die Post.

Sie erklären also, nicht zahlen zu wollen?

Nein, zum Donnerwetter! fällt mir gar nicht ein.

Wo ist die Kiste?

Verbrannt!

Der Steuermensch empfahl sich. Bald darauf aber kam der Briefbote mit einem Schreiben des Postagenten zu Grabenstein an. Eine Kiste mit Mandarinen sei am 24. Dezember an den Herrn Oberförster ausgegeben worden. Diese Kiste sei im Weihnachtstrubel aus Versehen unverzollt weitergeschickt worden, er bitte zur nachträglichen Verzollung um Rückgabe der Kiste. Der Oberförster antwortete, es tue ihm leid, die Kiste sei samt Inhalt am 28. Dezember verbrannt. Er habe dafür vier Mark Entschädigung erhalten; die vier Mark stünden zur Verfügung.

Nach acht Tagen kam der Herr Steuerinspektor selbst an — natürlich im eignen Wagen. Er war nicht so siegesgewiß wie der junge Herr mit den Sporen, aber er machte ein desto bedenklicheres Ge-

sicht. Er müsse den Herrn Oberförster zu Protokoll vernehmen. Es liege eine Zollhinterziehung vor, und in diesem Falle nehme man an, daß nicht der deklarierte Inhalt habe unverzollt über die Grenze kommen, sondern daß wertvollere Ware habe gepascht werden sollen, und man lege der Strafabmessung den höchsten Zollsatz zugrunde, das würde Seide sein. Da nun nachgewiesenermaßen die Kiste ein Gewicht von vier Kilo gehabt habe, so sei eine Zollstrafe von 2800 Mark zu zahlen.

Der Herr Oberförster machte große Augen und erwiderte, das werde sich finden. — Wo die Kiste sei? — Verbrannt. — Eigentümlich, höchst eigentümlich! Wo der Inhalt der Kiste sei? — Auch verbrannt. — Ob nicht ein Rest davon übrig sei? — Henneberg wurde hinausgeschickt, um danach zu suchen.

Nach längerm Suchen fand Henneberg wirklich auf dem Miste noch ein Stück Schale, das mit gebührender Feierlichkeit vorgelegt wurde. In der Tat, es war ein Stück Mandarinenschale, es konnte aber auch Apfelsinenschale sein.

Von wem er die Sendung erhalten habe? — Von Signore R. in Livorno. — Ob Signore R. mit Mandarinen handle? — Nein. — Welches das Motiv der Sendung gewesen sei? — Jedenfalls Freundschaft. — Ob der Oberförster das beschwören könne? — Danach müsse er sich doch erst erkundigen. — Ob er die Steuerstrafe zahlen wolle? — Nein. Die Kiste sei ihm von der Post ausgehändigt worden. Damit habe die Kiste die Zollgrenze überschritten wie irgendein zollfreies Gut. Die Steuerbehörde möge sich an die Post halten.

Der Herr Inspektor hatte also auch nichts ausgerichtet. Und die Tatsache, daß eine Kiste Mandarinen unverzollt über die Grenze gekommen war, blieb bestehn, und die Nummer im Dienstjournal unerledigt.

Nun wurde der Briefträger verantwortlich gemacht. Aber auch der weigerte sich aufs bestimmteste, die Strafe zu zahlen, und man mußte ihm zugeben, daß er im Rechte war. Darauf wurde dem Postagenten aufgegeben, den Zoll zu zahlen. Der Postagent wies nach, daß er bereits in eine Mark Ordnungsstrafe genommen worden sei, weil er hätte wissen oder annehmen oder ahnen können, daß die Kiste unverzollt war, mit der Steuer selber habe er gar nichts zu tun. Das Hauptpostamt wurde zur Verantwortung gezogen, aber es war bei der Menge der Hilfskräfte, die über Weihnachten beschäftigt gewesen waren, unmöglich, den Schuldigen festzustellen. Man schrieb unter Vermittlung des Auswärtigen Amts an die Gerichte in Livorno und ließ Signore R. vernehmen. Dieser sagte aus, daß er in der Tat das Kistchen mit Mandarinen gesandt, und daß der Inhalt keinen Wert gehabt habe.

Der Herr Steuerinspektor kam nochmals nach Lüttgendorf — natürlich wieder in eignem Wagen. Es sei eine unangenehme Sache, sagte er zum Oberförster, es sei ein Fehler gemacht worden. Die Geschichte müsse aber auf irgendeine Weise aus der Welt geschafft werden. Ob der Herr Oberförster nicht bereit sei, da sich die Steuersumme nicht festsetzen lasse, irgendeinen, etwa den niedrigsten Steuerbetrag zu zahlen.

Sehr gern, Herr Steuerinspektor, sagte der Oberförster, wenn Ihnen damit ein Gefallen geschieht.

So zahlte denn der Herr Oberförster, nachdem ihm ein ausführliches amtliches Schreiben zugegangen war, an die Hauptsteuerkasse zehn Pfennige, wozu noch fünfundzwanzig Pfennige Porto kamen.

Nun war aber doch die Geschichte zu Ende? Der Oberförster war dieser Meinung und trat in sein Bureau, um es dem alten Henneberg mitzuteilen. Dort traf er den Sekretär des Herrn Amtsvorstehers, ein schüchternes Männchen, der sich mit dem üblichen blauen Aktendeckel ausgerüstet hatte.

Was der Tausend, Herr Nebelung, sagte der Oberförster, schon so früh? Was bringen Sie denn Schönes?

Entschuldigen Sie, Herr Oberförster, aber wir brauchen die Angaben für die statistischen Erhebungen wegen Ihres Brandes, und da dachte ich, es wäre das kürzeste, ich käme gleich selber.

Da haben Sie ganz recht gedacht. Setzen Sie sich her, die Sache soll gleich erledigt sein.

Henneberg schüttelte zweifelnd das Haupt. Herr Nebelung faltete seine blaue Schale auseinander und fing an zu examinieren. Zuerst wurde das Nationale des Herrn Oberförsters festgestellt. Dann folgten die Fragen nach der Zeit des Brandes, Ausbruch des Brandes? Vormittags? Nachmittags? Abends? Nachts? Dauer des Brandes? Dann wurde die Witterung beim Ausbruch und während des Brandes erörtert. Windstille? Leichter Wind? Starker Wind? Sturm? Trockne Luft? Feuchte Luft? Nebel? Leichter Regen? Platzregen? Gewitter? Hagelwetter? Schneefall? Schneegestöber? Gelinder

Frost? Starker Frost? Windrichtung. Nordwind? Südwind? Westwind? Nordostwind? usw.

Der Herr Oberförster hatte die ersten Fragen aufmerksam und bereitwillig beantwortet, dann hatten sich seine Mienen etwas verfinstert und darauf wieder aufgeheitert. Zuletzt schlug er sich mit der Hand aufs Knie, lachte in den urkräftigsten Waldtönen und rief: Ausgezeichnet, ausgezeichnet! Den Witz finde ich famos! Den Humor hätte ich Ihnen gar nicht zugetraut!

Aber Herr Oberförster, ich mache gar keine Witze, es steht alles so hier, wie ich gefragt habe.

Richtig, die ganze Litanei stand auf dem Formular gedruckt zu lesen. Und das war erst der Anfang. Nun folgten ebenso ausführliche Fragen nach dem Gegenstande, der Ursache und der Wirkung des Brandes, nach Bauart und Bedachung des Hauses, Versicherung, Immobiliarschaden, Mobiliarschaden an Vieh, Viehfutter, Waren, Wäsche, Betten, Kleidern, Hausgeräten, Utensilien, Werkzeugen, Apparaten, Geschirren, Wagen und so weiter. Und alles mußte beantwortet oder nicht beantwortet werden.

Das war aber doch wohl ganz bestimmt das Ende der Brandschadensache? Wer kanns wissen? Es können noch Berichte eingefordert werden, ob die Entschädigung bestimmungsgemäß verwandt worden sei, ob das Loch ordnungsmäßig geschlossen worden sei, ob sich vielleicht in andern Schornsteinen der Oberförsterei Löcher befänden, ob bei wiederholtem Ausbrennen der Schornsteine Anzeichen von Gefahr beobachtet worden seien. Man kann nicht absehen, was sich alles noch daran anhängen kann, und welche Schriftwechsel, Termine und Kosten nötig werden

können. Aber man würde sehr unrecht tun, sich darüber zu beschweren. Die Höhe des Dienstaufwandes und die Zahl der Geschäftsnummern sind der Maßstab für die Güte der Verwaltung; ja es ist als ein Triumph der Verwaltung anzusehen, wenn bei der Auffindung und Verbesserung eines Fehlers, der zehn Pfennige wert war, zwanzig oder fünfzig Mark Kosten auflaufen.

2

Königs Geburtstag

Wie der Herr Bürgermeister dazu gekommen ist, die Feier von Königs Geburtstag auf einmal mit solcher Energie in die Hand zu nehmen, darüber ist viel gestritten worden. Ich habe Grund, zu vermuten, daß die Sache mit einem Besuche des Herrn Regierungspräsidenten zusammenhängt, und will auf unsern Bürgermeister keinen Stein werfen, wenn er sich einer behördlichen Beeinflussung zugänglich gezeigt hat. In den großen Städten, die als selbständige Republiken wie die Rosinen im Kuchen im Staatsganzen sitzen, haben es die Bürgermeister gut, sie sind fast souverän und können ihrer Gesinnungstüchtigkeit ohne Gefahr persönlichen Nachteils Raum geben; aber die kleinen Bürgermeister der kleinen Städte müssen doch auch einen Blick nach oben wenden. Mein Gott, man kann doch nicht wissen, wozu man die Regierung noch einmal braucht. Mag sich dies verhalten wie auch immer, richtig ist, daß bisher die Feier von Königs Geburtstag in unsrer Stadt ziemlich kläglich war.

Es war gleich nach Weihnachten, als der Herr Bürgermeister, noch dazu im amtlichen Teile des Wochenblatts, folgenden Aufruf erließ: Der Geburtstag Seiner Majestät steht vor der Tür. Alle guten Bürger werden sich beeifern, diesen Tag mit gebührendem Glanze zu begehen. Es wird beabsichtigt, der Feier in diesem Jahre einen allgemeinen Charakter zu geben. Ein gemeinsamer Festkommers der Vereine im großen Saale der Harmonie und ein Festessen im Weißen Rosse sind in Aussicht genommen worden. Wir vertrauen, daß sich der bewährte Patriotismus unsrer Mitbürger durch Ausschmückung der Häuser und Teilnahme an den Festveranstaltungen neuerdings aufs glänzendste beweisen werde. Der Bürgermeister.

Die Bürger und Patrioten der Stadt lasen diese Verfügung mit Erstaunen, das noch zunahm, als der Polizeisergeant mit einem kriminalroten Aktendeckel unterm Arm von Haus zu Haus ging, um die einzelnen Vorstände zu einer Besprechung einzuladen, die dann und dann im Stadtverordneten-Sitzungssaale stattfinden sollte. Königs Geburtstag? Man hat in Aussicht genommen? Wir wissen ja von gar nichts. Keine Beratung, keine Sitzung, keine Kommissionen, keine Beschlüsse, und dann — so mir nichts dir nichts Königs Geburtstag feiern? Allgemeines Schütteln des Kopfes. Ganz besonders ungehalten war der Herr Stadtverordnetenvorsteher Flöte. — Sehen Sie, sagte er zu seinen Gesinnungsgenossen, die ihn, um die Sache zu besprechen, in seinem Kontor besuchten, das sind die bürgermeisterlichen Eigenmächtigkeiten und Übergriffe. Solch ein Herr denkt, es gäbe außer ihm niemand, der ein Wort zu sagen hat. Man muß den Herrn Bürgermeister von Zeit

zu Zeit daran erinnern, daß er nicht regierender Herr, sondern Beamter der Stadt ist. Und das mit der Versammlung im Stadtverordnetensaale wird nichts, das kann ich ihm schriftlich geben.

Am Abend wurde die Frage von den Stadtvätern, den eigentlichen und den uneigentlichen, am Stammtische im Roten Adler beraten und von allen und noch etlichen Seiten beleuchtet. Man war darüber einig, daß der Bürgermeister mit seiner Einladung höchst eigenmächtig vorgehe, und daß dies ernstlich gemißbilligt werden müsse.

Wenn der Bürgermeister denkt, meinte einer der Herren, daß ers allein machen kann, dann mag er auch sehen, wie weit er allein kommt.

Nehmen Sie mir das nicht übel, fügte ein andrer hinzu, das kann doch weiß Gott kein Mensch von mir verlangen, Königs Geburtstag zu feiern, wenn ich in solcher Weise übergangen werde.

Der alte Stadtrat „Ub“ hatte eine Einwendung zu machen; er spitzte den Mund und rüstete sich zu einer Entgegnung, was bei ihm immer einige Zeit dauerte. Hier möge eingeschaltet werden, daß der Name „Ub“ ein Spitzname war, den der alte Herr durch seine Gewohnheit erworben hatte, jede Frage, über die zu beraten war, nach dem Schema: „Ub und in welcherlei Weise“ zu behandeln. Also Stadtrat „Ub“ kam endlich zu Worte und sagte: Nach meinem Dafürhalten, meine Herren, wenn Sie mir gütigst das Wort verstatten wollen, kommt es doch nicht darauf an, „ub“ die Stadt vom Herrn Bürgermeister, oder „ub“ sie von dem Herrn Stadtverordnetenvorsteher zur Feier invitiert wird, sondern vielmehr in welcherlei Weise —

Na natürlich, unterbrach ihn der Herr Brauereibesitzer Stackelberg. Wozu denn die Umstände? Königs Geburtstag ist Königs Geburtstag und wird gefeiert, und das gründlich.

Die beiden Reden machten aber nicht viel Eindruck. Es müsse doch alles seine Ordnung haben, meinte man. Außerdem galten auch die beiden Herren für heimliche Reaktionäre, von denen man Verständnis für den wahren Bürgersinn nicht erwarten könne, „Ub", weil er vor Jahren einmal konservativ gewählt haben sollte, und Stackelberg, weil er einen Leutnant zum Schwiegersohn hatte.

Natürlich erfuhr der Herr Bürgermeister brühwarm alles wieder, was in der Sitzung der Stadtväter im Roten Adler verhandelt worden war. Er soll darüber sehr ungehalten gewesen sein und seiner Frau gegenüber sehr respektwidrige Bezeichnungen für die Herren Stadtväter gebraucht haben.

Auch die Vereinsvorstände waren nicht so leicht für eine gemeinsame Königs-Geburtstagsfeier zu haben, wie der Bürgermeister gemeint hatte. Man sollte nicht glauben, zu wie vielen Bedenken eine so einfache Sache wie ein gemeinsamer Kommers Anlaß geben kann, Bedenken gegen das Bier, den Wirt, den Saal, den Platz, die Zeit und Gott weiß, was alles noch. Ja man befürchtete von einer Vereinigung der Vereine das allerschlimmste und zweifelte nicht daran, daß diese Königs-Geburtstagsfeier den rettungslosen Ruin des so blühenden Vereinslebens der Stadt bedeute. Einige der Herren Wirte sprachen es offen aus: Wenn Königs Geburtstag dazu dienen solle, ihnen die Gäste wegzufangen, so dankten sie für solchen Patriotismus. Sie zahlten auch ihre Steuern, und es sei

unverantwortlich vom Bürgermeister, steuerzahlenden Bürgern den Verdienst zu verkümmern. Andre Wirte ließen durch ihre Schwäger, Vettern und Freunde gegen die Feier Stimmung machen und nannten es ein schreiendes Unrecht, daß der Wirt von der Harmonie in solcher Weise bevorzugt werde. Nur die drei Vereine, die in der Harmonie ihre „Lokale“ hatten, waren dem Vorschlage des Bürgermeisters geneigt, hatten aber auch ihrerseits viele Bedenken und Vorbehalte wegen der Plätze, der Aufstellung der Fahnen und der zu haltenden Reden.

Eine Versammlung der Vorstände wäre aber auch bei regerer Beteiligung nicht zustande gekommen, denn der Herr Stadtverordnetenvorsteher hatte genau auf dieselbe Stunde, die der Herr Bürgermeister gewählt hatte, eine Sitzung im Stadtverordnetensaale angesetzt. Nachdem aber der Herr Bürgermeister seine Versammlung auf den nächsten Tag verschoben hatte, schickte Flöte an diesem Tage Handwerker in den Saal, die etwas bessern oder neu anlegen sollten. Hierüber gerieten beide städtischen Würdenträger in einer Kommissionssitzung hart aneinander. Herr Flöte erklärte, über den Stadtverordnetensaal habe er allein zu verfügen, und der Bürgermeister erwiderte, der Saal befinde sich im Rathause, und über das Rathaus habe der Bürgermeister zu disponieren. Flöte habe nicht das Recht, auf eigne Faust reparieren zu lassen, sondern nur Beschlüsse zu fassen. Die Ausführung sei Sache des Magistrats. Wer weiß, was aus dem Streite noch geworden, und ob es nicht zu einem Konflikte der städtischen Behörden gekommen wäre, wenn sich nicht friedlich gesonnene Bürger ins Mittel gelegt und Öl auf die Wogen gegossen

hätten. Der Bürgermeister, der sein Unternehmen gescheitert sah, zog sich grollend zurück.

Wenn man aus gewissen Äußerungen, die die Frau Bürgermeister einige Tage darauf in einem Kaffee tat, auf die Meinung des Herrn Bürgermeisters schließen darf, so muß sich der Herr Bürgermeister damals höchst geringschätzig über Orden und Ehrenzeichen ausgesprochen haben.

Auch Flöte war unzufrieden, sein Ehrgeiz hatte nur einen halben Triumph gefeiert. Flöte war nämlich das eigentliche Stadthaupt, die einflußreichste Person der Stadt. In seinem Kontor — er war seines Zeichens Getreidehändler — wurden alle Angelegenheiten von Bedeutung, städtische wie kirchliche, öffentliche wie private, besprochen und im voraus entschieden. Was Herr Flöte sagte, das galt, was er in die Hand nahm, das wurde durchgeführt. Der verwegne Versuch des Bürgermeisters, Flöte zu übergehen, hatte es verdient, zu mißraten, jetzt wollte er, Flöte, es der Stadt zeigen, daß er zustande bringen könne, was dem Bürgermeister unmöglich gewesen war. Er beschloß also seinerseits, das Festessen zu Königs Geburtstag in die Hand zu nehmen. Und damit wäre das Festessen gesichert gewesen, wenn nicht Flöte auch seine Seite gehabt hätte, wo er sterblich war. Flöte war nicht Freimaurer. Er war, als er sich als junger Anfänger zum Eintritte gemeldet hatte, schlecht behandelt worden und setzte nun einen Ehrenpunkt darein, der Freimaurerei zeit seines Lebens fern zu bleiben. Kaum hatte Flöte sein Zirkular in Gang gebracht, durch das er die Absicht, ein Zweckessen zu veranstalten, mitteilte, als die Loge ihre Absicht äußerte, Königs Geburtstag durch eine eigne

Feier zu begehen. Hierzu kam, daß sich auch der Kreis der Beamten der Bevaterung Flötes gegenüber kühl ablehnend verhielt, und daß die Herren Reserveoffiziere den innern Beruf Flötes, patriotische Feste zu veranstalten, in Zweifel zogen. Herr Flöte mühte sich vergebens, sein Unternehmen kam in immer langsamern Gang und stand zuletzt still. Herr Flöte fühlte sich tief verletzt und gelobte sich, nie wieder patriotischen Anwandlungen nachzugeben.

Meine Herren, sagte Herr Stackelberg an einer der nächsten Abendsitzungen der Stadtväter, ist es nicht eine Schande, daß man überall Sr. Majestät Geburtstag feiert, aber bei uns will nichts zustande kommen? Ist das Patriotismus? Und ich hatte mich so auf die Schleie gefreut. Denn das müssen Sie doch sagen, Schleie kriegt man nirgends so gut wie im Weißen Rosse.

Bei der Erwähnung der Schleie lief eine merkliche Menge Wasser in den verschiednen Mündern der alten Herren zusammen, und man bedauerte es unter mißbilligendem Kopfschütteln über den geringen Patriotismus der Stadt, daß die schöne Feier nicht stattfinden sollte. — Schwere Brett, sagte Herr Stackelberg, wenn der Herr Bürgermeister und der Herr Stadtverordnetenvorsteher nicht wollen, dann lassen sie es bleiben, dann machen wir die Sache allein. — Eine vermessene Rede! Wer hätte es gewagt, eine Sache in die Hand zu nehmen, die von den beiden Stadtregenten aufgegeben war? Auch Herr Stadtrat „Ub“ hätte sich das nicht getraut. Wenn er jedoch die Frage erwog, „ub“ nicht auch ohne die beiden Herren eine Einladung anginge, so bot sich ihm die Möglichkeit eines Komitees aus den Vertretern der verschiednen Stände und Beamtenkategorien.

Dieser Gedanke gefiel. Aber man macht, wenn es sich um das allgemeine Wohl handelt, nicht ungestraft Vorschläge. Wer es tut, muß selbst unweigerlich in die betreffende Kommission oder das betreffende Komitee eintreten. So blieb denn auch der Auftrag, ein solches Komitee zu berufen, auf dem Herrn Stadtrat hängen. Er griff also die Sache mit bewährter Feinheit an. Zunächst versicherte er sich bei den beiden Stadthäuptern, daß er nicht in Ungelegenheiten komme, wenn er die Festfeier wieder in Gang bringe. Sie waren es murrend zufrieden. Darauf schritt er zur Wahl der Komiteemitglieder, einer Sache, auf die außerordentlich viel ankam. Er wählte also — natürlich sich selbst, als Vertreter der Stadt und der eingesessenen Bürgerschaft, den Herrn Amtsgerichtsrat als Juristen und angesehenen Einwohner, den Herrn Seminardirektor als Vertreter der Geistlichen und der Lehrerschaft, den Herrn Postdirektor als Mann des Verkehrs und gewesenen Militär und Herrn Eugen Hirsch als Kaufmann und Vertreter der nicht christlichen Konfessionen. Schade, daß der Herr Landrat nicht da war, das hätte über manche Schwierigkeit hinweggeholfen. Aber der Herr Landrat war aushilfsweise ins Ministerium berufen, und sein Stellvertreter, ein Regierungsassessor, war stadtfremd und viel zu jung, als daß er hätte in Frage kommen können.

Endlich war es gelungen, einen Termin zu finden, an dem alle fünf Herren erscheinen konnten. Und sie erschienen, der Amtsgerichtsrat stolz, der Herr Seminardirektor würdevoll, der Herr Postdirektor militärisch-schneidig, Herr Eugen Hirsch nervös-zapplig und in stetem Mißtrauen, ob er nicht etwa unliebsam

behandelt werde, und der Herr Stadtrat, wie immer, freundlich, beweglich und gefällig. Nachdem man sich gesetzt hatte, eröffnete der Herr Stadtrat die Sitzung, indem er die Anwesenden hochachtungsvollst begrüßte und die Frage zur Diskussion stellte, „ub und in welcherlei Weise“ Königs Geburtstag gefeiert werden solle. Lange Pause. Hierauf ergriff der Herr Amtsgerichtsrat das Wort, indem er in einigen Papieren, die mit der Sache nur sehr entfernte Beziehungen hatten, wie in einem Aktenstücke blätterte, und stellte die Vorfrage, von wem eigentlich die Einladung zu der Sitzung ausgehe. Wenn sie von der städtischen Behörde ausgehe, so könne er nicht verschweigen, daß damit andern Berechtigten vorgegriffen sei. Nach seiner Meinung müsse die Einladung zu Königs Geburtstag von den königlichen Beamten ausgehen. Man trat also dieser Frage näher und stellte durch eine lange, die bisherige Geschichte der Vorbereitungen klarlegende Erörterung fest, daß der Herr Stadtrat seine Einladung nur als Privatmann habe ergehn lassen.

Wenn wir also, fuhr der Herr Amtsgerichtsrat fort, privatim eingeladen sind, so wird es nunmehr nötig sein, die Kommission zu konstituieren und den Vorsitzenden zu ernennen.

Nu? sagte Eugen Hirsch, der Herr Stadtrat hat lassen ergehen die Einladung,. der Herr Stadtrat wird auch präsidieren.

Der Herr Amtsgerichtsrat warf einen stolzen Blick auf Herrn Eugen Hirsch und fuhr, ohne ihn einer Antwort zu würdigen, fort: Nach meiner Auffassung bin ich als ältester und im Range am höchsten stehender Beamter berechtigt, den Vorsitz für mich in Anspruch zu nehmen. Meine Herren, ich

bin ja sonst nicht so sehr auf Formen erpicht, da es sich aber um Königs Geburtstag handelt, bin ich nicht in der Lage, auf Ansprüche zu verzichten, die ich zu erheben berechtigt bin.

Erlauben Sie mal, erwiderte der Herr Postdirektor, ich bin eben so alt wie Sie und Oberstleutnant.

A. D., lieber Herr Postdirektor.

Jawohl a. D., aber wenn ich meine Uniform anziehe, und die ziehe ich zu Königs Geburtstag an, dann rangiere ich mit dem Militär und als Oberstleutnant.

Aber jetzt haben Sie doch Ihre Uniform nicht an. In Zivil bin ich Rat vierter Klasse, und Sie Rat fünfter Klasse.

Nun kam auch noch der Herr Seminardirektor und erörterte seine besondern Rangverhältnisse als Geistlicher und Staatsbeamter, woraus sich eine lange Diskussion entwickelte, die mit einer Lebhaftigkeit geführt wurde, die der Wichtigkeit des Gegenstandes entsprach.

Und Herr Eugen Hirsch saß dabei und ärgerte sich. — Nu, sagte er, wenn die Herren alles nach Rang und Würde einrichten wollen, wo rangiert dann unsereins?

Sie, Herr Hirsch, erwiderte der Amtsgerichtsrat, rangieren gar nicht.

Wie haißt, gar nicht? Aber in der Einkommensteuer rangieren wir doch, und zwar um ein paar Stufen höher als andre Leute, und wenn wir wählen in der ersten Klasse, dann wählen andre in der zweiten. Ich beantrage, daß der Herr Stadtrat, der uns zur Sitzung eingeladen hat, auch den Vorsitz führt.

Man war es zufrieden, weil man so am besten aus allen Schwierigkeiten kam, aber der Herr Amtsgerichtsrat sagte: Fällt mir gar nicht ein, nahm seinen Hut und ging davon.

Nach acht Tagen waren dieselben und noch etliche Herren an derselben Stätte versammelt. Aber welche Mühe, welche Wege, welche Verhandlungen und Überredungen hatte es gekostet, ehe man die Form gefunden hatte, unter der das neue Komitee zusammentreten konnte! Diesmal ging die Einladung vom Herrn Amtsgerichtsrat aus, das Komitee war in angemessener Weise erweitert und die Art festgestellt worden, wie und von wem der öffentliche Aufruf zur Beteiligung an dem Festessen zu unterzeichnen sei. Der Amtsgerichtsrat führte den Vorsitz, der Stadtsekretär war als Protokollführer zugezogen worden.

An den Schwierigkeiten, denen das Komitee schon bei seinem Zusammentritte begegnete, können die weitern Schwierigkeiten ermessen werden, die seine Tätigkeit fand. Ein Festessen zu arrangieren ist nicht schwer, besonders wenn Saal und Wirt von vornherein feststehn, aber die Tischordnung! Diese Tischordnung machte dem Komitee ganz ungeheure Nöte, und es war bei den scharf hervortretenden Gegensätzen und den mancherlei Ansprüchen, die erhoben wurden, mehr als einmal Gefahr, daß das Unternehmen doch noch scheiterte. Die Herren Reserveoffiziere, die man natürlich einlud, erklärten, durch einen Offizier a. D. nicht genügend im Komitee vertreten zu sein, und machten Anstalt, sich auszuschließen und beim Regiment in M. zu feiern. Die Herren beim Eisenbahnbetriebsamte, die man eigentlich ganz vergessen hatte, zürnten und erklärten, mit der

städtischen Feier nichts zu tun zu haben. Und Flöte und sein Anhang standen der Sache sehr kühl gegenüber. Wenn nicht die Schleie gewesen wäre, wer weiß, ob die Bürgerschaft nicht fern geblieben wäre, weil Herr Flöte in seinem Selbstgefühl verletzt war.

Und so kam denn das Festessen, zunächst noch ohne Reserveoffiziere und das Betriebsamt, zustande; aber es war zu hoffen, daß es den Überredungskünsten des Stadtrats „Ub" gelingen werde, auch hier noch einen Ausgleich zu finden.

Aber Königs Geburtstag sollte doch eine allgemeine Feier werden. An ihr sollte sich nicht nur der Patriotismus der bevorzugten Stände, sondern der ganzen Stadt zeigen — bis hinab zu den Schichten, wo die Staatssteuer erlassen wird, und der Patriotismus überhaupt aufhört. Dies erwog das Komitee in gründlicher Betrachtung. Ein gemeinsamer Kommers der Vereine hatte sich, sagen wir es offen, der Wirte wegen als unmöglich erwiesen. Was aber sonst? Da schlug der Herr Postdirektor vor: einen Festzug mit Lampions, eine Versammlung auf dem Markte, eine patriotische Ansprache und Nachfeier der Vereine in ihren verschiednen Lokalen. Diese Idee wurde mit Freuden angenommen.

Sogleich bildete sich eine Abordnung des Komitees, die den Auftrag erhielt, mit den Vereinen in Verbindung zu treten und alles zu ordnen. Sie tat es nicht ohne einige Beklemmung, denn es galt eine schwierige Aufgabe zu lösen, nämlich die Reihenfolge zu finden, in der die Vereine im Festzuge eintreten sollten. Zuerst wurde die alphabetische Reihe vorgeschlagen. Damit waren der Arion, der Begräbnisverein und der Communalverein einverstanden. Aber

die Stenographen, die Urania und die Zimmerleute widersprachen. Da keine Einigung zu erzielen war, wurde die Festfeier überhaupt fraglich. So möge man doch losen, wurde vorgeschlagen. Also wurde gelost. Hierbei kamen die Kriegervereine an die siebente Stelle. Die Kriegervereine ließen durch ihre Vorstände erklären, sie unterwürfen sich nicht der Bestimmung, verlangten vielmehr, an die Spitze des Zuges gestellt zu werden. Das sei ihr Recht. Große Entrüstung der übrigen Vereine. Was denn diesen Kriegern einfalle? Ob sie denn etwas besseres sein wollten als alle andern Bürger? Sie sollten sich nur nicht so mausig machen; wer etwas vorstellen wolle, trete noch lange nicht in den Kriegerverein. Und Geld hätten sie auch nie in ihrer Kasse, weil sie immer alles vertränken. — Man erkundigte sich höhern Orts, ob denn die Kriegervereine das Recht hätten, für sich eine Ausnahmestellung vor allen andern Vereinen zu beanspruchen. Antwort: Jawohl. Die Kriegervereine dürften, ohne die Polizei zu fragen, Versammlungen halten, Aufzüge machen, und sie dürften beanspruchen, in jedem Festzuge voranzugehen. Ja, es sei ihnen verboten, sich an einem Aufzuge zu beteiligen, in dem sie nicht die erste Stelle einnähmen. — Als diese Entscheidung bekannt wurde, und als die Kriegervereine noch besonders die Musik für sich beanspruchten, um auch ihre Fahnen militärisch holen und abbringen zu können, erhob sich ein großer Tumult. Das werde ja immer schöner. Ob denn die Kriegervereine den Patriotismus gepachtet hätten? Das sei ein schöner Patriotismus, eine patriotische Feier durch persönliche Ansprüche zu stören. Unter solchen Umständen danke man für Obst, und Königs Geburtstag könne feiern, wer wolle.

Man kann sich denken, welche Arbeit das Komitee hatte, welche Wege gelaufen, welche Überredungskünste aufgeboten werden mußten. Endlich fand man einen Ausweg. Freilich eine Anzahl von Vereinen war nicht zu versöhnen, aber die andern waren es zufrieden, daß die Kriegervereine zwar vorausgingen; aber die Musik müsse dann erst hinter den Kriegervereinen kommen. Dem widersprachen aber die Kriegervereine. Der Festzug konnte doch auch nicht stumm beginnen. Ein zweites Musikkorps war nicht zu haben, was nun machen? Da erhob sich der Herr Stadtsekretär mit dem rettenden Gedanken, man könnte ja die Jugend heranziehen. Man könnte die Trommler der verschiednen Schulen und alle, die sonst Trommeln hätten, zu einem Korps von fünfzig bis hundert Trommlern vereinigen und diese dem Zuge vorausgehen lassen. — Schön, sehr schön. Wer aber würde die Einübung der Trommler übernehmen? — Das werde er mit Vergnügen selber tun. — Ausgezeichnet!

Sogleich machte sich der Herr Stadtsekretär mit Feuereifer an seine Aufgabe. Wir wollen hier verraten, daß er in seinen Militärverhältnissen Tambourmajor gewesen ist, und daß er es sich schön dachte, nachdem er solange im Schatten seines Bureaus gearbeitet hatte, einmal wieder mit der ihm eignen Würde und Schönheit an die Sonne der Öffentlichkeit zu treten. In der Tat ist er in dieser Zeit in schöner Haltung öfter vor dem Spiegel gesehen worden, als es seine Haarverhältnisse forderten. Jeden Abend nach der Schule versammelten sich gegen siebzig Trommler im Turnsaale der Volksschule, große Knaben, kleine Knaben, gute Trommeln, schlechte

Trommeln, es galt alles. Nach vierzehn Tagen hatte der Stadtsekretär seine Jungens so weit, daß sie Reihe und Schritt hielten, daß sie nicht allmählich in Sturmmarsch verfielen, und daß sie Reveille, Zapfenstreich und Armeemarsch Nr. 4 schlagen konnten. Da nun die Knaben auf dem Hin- und Heimwege fleißig auf ihren Trommeln klapperten, da an allen Ecken Trommlerhäuschen standen, die vorübten oder nachübten, und da der Herr Stadtsekretär bei gutem Wetter mit seiner ganzen Schar auf den Schulhof kam, um zu üben und sich an dem Sonnenschein der Öffentlichkeit zu erlaben, so wurde das ganze Stadtviertel in der Umgebung der Volksschule trommelnervös. Auch sonst hörte man Klagen in der Stadt. Das Trommeln und Klappern auf Höfen, in Vorsälen, in Kellern und auf Böden wollte kein Ende nehmen.

Inzwischen hatten sich die beiden Kriegervereine veruneint, nämlich wegen der Frage, wer von ihnen beiden den Vortritt haben sollte. Der eine Verein hieß „Kriegerverein mit Gewehr" und verlangte seiner Gewehre wegen den Vortritt. Dies waren die jüngern Leute. Der andre hieß „Verein der Kriegskameraden". Dies waren die alten Leute, die ihrerzeit Pulver gerochen hatten. Die Zumutung, in zweiter Stelle zu gehen, wiesen sie mit Verachtung zurück: I, wir werden doch nicht hinter den Jungens herziehen! Es war nicht möglich, zu einer Einigung zu kommen, und so blieb die Sache unentschieden.

So nahte Königs Geburtstag. Schon einige Tage zuvor ermahnte ein Civis die Bürgerschaft, den Festtag mit einer glänzenden Illumination zu beschließen. Zugleich kündigte Seifensieder Lorenz seine

Illuminationslämpchen und Lichter größter Auswahl an. Tags darauf wurde von einem andern Civis darauf aufmerksam gemacht, daß die Fahnen z. B. des Rathauses und der Schulen recht verbraucht seien, und daß es angezeigt sei, sie durch neue zu ersetzen. Zugleich las man eine Annonce, daß Fahnenstoffe in allen Farben und Preislagen soeben bei Salomon Maier eingetroffen seien. Die Schaufenster wurden in glänzender Weise ausgeschmückt. Man sah Königsbüsten von Seife und Schokolade, zwischen Westen- und Hosenstoffen, Bratwürsten und Südfrüchten, man sah die deutschen und die Landesfarben aus Papier und Kleiderstoffen, aus Flüssigkeiten, Erdfarben und Glanzleder hergestellt. Am Abend zuvor war Zapfenstreich. Schon von sieben Uhr an wimmelte es auf den Straßen von Kindern mit Stocklaternen, von acht Uhr an begannen sich die Trommler trommelnd zu sammeln, um neun Uhr setzte man sich zum Zapfenstreich in Bewegung, vorauf der Herr Polizeikommissarius und zwei Polizisten, dann eine Abteilung der freiwilligen Feuerwehr mit Fackeln, dann der Herr Stadtsekretär mit einer breiten Schärpe und mit freudig glänzendem Gesichte, dann drei Tambourmajors und siebzig Trommler, dann ein Haufen Volkes, große und kleine Leute, mit und ohne Laternen. Man zog durch alle Straßen, und die in ihren Stammkneipen versammelte Bürgerschaft nahm den Zapfenstreich zum Anlaß, in patriotischer Erhebung noch einen zu trinken.

Natürlich war Festgottesdienst. Der Herr Superintendent, der die Gewohnheit hatte, seine Predigt etwas spät anzufangen, war schon am Abend vor dem Feste durch die Trommler, die sich gerade unter seinem

Fenster versammelten, arg gestört worden. Er hatte bis tief in die Nacht hinein arbeiten müssen. Des Morgens um fünf Uhr ging die Klapperei schon wieder los, und an Schlaf war nicht zu denken, auch nachdem die Reveille abgezogen war. Um sieben Uhr wurde vom Turme „Nun danket alle Gott“ geblasen, um neun Uhr begann der Festgottesdienst, zu dem sich alles versammelte, was eine amtliche Stellung bekleidete. Der Herr Organist zog alle Register, und der Herr Kantor ließ von seinem Kirchenchore seinen Lieblingspsalm singen: „Richte mich, Gott, und führe meine Sache wider das unheilige Volk“ von Mendelssohn. Und das unheilige Volk saß dabei und hörte es mit Andacht an. Der Herr Superintendent hielt eine schöne Predigt, der es freilich zufolge der verdorbnen Nacht an Frische fehlte, worauf die Festversammlung unter Orgelgetöse, aus dem hie und da Bruchstücke aus „Heil dir im Siegerkranz“ hervorbrachen, das Gotteshaus verließ.

Um elf Uhr fanden die verschiednen Schulaktus statt. Im Seminar glänzte der Seminarmusikdirektor mit seiner Vorführung patriotischer und nichtpatriotischer Lieder, die nach seiner ganz besondern Gesangmethode vorgetragen wurden, im Progymnasium hielt der Mathematiker nach berühmten Mustern die Festrede, die mit Seiner Majestät begann, aber dann zur Erörterung der Vorzüge der Euklidischen Methode überging, und in den Stadtschulen wurden wohlaufgeschriebne, wohlgelernte und mit zahllosen Zitaten gespickte Reden auf die Verdienste des Königshauses um das Vaterland gehalten.

Inzwischen hatte sich eine Anzahl von Patrioten unter der Führung von Meister Burkardt, der seiner-

zeit Artillerist gewesen war, der Böller der Schützen-gesellschaft bemächtigt und sie auf den Stadtberg geschleppt. Hier eröffneten sie unter Verwendung einer unbilligen Menge Pulver und großer Graspfropfen und umdrängt von einer Schar fürwitziger Jungen ein Bombardement auf die Stadt, daß die Fenster klirrten, und manche Bürgersfrau „Ach du lieber Gott!“ rief und Teller oder Tasse vor Schrecken beinahe aus der Hand fallen ließ. Es ist ein wahres Wunder, daß kein Unglück geschehen ist. Kantors Fritzen ist ein Graspfropfen dicht am Ohre vorbei geflogen. Und daß die alten Rohre nicht geplatzt sind, auch das muß als Wunder angesehen werden. Schließlich wurde das Pulver alle, und zwar eine Viertelstunde vor dem Königshoch, dem eigentlich die Schüsse gelten sollten.

Um vier Uhr sollte das Festessen beginnen. Das Komitee war noch immer in fieberhafter Tätigkeit. Die Tischordnung war noch mehrmals umgeworfen worden. Die Herren vom Betriebsamte noch nachträglich zu gewinnen, nachdem man sie von vornherein übergangen hatte, war nicht mehr möglich gewesen. Dagegen hatten die Reserveoffiziere darauf verzichtet, nach M. zur Regimentsfeier zu reisen, nachdem sie durchgesetzt hatten, daß ein Militär, nämlich der Herr Postdirektor, die Kaiserrede hielt, was sowohl den Herrn Amtsgerichtsrat wie auch den Herrn Superintendenten arg verschnupfte. Man einigte sich nach langen Verhandlungen dahin, daß zwar der Herr Postdirektor das Königshoch ausbringen, der Vorsitz an der Tafel aber dem Herrn Amtsgerichtsrat als Rat vierter Klasse bleiben solle. Auch mit Herrn Flöte hatte man seine liebe Not. Er machte allerlei

Ausflüchte, die deutlich erkennen ließen, er wolle sich nicht beteiligen, weil seine Selbstliebe verletzt war. Aber ohne Flöte ging es doch nicht — ganz und gar nicht. Alle Freunde kamen und drängten. Man hielt ihm vor, wie hochverdient er sich um das Vaterland machen, und wie sehr er als der erste Mann der Stadt erscheinen würde, wenn er die Volksrede vom Altan des Rathauses halten wollte. Niemand könne das besser als er. Das machte Eindruck, um so mehr, als es hieß, daß der Bürgermeister die Absicht habe, die Rede selbst zu halten. Er gab also seine Zustimmung. Aber seine Anmeldung zum Festessen fehlte noch immer. Man wird leicht ermessen, wie viel davon abhing, daß Herr Flöte seinen richtigen Platz bekam.

Die ersten Festgäste erschienen schon, als man mit den Vorbereitungen gerade fertig war. Der Saal machte einen überaus feierlichen Eindruck. Die Ehrenseite wurde von dem Vorhange der Bühne gebildet, auf dem sich einige dürftig bekleidete menschliche Wesen von zweifelhafter Anatomie über bläuliche Watte herumkugelten. Unten vor der Bühne waren die bekannten vier Lorbeerbäume, die bei Hochzeiten und Begräbnissen erster Klasse ihre Rolle zu spielen pflegten, aufgestellt. Dazwischen, gerade vor dem Souffleurkasten auf einer mit Stoff in den Landesfarben benagelten Kiste, das Brustbild Seiner Majestät. Die wie üblich in Hufeisenform gestellte Tafel war aus Mangel an Raum bis dicht an das Lorbeergebüsch herangerückt worden, sodaß dort einige Plätze verloren gingen.

Die Teilnehmer fanden sich ein, der Bedeutung des Tages entsprechend von der eignen Bedeutung überzeugt und voll Erwartung, ob auch dieser Be-

deutung ihr Recht werde. Man kann nicht behaupten, daß allen Ansprüchen genügt worden wäre, und man konnte während der Tafel manche bedauernde Bemerkung über die Intelligenz und den Gerechtigkeitssinn des Komitees vernehmen. Noch im letzten Augenblick erschienen einige Teilnehmer, die es gerade noch möglich gemacht hatten zu kommen. Man rückte also in den obern Regionen, so sehr wie es möglich war, die Stühle zusammen. Zu allerletzt erschien — Herr Flöte. Sein Blick schweifte über die Festtafel, und siehe, es war kein Platz frei. Herr Flöte versteinerte und blieb so in der Mitte des Saales stehn. Noch einige Augenblicke, und er wird sich umwenden und davon gehn, weil er, die wichtigste Person der Stadt, bei Königs Geburtstag keinen Platz gefunden hatte. Welch ein Unglück, welch ein Verhängnis! Herr Stadtrat „Ub“ rang die Hände, und der Herr Amtsgerichtsrat trat ungeduldig und ratlos von einem Fuß auf den andern. In demselben Augenblick erschien der Oberkellner mit der Miene eines Pudels, der seine wohlverdienten Schläge erwartet, einen Brief in der Hand haltend. Dieser Brief sei gestern abgegeben und von Franz oder Schorsch oder sonst wem vergessen worden. Es war die formgerechte Anmeldung Flötes zum Königsessen.

Seid ihr denn ganz des Teufels! rief der Amtsgerichtsrat aus. Solch einen Brief zu vergessen! Ja, was machen wir denn nun?

Aber der Oberkellner war der Schwierigkeit des Augenblicks gewachsen. Er ließ das Lorbeergebüsch auseinanderrücken, Seiner Majestät Bildnis hinter den Souffleurkasten stellen und das Postament entfernen. So wurde gerade noch ein Platz gewonnen.

Und Herr Flöte ließ sich erbitten, diesen Platz einzunehmen.

Gott sei Dank! Man konnte sich nunmehr allerseits befriedigt setzen und durch Entgegennahme der Suppe zur Feier des Tages übergehen.

Das Festessen verlief glänzend. Der Herr Postdirektor hielt seine Rede, schneidig, mit markigem Tone und zündenden Worten. Man stimmte begeistert in das ausgebrachte Hoch ein und sang Heil dir im Siegerkranz — so weit, als im Gedächtnis der Text reichte. Die Tafelmusik machte mehr Lärm denn je, die Schleie waren ausgezeichnet, und der Wein trinkbar. Man konsumierte, ein Zeichen der Bedeutung des Tages und des gehobnen patriotischen Gefühls der Versammelten, 134 Flaschen Weißwein, 84 Flaschen Rotwein und 40 Flaschen Sekt.

Die Wirkungen dieses patriotischen Strebens blieben denn auch nicht aus. Man konnte nach Schluß des Festmahls den Herrn Bauinspektor und den Herrn Bürgermeister Arm in Arm in Kurven dritter bis siebenter Ordnung über den Marktplatz segeln sehen. Die Perücke des Herrn Katasterkontrolleurs sowie sein Hut hatten einen merkwürdigen Sitz eingenommen. Der Herr Provisor in Uniform, der nach dem Essen in einer feinen Gesellschaft mit Tee und Damen erscheinen mußte, gelangte gerade noch bis zu einem Stuhle, wo er stocksteif sitzen blieb, indem er seine Tasse Tee, die man ihm in die Hand geschoben hatte, in höchst gefährlicher Weise balancierte. Und der Herr Stadtkämmerer wurde im Laufe des Abends im Saale des Roten Adlers gefunden, wo er, in einem Winkel auf seinem Stuhle sitzend, den Schlaf des Gerechten schlief. Derartige Vorkommnisse würden unter

andern Umständen billig den Unwillen der Alten und den Spott der Jungen herausgefordert haben. Aber bei Königs Geburtstag liegt doch die Sache anders. Was sonst für unschön und direktionslos gehalten wird, das gilt an diesem Tage für edel, löblich und patriotisch.

Was von der Tafelgesellschaft noch leistungsfähig war, begab sich in den „Prinzen Ferdinand“, um sich bei einem Glase Spatenbräu zu beruhigen und die Zeit bis zum Festzuge der Vereine abzuwarten. Unter ihnen befand sich auch Herr Flöte, und zwar mit etwas belastetem Gewissen, denn er hatte ja noch eine patriotische Rede zu halten und hatte, es war nicht zu leugnen, für seine Verhältnisse etwas viel getrunken. Demnach fuhr er mit der Hand ab und zu nach dem Manuskripte in seiner Brusttasche, ohne jedoch dazu zu kommen, es anzusehen.

Inzwischen hatten sich die Vereine am Hospitalplatze versammelt. Schon lange vorher hatte die Trommlerjugend ihr Geklapper begonnen, dann hatten sich des Stadtmusikus Leute mit ihren Instrumenten versammelt, zuletzt waren die Vereine zögernd angekommen. Nur der „Kriegerverein mit Gewehr“ fehlte. Die Festordner schrien sich heiser, es gab einige Drängelei, Feuerwerkskörper wurden unters Publikum geworfen. Weiberstimmen kreischten auf, alles, wie das so zu sein pflegt. Endlich war man in Ordnung. Die große Pauke gab das Signal, der Zug fing an sich in die dichte Menge des Publikums hinein zu schieben, der Herr Polizeikommissarius und zwei Polizisten voraus, dann eine Reihe Feuerwehrmänner in voller Ausrüstung mit Fackeln, dann der Herr Stadtsekretär mit seinen Jungens, dann

das übrige. Des Stadtsekretärs große Stunde begann.

An der Aubrücke gab es eine Stockung. Was ist denn los da vorn? Es sah aus, als werde ein Gefecht geliefert. Es erhob sich ein großes Geschrei. Was ist denn los? Jenseit der Aubrücke, wo sich die Straße im rechten Winkel wendet, um in die Hauptstraße einzumünden, hatte sich hinter einer Mauer der „Kriegerverein mit Gewehr“ aufgestellt. Als nun die Spitze des Zuges an ihm vorüber war und zufolge der Enge der Brücke der Zug nicht schnell genug folgen konnte, rückte der Kriegerverein, die Trommler zur Seite schiebend, in die Lücke ein. Dies war ein taktisches Manöver, das der militärischen Tüchtigkeit des Vereins alle Ehre machte, aber großen Zorn bei den „Kriegskameraden“ hervorrief. Kaum war die erste Überraschung vorüber, so stießen die beiden Vereine feindlich aufeinander. Schon fing man an, mit den beiderseitigen Fahnen aufeinander loszuschlagen, als sich Herr Stadtrat „Ub“ ins Mittel warf. — Meine Herren, rief er, meine Herren, ich bitte Sie um Gottes willen, bedenken Sie, was Sie tun, Sie als Krieger, an Königs Geburtstag!

Ach was, Sie alter Pampel, antwortete man ihm, gehen Sie nach Hause, setzen Sie sich hinter den Ofen.

Stadtrat „Ub“ ließ sich aber nicht abschrecken, sondern ruhte nicht eher, als bis er einigermaßen Frieden gestiftet hatte. Die große Pauke setzte wieder ein, und der Zug setzte sich wieder in Bewegung. Glücklicherweise ist der Vorgang nicht von vielen Leuten gesehen worden. Die Sache hat sich aber so zugetragen, wie ich erzählt habe. Ich habe auch hinterher den neuen schönen Zylinder des Herrn

Stadtrats gesehen, der bei der Affäre einen Knick bekommen hat, den er zeitlebens nicht verwunden hat.

Auf dem Marktplatze hatte sich eine große Menge Menschen versammelt, auf dem Rathause erwartete man das Kommen des Zuges. Im Stadtverordnetensaale waren die „Spitzen" versammelt. Alles bemühte sich, eine möglichst feste und würdevolle Haltung anzunehmen, was auch gelang; nur die Gespräche waren etwas gewaltsam und stockend, was aber niemand auffiel. Auf dem Altan standen die Herren, die berufen waren, die dem Landesherrn geltende Ovation entgegen zu nehmen, das Komitee und vor allem Herr Flöte, der noch immer nicht dazu gekommen war, sein Manuskript durchzulesen. Jetzt bog die Spitze des Zuges in die Hauptstraße ein, zuerst die rotqualmenden Fackeln und dann die Reihen hüpfender und schwankender Papierlaternen. Herrn Flöte war nicht wohl zumute. Die vielen unruhigen Lichter waren ihm sehr fatal. Und diese schreckliche Pauke! Schon von ferne her tat sie, als wenn sie alles allein beherrschen wollte, aber als sie unten unterm Balkon vorüberzog, paukte sie mit ihrem Höllenlärme dem Redner alle Gedanken erbarmungslos auseinander, die sich mühsam zur Rede versammeln wollten. Herrn Flöte stand der Angstschweiß auf der Stirn. Jetzt sang man Deutschland, Deutschland über alles, die Stadtkapelle spielte, die Dirigenten der verschiednen Gesangvereine dirigierten ihre Vereine, das Volk stimmte auf seine Weise ein, es klang wie eine Fuge. Jetzt wurde es still. — Nun bitte, Herr Stadtverordnetenvorsteher. Der Herr Stadtverordnetenvorsteher stieß einen letzten Stoßseufzer aus und legte los.

Was Herr Flöte geredet hat, hat er hinterher nicht mehr gewußt, mit der von ihm ausgearbeiteten patriotischen Rede mag es wohl gewisse Beziehungen gehabt haben. Unten auf dem Marktplatze haben sie, wie das bei solchen Reden üblich ist, nicht viel mehr gehört als einen gewissen Rhythmus einzelner bellender Laute. Der Schluß: Er lebe hoch! ist gehört und mit Tusch, Hüteschwenken und Hurra beantwortet worden.

Dies war der Schluß der offiziellen Feier. Was hernach noch geschehen ist, wo überall der Stadtsekretär mit seinen Trommlern noch herumgezogen ist, was für Reden noch gehalten sind, wieviel Bier getrunken ist, wann man nach Hause gekommen ist, und was die betreffenden Ehefrauen dazu gesagt haben, darüber berichten meine Quellen nichts. Nur das kann noch gesagt und darf nicht verschwiegen werden: der Erfolg der patriotischen Feier war „ein großartiger“. Die Befriedigung am Tage nach Königs Geburtstag war allgemein — das heißt vermischt mit einem gelinden Kopfschmerz. Der Herr Bürgermeister war mit der Haltung der Bürgerschaft zufrieden. Er soll sich an diesem Tage über Orden und Ehrenzeichen weniger absprechend geäußert haben. Herr Flöte nahm die Lobsprüche seiner Freunde mit würdevoller Bescheidenheit entgegen und kam zu der Überzeugung, daß er es doch wohl besser gemacht habe, als er es selbst gedacht hatte. Herr Eugen Hirsch war in gehobner Stimmung, weil er unter den Herren vom Komitee auf dem Altan des Rathauses gestanden hatte, wo ihn alle seine Leute gesehen hatten, und der Herr Amtsgerichtsrat, weil er präsidiert hatte. Den Herren Bürgern waren die Schleie und der

Rotwein in allerbester Erinnerung. Herr Stackelberg freute sich, daß er sich, ohne den Einspruch seiner lieben Frau fürchten zu müssen, einmal gründlich satt getrunken hatte. Die Wirte strichen schmunzelnd den Verdienst ein. Und der Herr Stadtsekretär war innigst gerührt über sich selbst und darüber, daß er der Stadt mit seinen Jungens so schön etwas vorgetrommelt hatte. Der Festbericht im Tageblatte wurde allerseits mit großer Sammlung gelesen, und alles war mit dem Berichterstatter darin einverstanden, daß sich der Patriotismus der Bürger im glänzendsten Lichte gezeigt habe. Und in der Tat, wenn der Wert einer Sache daran gemessen werden kann, was ihre Durchführung für Schwierigkeiten gemacht hat, so war diese Königs-Geburtstagfeier eine Sache von hohem Werte. Unter Patriotismus versteht man bekanntlich die Hingabe ans Allgemeine. Das Vaterland wird in Zeiten, die die Opferwilligkeit der Bürger fordern, auf den Bürgersinn unsrer Stadt Häuser bauen können.

3

Eine Geschichte, in der rein gar nichts geschieht

Das alte Strickhannchen saß am Ausgange des Dorfs auf einer Ackerwalze in einer Umgebung von Kletten, Brennesseln und großen Steinen und strickte. Es war ein schöner Herbstabend, keine Wolke am Himmel und kein Hauch in der Luft, die Vögel schwiegen, nur ein paar Grillen machten Musik. Über dem Anger lag ein leichter Nebel, und zwischen den Weiden, die den Anger begrenzten, stieg ein dünner Rauch kerzengerade empor. Auf dem Wege, der an den Weiden vorüberführte, stand ein dunkel gestrichner Wagen mit einer Leinwandplane. Strickhannchen strickte mit ihren alten Knebelfingern, daß die Nadeln flogen, und sah gerührt über ihre eigne Güte an ihrer frisch gewaschnen Schürze hinab mit einer Miene, als wollte sie sagen: Lieber Gott, da sitze ich nun mit meiner reinen Schürze und mit meinem langen Strickstrumpfe und arbeite und bin schon so alt und bin immer noch so gut, und niemand gibt einem etwas. Darauf ließ sie die Augen

herumwandern, ob nicht einer da sei, der sie hier so schön sitzen und stricken sehen könnte. Aber es war niemand zu sehen. Nur der Wagen stand auf dem Wege am Anger, und eine dünne Rauchsäule hob sich in die Luft.

Nach einiger Zeit kam Riemer-August mit seinem Gespanne vom Felde zurück. Er saß seitlich auf dem Handpferde und machte zu den Schritten seines Gauls mit Schultern und Armen schaukelnde Bewegungen, und hinter ihm klapperte die Ringelwalze her.

'N Abend, Hannchen. Na, noch so fleißig?

Lieber Gott ja, was will man weiter tun? 'N Abend auch. — August fuhr weiter.

Was ist denn das für ein Wagen am Anger? rief Hannchen hinter ihm her.

Wa?

Was das für ein Wagen am Anger ist?

Das wird wohl Schwarzlose aus der Schlenzer Pulvermühle sein, der mit „Diamit" nach Hermannshall fährt.

Hannchen schüttelte den Kopf. — Darf der denn so nahe am Dorfe seinen Wagen stehn lassen?

Weiß ich nicht. Er muß doch wohl.

Strickhannchen schüttelte nochmals den Kopf, blieb aber sitzen.

Kurz darauf kamen ein paar junge Mädchen in hellen Kleidern den Weg am Anger entlang gegangen und zogen sorglos an dem unheimlichen Wagen vorüber. Es war Pastors Mariechen mit einer Freundin. Sie hatten nach junger Mädchen Weise „gegraft" und hielten die Hände voll Blumen.

Guten Abend, Hannchen, sagte Pastors Mariechen. Hier sitzt sichs aber schön, nicht wahr?

Sitzen tut sichs hier ganz schön, Fräulein Mariechen, aber dahinten steht Schwarzlosen sein Pulverwagen. Und ein Feuer hat er auch dabei angemacht. Wenns nur kein Unglück gibt.

Das ist ja aber schrecklich! Und wir sind ganz nahe vorbeigegangen.

Und es roch auch so eigentümlich nach Pulver, fügte die Freundin hinzu.

Aber das sollte man doch nicht dulden, rief Pastors Mariechen.

Nein, Fräulein Mariechen, das sollte man ganz und gar nicht dulden, denn das könnte das größte Unglück geben, sagte Hannchen und blieb sitzen. Die beiden jungen Mädchen verschwanden eiligst in der Dorfgasse.

Aus der Dorfgasse heraus kam im langsamsten Feierabendschritte Vetter Christoph, die Lederhosen in den Strümpfen, Pantoffeln an den Füßen, ein Käppchen auf dem Kopfe und die lange Pfeife im Munde. Zehn Schritte hinter ihm zog im gleichen Tempo Meister Lampe, der Dorfschuster. Vetter Christoph langte bei Strickhannchen an, sagte guten Abend und besah sich die Walze, die Steine, die Kletten und die Brennesseln. Zuletzt blieb sein Blick an dem Wagen neben dem Anger haften.

Was ist denn das für ein Wagen?

Weiß ich nicht, erwiderte Lampe, der inzwischen herangekommen war. Hannchen, die es wußte, aber nicht angeredet worden war, schwieg.

Der Benneckenröder Topfhändler ist es doch nicht, und der Viehhändler aus Rodenhagen ist es doch auch nicht. Hannchen, was ist denn das für ein Wagen?

Das ist natürlich Schwarzlose aus der Schlenzer Pulvermühle, erwiderte Hannchen mit einiger Überlegenheit. Und ein Feuer hat er auch beim Wagen angemacht, das kann das größte Unglück geben.

Hm! — Tiefes Nachdenken.

Ja, das kanns größte Unglück geben, fügte Meister Lampe hinzu, das ganze Dorf kann in die Luft gehen, wenigstens was das Oberdorf ist, da bleibt nicht ein Stein auf dem andern stehn.

Da müßte aber doch der Schulze vor sorgen.

Ja, das müßte der Schulze tun.

Vetter Christoph und Lampe blieben also in ernstem Nachsinnen „vor dem Tore“ stehn und schauten nach dem Wagen und nach dem Feuerchen unter den Weiden, das seinen Rauch in die Höhe steigen ließ. Hierbei übten sie auf alle, die über die Dorfstraße gingen, eine geheimnisvolle Anziehungskraft aus. Einer nach dem andern kam angezogen, Männer mit und ohne Pfeife, Frauen mit und ohne Säugling und Kinder, große und kleine. Die Männer standen in geschlossenen Haufen, die Frauen in Reihen an des Kantors Gartenmauer, und die Kinder trieben im weitern Umkreise auf eigne Rechnung und Gefahr Unfug. Natürlich fehlte auch der alte Blechschmidt, ein achtundvierziger Veteran, nicht. Da nun Pulver ins Kriegsdepartement gehört, so führte er das große Wort und erzählte Gott weiß zum wievieltenmale seine alten Kriegsgeschichten aus dem Badenser Feldzuge: wie sie bei Waghäusel mit einem Schrapnellschusse einen Pulverkarren von den verdammten Kerls von „Freischälern“ in die Luft geschossen hätten, und wie da die Arme und Beine nur so in der Luft herum geflogen wären, es sei schauderhaft gewesen. Und

wie sie vor Rastatt hinter einem Damme gelegen hätten, und wie sein Nebenmann immer über den Damm gesehen hätte, und wie der Unteroffizier Freier — er sei hernach Gendarm in Wagendorf geworden — ihm die Flasche hingehalten hätte und gesagt: Kamerad, nimm deinen Kopf weg, trinke lieber einmal, aber da hätte er schon keinen Kopf mehr gehabt. Und der Kreis der Umstehenden hörte die alten bekannten Geschichten im Hinblick auf die gegenwärtige gefährliche Lage mit vermehrtem Gruseln an.

Da tauchte der Kopf des Herrn Kantors über die Gartenmauer empor. Der Herr Kantor trug seine Bienenmütze, ein uraltes Gebäude von unbestimmter Form und Farbe, und war mit einem alten pappenen Fernrohre bewaffnet. Mit der Umständlichkeit, die jede fachmännisch gewissenhafte Untersuchung fordert, prüfte er mit seinem Fernrohre den Sachverhalt und stellte fest, daß der fragliche Wagen in der Tat ein Pulverwagen sei, und daß die vorschriftsmäßige schwarze Fahne mit dem weißen P daran mit genügender Deutlichkeit erkannt werden könne, endlich daß der aufsteigende Rauch von einem Feuer herrühre. Wenn es also Wind gäbe, und wenn ein Funke in den Wagen flöge, und wenn eins der Pulverfässer gerade einen Spalt habe, und wenn Pulverkörner herausgefallen seien, so seien alle Bedingungen zu einer Explosion vorhanden.

Und dann flögen Sie mitsamt Ihrem Bienenhause zuerst mit in die Luft, Herr Kantor, sagte Meister Lampe.

Und das halbe Dorf fliegt hinterher, fügte ein andrer hinzu. Na, mir kanns egal sein, ich wohne hinter dem Kirschberge.

An Ihrer Stelle, Herr Kantor, sagte der alte Blechschmidt, würde ich die Sache in die Hand nehmen.

So gehen Sie doch selbst hin und löschen Sie dem Menschen sein Feuer aus, erwiderte der Kantor.

Das sind meine Sachen nicht, das sind dem Schulzen seine Sachen.

Und Ihre Sache ists auch, Herr Kantor, sagte ein andrer, indem daß Sie Gemeindesekretär sind.

Der Herr Kantor protestierte dagegen, daß ihm als Gemeindesekretär zugemutet werde, Polizeidienste zu tun, sah aber ein, daß er persönlich bei der Sache beteiligt sei. Denn erstens waren er und sein Bienenhaus in Gefahr, und zweitens tat der Schulze überhaupt nichts, wenn er nicht vom Herrn Kantor in Bewegung gesetzt wurde. So verschwand also der Herr Kantor, zog seinen Ausgeherock an, setzte seine gute Mütze auf und machte sich auf den Weg zum Herrn Schulzen, der am andern Ende des Dorfes wohnte.

Der Herr Schulze hatte längst an einer gewissen Unruhe auf der Dorfstraße gemerkt, daß im Orte etwas nicht in Ordnung war. Als er nun den Herrn Kantor in seinem braunen Ausgeherocke mit dem bewußten Amtsschritte die Dorfstraße herabkommen sah, wurde es ihm unheimlich im Gemüte; er nahm seinen Hut vom Nagel und ging leise hinten zur Scheunentür hinaus und ins Feld, als der Herr Kantor vorn hereinkam. Der Herr Kantor suchte den ganzen Schulzenhof ab, fand niemand und wurde ungehalten darüber, daß man den Schulzen niemals zu Hause treffe, wenn man ihn brauche. Das half nun nichts, der Herr Kantor mußte unverrichteter

Sache abziehen. Er kehrte also nach einigen Zwiesprachen und Umwegen zu seinem Beobachtungsposten zurück. Das Feuer brannte noch immer, und der Pulverwagen stand noch immer auf seiner Stelle.

Unterhalb des Dorfs, von diesem durch den Park getrennt, lag der Edelhof. Dieser war im Besitze des Herrn Rübsam. Der alte Rübsam war Viehhändler gewesen und hatte 1870 mit Armeelieferungen ein Vermögen verdient und den Edelhof gekauft, und der junge Rübsam, der indessen auch schon längst über die Jugendblüte hinaus war, hatte feudale Anwandlungen und betrachtete sich als Patron und als Herrn von Besenstedt. Da er Geld genug hatte und die Macht des Geldes wirken zu lassen verstand, so hatte er in der Tat im Dorfe einigen Einfluß, der freilich nur so weit reichte, als seine Finanzoperationen reichten. Herr Rübsam, von seinen Bekannten scherzweise „Herr von Besenstedt“ geheißen, hatte vornehmen Besuch, den Herrn Landrat, den Herrn Bezirkskommandeur und einige Gutsbesitzer der Nachbarschaft. Diese Herren hatten Flurschadenabschätzungstermin abgehalten und sich einer dringenden Einladung des „Herrn von Besenstedt“ nicht entziehen können. Herr von Besenstedt hatte alles aufs feinste eingerichtet, sein und der Gäste Kutscher servierten aufs nobelste, und die Rebhühner und der Wein fanden Anerkennung. Da kam die Beunruhigungswelle, die allmählich das ganze Dorf durchlaufen hatte, auch nach dem Edelhofe, zuerst in die Küche und dann in den Speisesaal. Die Kutscher steckten die Köpfe zusammen, und der Gastgeber ging hinaus und kommandierte im Hause herum.

Was ist denn los? fragte einer der befreundeten Herren, als Rübsam wieder eintrat.

Ach, da ist so ein dummer Mensch mit einem Pulverwagen zu nahe ans Dorf gefahren und hat auch noch ein Feuer dabei angemacht.

Das ist ja recht nett. Da können wir ja bei schönster Manier in die Luft fliegen!

Aber Rübsam, sagte ein andrer, das hätte ich nicht von Ihnen gedacht, daß Sie uns hier hinterlistig zu Rebhühnern einladen, um uns in die Luft zu sprengen!

Und sein Besenstedt hat er gar nicht im Zuge, wie er uns immer vorrenommiert, fügte der Amtsrat Rösicke hinzu.

Scherz beiseite, meine Herren, sagte der Landrat, wir müssen doch wohl unsre Rebhühner im Stiche lassen und nach dem Rechten sehen.

Ist nicht nötig, Herr Landrat, erwiderte Rübsam, es ist schon alles besorgt; ich habe die Fäden in der Hand, die Maschine funktioniert nach Wunsch.

Man blieb also sitzen.

Die Maschine, die nach Wunsch funktionierte, war die alte Treitschlern, das Faktotum auf dem Edelhofe, die von Rübsam mit dem gemessenen Befehle ausgerüstet, den Gemeindediener oder den Feldhüter oder sonst jemand an den Ort des Unheils zu senden, im Dorfe umherhetzte. Zuerst kam sie zum Gemeindeboten.

Gottfried, sagte sie noch ganz außer Atem, du sollst gleich vors Tor gehen und dem Fuhrmann mit dem Pulverwagen befehlen, er sollte sofort sein Feuer auslöschen, indem daß es verboten wäre, das Dorf in die Luft zu sprengen.

Wer sagts denn? erwiderte die Frau Gemeindebotin.

Na, der Herre — auf dem Edelhofe.

Der Gemeindediener kratzte sich auf dem Kopfe und rüstete sich langsam aufzustehn.

Wo du hingehst! sagte seine Frau. Rübsam hat dir in keiner Weise gar nichts zu befehlen.

Aber wir haben doch vier Morgen Acker von ihm im Pachte —

Das ist ganz egal, und wenns acht Morgen wären. Leute rumkujonieren und zu Pulverwagens schicken und in die Luft schießen, nein, das gibts nicht. Er kann sich ja selber in die Luft schießen lassen, wenns ihm Spaß macht.

Aber wenn er uns wegen des Pachtgeldes —

Ist ganz egal, du bleibst.

Ihr müßt ja wissen, was ihr tut, sagte die Treitschlern, zog ab und begab sich zum Feldhüter. Dieser hatte wieder einmal zuviel getrunken und war dabei, sich ins Bett zu legen. Es wäre seine Sache nicht, erwiderte er mit schwerer Zunge, und der Herr Gendarm wäre ja auch im Dorfe. Die Treitschlern suchte also nach dem Herrn Gendarmen, fand ihn aber nicht. Andre, die sie heranholen wollte, verschwanden schleunigst in Türen und Seitengassen, und so kam sie zuletzt oben am Tore an. Und da sich die ihr eingeflößte Energie inzwischen verbraucht hatte, so blieb sie dort hängen und schaute mit den andern nach dem Pulverwagen aus.

Der Herr Gendarm war wirklich im Dorfe. Natürlich, wo der Herr Landrat ist, da ist der Herr Gendarm nicht weit. Während nun der Herr Landrat im Edelhofe Rebhühner aß, weilte der Herr

Gendarm bei Gevatter Warmholz und würdigte dessen Würste einer mit Sachkenntnis angestellten Untersuchung. Als er den ersten Hunger gestillt hatte und sich zum zweiten Angriff rüstete, kam Gevatter Warmholz ins Zimmer und sagte, es müsse etwas im Dorfe los sein, die Leute sagten, es brenne irgendwo.

O du schlechter Mensch, erwiderte der Gendarm, du willst mich man bloß von deinen Würsten wegjraulen. Aber darauf fallen wir nicht rein. Wenns brennt, wird mans ja läuten hören.

Inzwischen brannte das Feuerchen ruhig weiter, der Wagen stand an seiner Stelle, und die Leute, denen es mit der Explosion zu lange dauerte, hatten sich hingesetzt. Die Kinder hatten sich zerstreut. Über den Anger kam ein Rudel Knaben im Indianerschritte gezogen, sie schlichen im Bogen an dem Wagen vorüber und verschwanden im nächsten Graben. Im Hintergrunde sah man den Schulzen über die Felder ziehen.

Auf einmal stand ein kleiner Junge mitten auf dem Fahrwege neben dem Pulverwagen; er hatte etwas langes in der Hand, was ganz gut eine „Diamit“patrone sein konnte. Den Frauen stand das Herz still.

Rike, das ist ja dein Paul, rief eine Mutter der andern zu.

Pauell, rief Rike, Paulichen, du Schafskopf, wo du nicht gleich reinkommst, haue ich dirs Fell voll.

Paulichen fiel es gar nicht ein zu kommen, vielmehr machte er Anstalt, auf den Pulverwagen zu klettern. Da war die Mutter nicht länger zu halten, sie stürzte mit fliegenden Röcken zum Pulverwagen,

ergriff ihr Paulichen, nahms untern Arm und setzte es gerettet im Tore nieder. Aber wie sah Paulichen aus, ganz braun geschmiert im Gesicht, und wie roch es, und was hatte es in der Hand?

Was hast du denn da? fragte die Mutter.

Einen Fisch, erwiderte Paulichen.

Wo hast du denn den her?

Ganzer Wagen ganz voll lauter Fische.

Fische waren im Wagen, lauter Pöklinge! Der Männer bemächtigte sich eine große Entrüstung, sie fühlten sich tief blamiert und betrogen. Der ganze Haufe setzte sich in Bewegung, allen voran die Treitschlern, die mit der Zunge einen wahren Sturmmarsch schlug. Man fand im Graben sitzend und friedlich seine Abendsuppe kochend Schwarzlosen von der Schlenzer Pulvermühle und dabei seinen Wagen, der eine Ladung Pöklinge hatte. Sogleich warf man ihm den eisernen Topf um, riß das Feuer auseinander und trat es aus. Darauf begann ein tumultuarisches Verhör, das zu nichts führte. Hier erschien der Herr Schulze, schob die Leute auseinander, pflanzte sich mit behördlicher Würde auf und fragte den Fuhrmann, wie er sich unterstehn könne, den Pulverwagen so nahe ans Dorf heranzufahren. — Ja, warum denn nicht? er habe ja kein Pulver auf dem Wagen, sondern Pöklinge. — Warum er Pöklinge auf dem Pulverwagen habe. — Das sei ganz einfach, er fahre Pulver nach Hermannshall und bringe auf der Rückfahrt Waren mit, wer ihm das verbieten wolle? Da war der Schulze mit seinem Latein zu Ende. Zum Glück kam ihm der Herr Kantor zu Hilfe, der fragte weiter: Warum er denn hier auf dem Anger und nicht im Kruge ausgespannt habe. — Seine Pferde hätten die Influenza,

er wolle damit nicht in den Krugstall gehen. — Wer ihm erlaubt habe, hier Feuer anzumachen? — Wenn es Zigeunern und Kesselflickern erlaubt sei, hier zu lagern, warum nicht auch ihm? — Warum er denn die Fahne mit dem P aufgesteckt habe? — Alle Hagel-Donnerwetter! Die habe er vergessen wegzunehmen. Das schadete aber nichts, sie könnten ja das P als Abkürzung für Pökelinge ansehen.

Der Witz hätte gewiß Beifall gefunden und zur friedlichen Lösung der Angelegenheit geführt, wenn nicht in diesem Augenblicke der Herr Gendarm erschienen wäre. Dieser griff sogleich schneidig ein, nahm den Delinquenten erst einmal beim Kragen, schüttelte ihn und redete ihn hart an: Wie er sich unterstehn könne, der Obrigkeit gegenüber schlechte Witze zu machen. Das sei Beleidigung im Amte und werde mit Gefängnis nicht unter acht Tagen gestraft. Jetzt wurde Schwarzlose auch ärgerlich und verbat sich polizeiliche Eingriffe, wo er gar nichts Unerlaubtes getan habe. Und den Topf mit Essen habe man ihm auch umgekippt, wer ihm jetzt sein Essen bezahle? Aber da kam er schön an. Schwarzlose habe nichts Ungesetzliches getan? Er habe ruhige Bürger mit seinem Pulverwagen und Feuer in Angst und Unruhe versetzt, das sei grober Unfug, und dafür werde er belangt werden, er solle nur gleich mitkommen.

Als der Herr Gendarm mit seinem Gefangnen und gefolgt von der ganzen Versammlung „am Tore" anlangte, kam der Herr Landrat mit dem Herrn Bezirkskommandeur im Wagen die Dorfstraße herauf. Der Herr Landrat ließ halten, und der Herr Gendarm trat stramm an den Wagen heran und meldete

dienstlich, daß er den Delinquenten eben abführe, und daß alle Gefahr beseitigt sei.

Es ist doch ein tüchtiger Mensch, dieser Wachtmeister, sagte der Landrat zum Herrn Bezirkskommandeur, ich werde ihn zum nächsten Ordensfeste für das Allgemeine Ehrenzeichen vormerken.

4

Was der Herr Konsistorialrat für Erfahrungen machte

Der Herr Konsistorialrat hatte den Rest seines Aktenhaufens, der zu erledigen war, mit nach Hause genommen und eben das letzte Stück des Restes aufgearbeitet. Nun lehnte er sich mit aufseufzender Befriedigung in seinen Lehnstuhl zurück, faltete die Hände über seiner rundlichen Vorderseite und überdachte das letzte Jahrzehnt seiner Amtstätigkeit. Er konnte nicht sagen, daß diese Amtstätigkeit durchaus erfreulich gewesen sei. Es hatte doch gar zu viel totes Schreibwerk gegeben, das tätige Leben, die Gemeinde, der er hätte dienen können, hatte gefehlt. Aber er konnte sich mit Genugtuung das eine sagen, daß er sich durch die Beschäftigung mit trocknen Formen sein warmes Herz nicht hatte verkümmern lassen. Wie manche Handreichung hatte er den Amtsbrüdern, besonders denen auf dem Lande, die gar zu leicht in ihren Anschauungen auf die Stufe des sie umgebenden Lebens herabgezogen werden, getan, um sie auf der Höhe ihrer Aufgabe zu erhalten! Wie manchen sorgenden oder

klagenden Amtsbruder hatte er durch ein gutes Wort gestärkt und aufgerichtet!

Er hatte es auch eben in diesem letzten Schriftstücke getan. Er nahm es nochmals in die Hand und überlas, was er geschrieben hatte. Es war die Antwort auf eine Eingabe der Ephorie Hagelingen, in der ausgesprochen war, daß die Schwierigkeiten zwischen Gemeinde und Pfarramt ihren Grund meist darin hätten, daß die Pfarrer in ihrem Einkommen von den Gemeinden abhingen. Die Pfarrer müßten selbständig gestellt werden; sie müßten ihren Gehalt aus einer kirchlichen Kasse beziehen; besonders nötig sei es, die Zehnten und Naturalabgaben abzulösen, da diese Art der Einnahme des geistlichen Standes nicht würdig sei. Der Herr Konsistorialrat hatte dieser Auffassung nicht zustimmen können. Er hatte geglaubt, daß durch Geben und Nehmen ein segensreiches Band zwischen Geistlichen und Gemeinde geknüpft werde, das man nur zum Schaden beider Teile auflösen würde. Das Pfarramt bietet, so hatte er geschrieben, der Gemeinde das Brot des Lebens, und es empfängt von der Gemeinde das Brot des Leibes. Dieser Austausch fördert auf beiden Seiten das Gefühl der Zusammengehörigkeit und des gegenseitigen Vertrauens. Das, was das Gemeindeglied darreicht, ist ein Opfer an heiliger Stätte, es muß als ein solches angesehen und entgegengenommen werden, nämlich mit Demut und Dank. Es würde eine Versündigung an dem frommen Sinne des Landmanns sein, wenn man seine Garbe verschmähen und das gern gebrachte Opfer zur ungern gezahlten Steuer umgestalten wollte. Wir können nicht finden, daß die geistliche Tätigkeit des Amtes durch diese materielle Seite

geschädigt werde. Kann doch im Gegenteil mancher Anlaß geistlicher Einwirkung gerade hier gefunden werden. Wir haben das Vertrauen zu der Umsicht und Selbstlosigkeit der Herren Geistlichen, daß sie etwaige Schwierigkeiten, die ja nicht ausbleiben können, wie bisher, so auch künftig in befriedigender Weise überwinden werden. Der Herr Konsistorialrat legte das Schriftstück nieder in der Überzeugung, die Brüder in Hagelingen darin durch geistlichen Zuspruch gestärkt zu haben.

Es war seine letzte Verfügung, die er als Konsistorialrat geschrieben hatte. Denn er hatte sich entschlossen, auf die höhere geistliche Würde zu verzichten, aufs Land zu gehn, eine Pfründe anzunehmen und Pastor von Wasendorf zu werden. Eben trat die Frau Konsistorialrätin in changeantfarbigem Seidenkleide ins Zimmer, um den Herrn Gemahl zu einem Abschiedsessen bei Herrn Kommerzienrat Melasse abzurufen. Man aß dort, nebenbei bemerkt, vorzüglich.

Kurz darauf siedelte der Herr Konsistorialrat nach Wasendorf über. Man nahm ihn mit offnen Armen auf. Besonders hatten sich die großen Ökonomen des Ortes angestrengt; sie hatten sich in Aufmerksamkeiten gar nicht genug tun können. Der Verkehr machte sich über Erwarten gut. Selbst die Frau Konsistorialrätin, die als Frau Divisionsprediger in A. und dann als Frau Konsistorialrätin in B. in den feinsten Kreisen zu verkehren gewohnt war, war nicht ganz unzufrieden. Oberpredigers in Frettchenstedt — der Herr Oberprediger war früher Marineprediger gewesen — waren sehr nett, Landrats in Olbra, Amtsrats in Buchenwinkel, Kommerzienrats in Schlehingen

waren auch sehr nett. Selbst mit den großen Ökonomen im Dorfe ließ sich verkehren. Konsistorialrats hätten nicht gedacht, daß es unter den Ökonomen so gebildete Leute gebe. Das Haus war neu eingerichtet worden. Die Gemeinde hatte getan, was sie konnte, das heißt, was die Kirchenkasse konnte. Als nun noch neue Wünsche und Bedürfnisse zutage traten, gab es wohl einige Bedenken und schüchterne Einsprüche, aber sie wurden ohne große Mühe von der geistlichen Beredsamkeit des Herrn Konsistorialrats überwunden. Gerade dies bereitete dem Herrn Pastor eine besondre Genugtuung. Man brauchte nur den Leuten in eindringlicher und herzlicher Weise vorzustellen, was geschehen sollte, so waren sie leicht gewonnen. Er seinerseits konnte über Schwierigkeiten nicht klagen und war geneigt, anzunehmen, daß die Herren Amtsbrüder, die über ihre Gemeinden zum Erbarmen jammerten, wohl der Lage nicht recht gewachsen wären.

Eines Morgens, als gerade der Herr Kantor ins Studierzimmer trat, läutete, und zwar zu ungewohnter Stunde, die kleine Glocke.

Warum läutet man denn? fragte der Herr Konsistorialrat.

Es ist die Bettelglocke, Herr Konsistorialrat, erwiderte der Herr Kantor in ehrfurchtsvollem Tonfalle.

Was? Die Bettelglocke? Für wen bettelt man denn?

Für den Herrn Konsistorialrat und für meine Wenigkeit.

Man bettelt für Sie und mich? Das finde ich aber kostbar.

Ja man bettelt, Herr Konsistorialrat, es ist das Quartalgeld, 25 Pfennige von den Interessenten

und $12\frac{1}{2}$ Pfennige von den Neusiedlern. Das wird quartaliter eingesammelt, nachdem die Bettelglocke in zwei Pulsen geläutet hat. Ich wollte mir eben erlauben, den Herrn Konsistorialrat um die Hebeliste zu bitten.

Das ist ja großartig. Denk einmal, Constanze, sagte der Herr Pastor zu seiner eben eintretenden Frau, man läutet mit der Bettelglocke, um anzuzeigen, daß für den Pfarrer und den Lehrer das Quartalgeld zusammengebettelt wird.

Nein, das ist ja abscheulich. Martin, das mußt du abschaffen.

Es geht nicht, liebes Kind, es ist ein Gehaltsteil, auf den ich im Interesse der Stelle nicht verzichten dürfte, wenn ich auch wollte. Aber man könnte die Gelder ablösen. Nicht wahr, Herr Kantor?

Gewiß, allerdings, man könnte sie ablösen. Ich wäre sehr dafür. Denn ich finde das Geschäft des Einsammelns als eine Entehrung. Es ist eine Sache, die des Lehrerstandes nicht würdig ist. Ich wäre sehr dankbar, wenn der Herr Konsistorialrat die Ablösung ins Auge fassen wollten.

Man könnte sie ins Auge fassen, wenn ich auch darin, daß ein Christ den christlichen Mitbruder um sein täglich Brot bittet, keine Entehrung finden kann.

Der Herr Kantor war weit entfernt, darauf etwas zu antworten, aber er machte ein Gesicht, als ob er sagen wollte: Wenn du nur die Groschen selber einsammeln und die Redensarten hören müßtest, die dabei gemacht werden, so würdest du anders reden.

Am Abend waren Konsistorialrats zu Großkopfs eingeladen. Natürlich brachte die Frau Konsistorialrätin die Rede auf die Bettelglocke und die Quartal-

gelder und fragte, ob das nicht für alle Beteiligten etwas Entwürdigendes wäre. Aber sie fand kein rechtes Verständnis für ihre Klagen. Die gebildeten Ökonomen hielten es im Grunde für ebenso natürlich, daß der Pfarrer zum Läuten der Bettelglocke seine Gelder einsammelte, wie daß bei ihnen der Misthaufen vor der Tür lag. So etwas gehörte nun einmal zum Geschäft. Aber da sich die Frau Konsistorialrätin über die Bettelglocke aufregte, so stimmten die gebildeten Ökonomen aus Höflichkeit zu, fanden die Sache unzeitgemäß und nannten sie einen Skandal, eine Sache, die unbedingt abgeschafft werden müsse. Der Herr Konsistorialrat legte die Frage in der nächsten Sitzung dem Gemeindekirchenrate vor, fand aber auch hier keine freudige Zustimmung. Man machte bedenkliche Mienen. Die Gemeinde würde es wohl nicht zufrieden sein; besonders würden die Neusiedler dagegen reden, denn es sei wenig Geld im Dorfe. Die letzte Ernte sei nicht gut gewesen, und der Weizen gelte nichts, und mit den Zuckerrüben werde es auch alle Jahre schlechter. Sie selbst hätten ja gegen die Ablösung nichts einzuwenden, und es sei ja ein ganz gutes Geschäft, eine dauernde Last mit dem dreiundzwanzigfachen Betrage für immer los zu werden. Aber wenn die Gemeinde nicht wolle, so wolle sie nicht. Hier öffnete der Konsistorialrat die Schleusen seiner Beredsamkeit und führte dem Gemeindekirchenrate zu Gemüte, daß es doch nicht schwer sein könne, einer verständigen Meinung in der Gemeinde Gehör zu verschaffen, wenn man sich nur rechte Mühe gebe. Wenn nach § 25 des Gesetzes vom 10. September 1873 der Gemeindekirchenrat das Organ der Gemeinde sei, das das kirchliche Interesse nach allen

Seiten zu wahren habe, so möge der Gemeindekirchen=rat, um das kirchliche Interesse wahrzunehmen, die Un=kundigen aufklären und die Widerstrebenden eines bessern belehren. Er zweifle nicht daran, daß die Ge=meinde einer verständigen Belehrung und herzlichen Bitte zugänglich sei. Die Herren vom Gemeinde=kirchenrat schwiegen — es war ja auch gar nicht ihre Sache, zu entscheiden, ob der Pfarrer die Ab=lösung beantragen solle oder nicht. Na, mich solls wundern! sagte in der Stille einer zum andern.

Der Herr Konsistorialrat beschloß also, abzulösen. Aber es verging noch Jahr und Tag, ehe es zum Ablösungstermin kam, denn die rechtliche Lage war verwickelt, und das Pfarrarchiv in schauderhaftem Zustande.

Nun gab es im Orte einen Gastwirt mit Namen Nautsch. Dieser Gastwirt war katholisch und war von seinen Freunden in den Schulvorstand gewählt worden. Da tat er nichts Gutes und nichts Schlimmes. Aber dem Herrn Konsistorialrat war es ein ent=würdigender Gedanke, daß eine evangelische Schule einen Katholiken in ihrem Vorstande habe. Er sorgte also dafür, daß Herr Nautsch bei der Neuwahl nicht wieder gewählt wurde. Daraus entstand eine Tod=feindschaft des Gastwirts gegen den Herrn Konsisto=rialrat, von der dieser freilich keine Ahnung hatte. Bei Nautsch hatten von jeher die unruhigen Elemente des Dorfes verkehrt. Hier wurden Weltverbesserungs=pläne geschmiedet und auf alles geschimpft, was in den „Gesichtswinkel“ des dort versammelten Kollegii kam. Sozialdemokraten waren es gerade nicht, doch war man reichlich mit demokratischem Öle gesalbt. Man hatte einen unüberwindlichen Abscheu davor,

überhaupt irgend etwas zu sollen, vor allem etwas zahlen zu sollen. Alles, was Steuern und Renten hieß, erschien als eine Art Verbrechen an der Menschheit. Mit der Biersteuer, bei der man sich selbst ziemlich hoch einschätzte, war das etwas andres, das war eine freiwillige Sache.

Bisher waren der Herr Amtsvorsteher und der Herr Schulze der Gegenstand der freundlichen Erörterungen in diesem Kreise gewesen. Man hatte bei jeder Verordnung eine Vergewaltigung, bei jedem Gemeindebeschluß einen schändlichen Hintergedanken gewittert und seine Klugheit dadurch bewiesen, jedermann für einen heimlichen Menschenschinder und Spitzbuben zu halten. Als sich nun der Herr Konsistorialrat an der geheiligten Person des Wirts vergriffen und ihn aus dem Schulvorstand entfernt hatte, wurde auch er in eingehende Betrachtung genommen. Und als die Ablösungsfrage auftauchte, stand es fest, daß es auf eine Beraubung der kleinen Leute abgesehen sei, und daß man dem mit allen Mitteln entgegentreten müsse. Sogleich wurde die Losung ausgegeben: Wir lösen nicht ab.

Aber wenn der Pastor die Ablösung beantragt, und wenn es die Großen zufrieden sind, dann hilft das nichts, dann können wir nicht umhin, sagte Maier-Karl.

Karl, erwiderte der Schmied Hentschel, der der Wortführer und der juristische Sachverständige des Kreises war, du bist doch zu dumm. Wer will dich denn zwingen? Nach dem Reichsgesetze darf niemand zu nichts gezwungen werden. Das ist Nötigung und wird mit Gefängnis bestraft. Keine Regierung und kein Ministerium kann die Gemeinde zwingen.

Wenn die Gemeinde sagt: Is nicht, dann is es alle. Das nennt man Selbstverwaltung. Wir wollen diesem Pastor schon eins blasen, daß ihm die Ohren brummen.

Der Herr Ablösungskommissarius mit seinem Schreiber kam an, frühstückte auf dem Pfarrhofe und begab sich dann mit dem Herrn Konsistorialrat in den großen Gasthof zum Termin. Der Herr Konsistorialrat hatte gedacht, daß das Geschäft in ein paar Stunden abzuwickeln sei, aber der Ternin nahm zwei volle Tage in Anspruch. Und wer weiß, wie lange die Sache gedauert hätte, wenn nicht der Herr Kommissarius viel Übung und Geschick gehabt hätte, mit ländlichen Dickköpfen umzugehn. Die Großen machten keine Schwierigkeiten, sie unterschrieben den Ablösungsvertrag, ohne auch nur zu fragen, was drinstehe. Das sollte einen nobeln Eindruck machen. Die Kossäten waren auch willig, nur ließ sich jeder das Wie und Warum von neuem auseinandersetzen. Als aber die hohen Hausnummern drankamen, wurde die Verhandlung schwierig.

Im Nebenzimmer hatte der katholische Gastwirt Platz genommen als lebendiger Zeuge der schreienden Ungerechtigkeit, daß er als Katholik dem protestantischen Pastor Ablösungsgelder zahlen solle. Um ihn hatten sich seine Getreuen versammelt. Diese benutzten den Termin als willkommne Gelegenheit, sich einen Feiertag zu machen und viel Bier zu trinken. Sie steckten also die Köpfe zusammen und wüteten im stillen. Je länger der Termin dauerte, desto mehr belebte sich die Gruppe der Unzufriednen. Man fing an, laut zu räsonieren, auf den Tisch zu pauken und in die offne Tür zu treten und bösartige Bemer-

kungen zu machen. Jetzt kam Maier-Karl dran. Daß du nicht unterschreibst, sagte der Schmied Hentschel, sonst holt dich der Deibel! Maier-Karl hätte wirklich am liebsten unterschrieben; da er aber nun einmal nicht durfte, setzte er allem Zureden die Hartnäckigkeit der Furcht entgegen. Die Freunde waren Maier-Karl nachgefolgt, an den Tisch des Herrn Kommissarius getreten und redeten mit drein. Hentschel schlug mit der Faust auf den Tisch, daß das Tintenfaß erschrocken in die Luft sprang, und rief, das sei eine Ungerechtigkeit, daß an die Kirche gezahlt werden solle, und Nautsch wäre Katholik und nach der Verfassung steuerfrei, und sie hätten den Pastor nicht gerufen, und ihretwegen könne er wieder hingehn, wo er hergekommen sei, und abgelöst würde nicht, niemals nicht, in keinerlei Weise. Und der schiefe Gelhaar schrie dazwischen: Das liefe alles nur darauf hinaus, daß die Kleinen ausgebeutelt und ausgezogen werden sollten. Da nehmt das nur gleich auch noch! rief er, zog seine Jacke aus und warf sie auf den Tisch.

Das war dem Herrn Kommissarius, der schon manches erlebt hatte, denn doch des Guten zuviel, er sprang auf und hatte schon das Wort Staatsanwalt auf den Lippen; aber er bezwang sich, weil er aus Erfahrung wußte, daß durch Drohen die Sache nur schlimmer werde.

Aber liebe Freunde, sagte der Herr Konsistorialrat im mildesten Tone, wer will Sie denn schädigen? Sie haben ja handgreiflichen Nutzen von der Ablösung. Wenn Sie jährlich eine Mark zu zahlen haben, und es wird heute mit dem dreiundzwanzigfachen Betrage abgelöst, so haben Sie in fünfzig

Jahren bereits siebenundzwanzig Mark gespart. Und erwägen Sie doch, das ganze Ablösungskapital ist doch nur eine Bagatelle.

Bagatelle! Das nennen die Reichen Bagatelle! Aber wir müssen davon leben, wer gibt uns was, wenn wir unsern Wochenlohn für die Ablösung hingeben sollen?

Ruhe! rief der Herr Kommissarius. Wer nicht dran ist, schweigt oder geht hinaus!

Man zog sich brummend zurück. Der Herr Kommissarius verfuhr nun klüglicherweise so, daß alle, die Schwierigkeiten machten, zurückgestellt wurden. Zuletzt hatte er ein Dutzend Ablösungsweigerer beisammen, von denen sich die Hälfte doch noch bekehren ließ. Aber sechs blieben hartnäckig auf ihrem Nein.

Also Sie wollen nicht unterschreiben?

Nein, denn es ist eine Ungerechtigkeit —

Ruhe! Sie bestreiten, verpflichtet zu sein, das Quartalgeld zu zahlen, und Sie verweigern die Zahlung?

Nein, das nicht. Das Quartalgeld wollen wir zahlen, aber wir wollen nicht ablösen.

Sie erkennen also Ihre Verpflichtung an, das Quartalgeld zu zahlen, aber Sie wollen nicht ablösen?

Ja, das tun wir.

Schön. Wenn Sie denn nicht anders wollen, so wollen wir das zu Papier bringen, Sie unterschreiben und können gehn.

Das geschah, und der Herr Kommissarius nahm die Unterschrift schmunzelnd entgegen. Denn nun hatte er seine Leute ja in der Hand. Und der kluge Hentschel hatte die Falle nicht gewittert.

Der Herr Konsistorialrat war von dem langen Termin an allen Gliedern wie zerschlagen. Dazu

beugte ihn die Erfahrung nieder, daß es bei aller Freundlichkeit und Geduld nicht gelungen war, die Leute von der Wohltat zu überzeugen, die man ihnen erwies. Und was sollte mit diesen sechs werden? — O, sagte der Herr Kommissarius, die werden verklagt und auf Grund der Unterschrift vom Gericht gezwungen, der Ablösung beizutreten.

Das war dem Herrn Konsistorialrat gar nicht recht. Aber es war nicht zu ändern, die Klagen mußten angestellt werden und wurden angestellt. Und so kam die Ablösung zustande, und die Bettelglocke verstummte.

Als aber der Herr Konsistorialrat zum erstenmal seine Coupons abschnitt, tat er es mit Seufzen, er hatte das Gefühl, es wäre besser gewesen, wenn schon vor zwanzig Jahren abgelöst worden wäre. Denn er konnte sich nicht verhehlen, daß er in dem letzten Jahre an Liebe und Vertrauen in seiner Gemeinde nichts gewonnen habe. Vielmehr machte sich eine gegen ihn gerichtete Bewegung im Dorfe mehr und mehr fühlbar. Und warum? Um die $12^1/_2$ Pfennige Quartalgeld. Der Herr Konsistorialrat fing an, zweifelhaft zu werden, ob Geben und Nehmen wirklich ein Band des Vertrauens knüpfe.

Wasendorf war kein reiches Dorf, der beste Acker war im Besitze von wenigen wohlhabenden Leuten sowie der kirchlichen Institute. Der andre Acker war in kleinen Stücken in den Händen von einigen Kossäten und vielen Häuslern. Der größte Teil der Einwohner besaß gar kein Land und nährte sich von seiner Hände Arbeit und ein paar Morgen Pachtland. Die Pächter waren samt und sonders schlechte Zahler. Warum? Das konnte eigentlich niemand sagen. Es war einmal

in der Gegend so Sitte, daß man es mit dem Zahlen an sich kommen ließ. Man hielt es für sein gutes Recht, erst einmal ein Jahr über den Zahlungstermin vergehn zu lassen und dann allmählich mit Abschlagzahlungen zu kommen. Ganz besonders hatte darunter der Ortspfarrer zu leiden. Der braucht es ja nicht, sagte man. Der ist ja unmenschlich reich. Drei Söhne hat er auf der Schule und in seinem Hause lauter Sammetstühle und Goldrahmen. Und den ganzen Tag braucht er nichts zu tun, als Tabak zu rauchen. Aber wir armen Leute müssen uns die paar Groschen am Leibe abschinden. Das reine Sündengeld ist es, das man zahlen muß. Und so hielt man es für recht und sogar für eine Tugend, vorläufig einmal gar nicht zu zahlen.

Der Herr Konsistorialrat, der an Peinlichkeit in Geldsachen gewöhnt war, der auch pünktlich die Pension für seine drei Söhne zahlen mußte, war von einer solchen Saumseligkeit aufs unangenehmste berührt. Er hätte schon längst energisch eingegriffen und die Leute in ihrem eignen Interesse an größere Pünktlichkeit gewöhnt, wenn ihm nicht von allen Seiten abgeraten worden wäre. Tun Sie das ja nicht. Sie kriegen die ganze Gesellschaft auf den Hals. Wen Sie um die Pacht gemahnt haben, der geht zu Ihnen niemals wieder in die Kirche. Der Herr Konsistorialrat übte also große Geduld. Zuletzt ging es aber doch nicht anders. Ein ganz schlechter Zahler mußte gemahnt werden, und als das nicht half, mußte mit einer Klage gedroht werden. Nun gings aber los. Was sich denn der Pastor denke? Sie seien ehrliche Leute und wollten niemand betrügen. Das könne kein Mensch sagen, daß man jemand schon

was weggenommen hätte. (Na na! Der Herr Amtmann hätte manches sagen können, wenn er gewollt hätte.) Aber der Pastor gönne keinem Menschen was, er sei zu interessiert und zu gefährlich. Die Leute verklagen und dann auf die Kanzel treten und predigen, das passe nicht zusammen. So redete man in großen Haufen, und die Frauen waren die schlimmsten. Der säumige Pächter aber, dem mit der Klage gedroht worden war, verkaufte seinen Weizen, den er viel zu lange hatte liegen lassen, weil er auf höhere Preise spekuliert hatte, brachte sein Geld und erklärte dem Herrn Konsistorialrat, er könne seine, des Pächters, Kirchenstelle verkaufen, er wolle katholisch werden. Der Herr Konsistorialrat erschrak und hätte am liebsten dem Manne sein Geld zurückgegeben.

Nun wurde die Lage noch dadurch erschwert, daß ein paar trockne Jahre schlechte Ernten brachten, und daß, als man sich durch eine bessere Ernte zu erholen hoffte, die Preise in noch nie erlebter Weise stürzten. Der Roggen 116 Mark und der Weizen 130 Mark, und die Gerste wollte überhaupt keiner haben, die Rüben 75 Pfennige der Zentner, und die Kartoffeln zur Hälfte faul! Und dazu die hohe Pacht und der teure Dünger und die teuern Arbeitslöhne! Dabei konnte doch kein Mensch etwas werden. Die Leute ließen die Ohren hängen. Als nun der Bund der Landwirte in seinen Zeitungen einen Notschrei nach dem andern losließ, wurden diese Notschreie mit Eifer gelesen und beherzigt. Man kam zu der Überzeugung, daß die ganze Welt schlecht sei und darauf ausgehe, die Landwirtschaft zu ruinieren. Statt der Notlage mutig entgegenzutreten, fiel man in Mutlosigkeit und Bitterkeit gegen alles, was nicht

Landwirt war. Man sah jedermann, der nicht für den Antrag Kanitz stimmte, für einen Reichsfeind und jedermann, der nicht 160 Mark für den Weizen bewilligte, für einen Juden an. Wer aber bar Geld haben wollte, der war geradezu ein Übeltäter. Man sah nur sich selbst und seinen persönlichen Vorteil, man hielt es für sein gutes Recht, die eigne Begehrlichkeit zu nähren. Man lernte sich selbst für einen Märtyrer, den Verpächter, und wenns der Pfarrer war, als Feind und dessen gutes Recht als Unrecht ansehen. Das hatte zwar der Bund der Landwirte nicht gewollt, aber die Wirkung war unbestreitbar vorhanden.

Im Herbste wurden fünfzig Morgen Kirchenacker in Wasendorf pachtfrei. Leute, hieß es im Dorfe, es gibt billiges Land! Wenn wir zusammenhalten, gibt es billiges Land! Daß keiner mehr als zehn Mark für den Morgen bietet! Zehn Mark, wurde eingewandt, ist immer noch Heidengeld. Acht Mark, sechs Mark sind auch genug.

Ich gebe gar nichts, sagte der Schmied Hentschel, ihr sollt sehen, sie laufen noch hinter uns her und bitten uns um Gottes willen, daß wir ihnen den Acker abnehmen. Dann kriegen wir ihn für drei Mark.

Es wurde Termin gehalten. Man machte klägliche Angebote. Sonst hatte man dreißig, vierzig Mark gegeben, jetzt waren zehn Mark noch zu viel. Auf einzelne Anteile, die nicht ganz bequem lagen, wurde überhaupt nicht geboten. Der Gemeindekirchenrat konnte zu einem solchen Mißgebot keinen Zuschlag erteilen. Es wurde ein neuer Termin angesetzt, aber der Erfolg war nicht besser. Ganz zuletzt

erschien Herr Großkopf und bot elf Mark, und zwar für den ganzen Plan, Morgen für Morgen elf Mark. Da niemand höher bot — denn es fürchtete sich einer vor dem andern —, so erhielt Herr Großkopf den Zuschlag, und die ein feines Geschäft hatten machen wollen, hatten nun gar nichts und schauten sich mit nicht gerade erleuchteten Mienen an.

Darob erhob sich abermals großes Geschrei, und der Zorn der enttäuschten Pächter richtete sich gegen den armen Herrn Konsistorialrat, der pflichtgemäß gar nicht anders hatte handeln können, als er getan hatte. Da müßte doch kein Gott im Himmel sein, wenn so etwas durchgehn sollte, riefen die erbosten Weiber, die nun freilich nicht wußten, wie sie ihre Kuh und ihr Schwein ernähren sollten. Man dachte alles Ernstes daran, eine Beschwerde ans Konsistorium zu richten, in der der Pastor wegen Wucher und Übervorteilung armer Leute verklagt werden sollte.

In demselben Herbste war auch ein Plan Pfarracker von sechzig Morgen neu zu verpachten. Na warte, Pastor, hieß es im Dorfe, du sollst uns schon kommen.

Kinder! Kinder! sagte die alte Röse, eine alte Witwe, die in ihrer Jugend ein gutes Stück Welt gesehen und sich ihr Teil dazu gedacht hatte, treibt es nicht zu toll! Wie oft hat mir mein Vater seliger erzählt, wie es war, als die Pastoren hierzulande noch selbst wirtschafteten. Da war nicht eine Handbreit Pachtland zu haben, und alles hing vom Rappstedtschen Amtmann ab und mußte froh sein, für zwei Groschen und was zu essen Arbeit zu kriegen. Nun seht euch einmal das Dorf an, wie sichs geholfen hat. Ihr sagt immer, ihr müßt den Pastor ernähren, nein,

er ernährt euch. Und wenn ihr das auf die Spitze treibt, so könnt ihrs erleben, daß ihr wieder auf dem Gute um den sechzehnten Scheffel dreschen müßt.

Aber da war kein Hören. Die Leute waren wild und wollten durchaus billiges Land haben. Man bot Jammerpreise, noch nicht einmal soviel wie für den Kirchenacker.

Das ist unrecht von den Leuten, sagte der Rappstedtsche Amtmann zum Herrn Konsistorialrat. Man kann ja bei den schlechten Preisen keine sechsunddreißig Mark mehr geben, aber fünfundzwanzig, auch sechsundzwanzig gebe ich noch, wenn ich den Plan im ganzen haben kann.

Da war der Herr Konsistorialrat in großen Nöten. Wenn er, um in Frieden mit seinen Bauern zu leben, ihnen sein Land preisgab, so verlor er vierfünftel seines Einkommens. Wovon sollte er dann leben, wovon seine Söhne auf der Schule unterhalten? Wenn er an das Amt verpachtete, so war der Bruch mit der Gemeinde vollständig und unheilbar. Und wie ihm, so ging es vielen andern in der Gegend.

Es gab hier nur eine Hilfe: die Verpachtung und die Einziehung des Pachtgeldes mußte in die Hände eines Beamten gelegt werden, der nicht vom Pfarrer, sondern von der Kirchenbehörde angestellt wurde. Der Herr Konsistorialrat setzte sich also hin und legte dem Konsistorio seine Lage und seinen Plan dar und bat in seinem und vieler Amtsbrüder Namen, die Geldfrage, die sich zwischen Pfarrer und Gemeinde gedrängt habe, zu beseitigen. Worauf er nach gemessener Zeit folgende Antwort erhielt: Wir haben die Darlegung Ew. Hochwürden mit Interesse gelesen und beklagen die Schwierigkeiten, die sich in Ihrer

Gemeinde herausgestellt haben. Aber wir können doch nicht zugeben, daß ein Notstand vorhanden sei, der das Eingreifen der Behörden forderte. Wir würden es vielmehr für einen Notstand halten, wenn der unmittelbare Verkehr von Pfarrer und Gemeinde durch Eintritt eines Verpachtungsbeamten gestört werden sollte. Denn aus diesem unmittelbaren Verkehr ergibt sich bei den einfachen ländlichen Verhältnissen ein Segen für das geistliche Amt, der größer ist als der Unsegen, den vorübergehende Schwierigkeiten bringen können. Wir sind überzeugt, daß die Herren Pfarrer die gegenwärtige Not, deren Schwere wir durchaus würdigen, mit christlicher Geduld tragen und ihr Pfarramt mit um so größerer Freudigkeit verwalten werden, als sie sich bewußt sind, Freud und Leid mit ihren Gemeinden getragen zu haben.

Der Herr Konsistorialrat ließ den Arm mit dem Schriftstücke fallen und versank in tiefes Sinnen. Alle die wohlgemeinten schönen Verfügungen, mit denen er früher die lieben Brüder hatte stärken wollen, tauchten in seiner Erinnerung auf. Wenn er mit ihnen denselben Eindruck gemacht hatte, wie dieses Schreiben auf ihn, so hatte er nicht viel Freude angerichtet. Er legte die Epistel zu dem übrigen und schloß seufzend den Pachtkontrakt mit dem Rappstedter Amtmann ab.

5

Was weiß das deutsche Volk von Goethe?

Es war einige Wochen vor der Einweihung des Goethedenkmals von Schaper in Berlin, als ich mit dem Künstler zusammen den Kurfürstenkeller aufsuchte. Dort trafen wir einen Kreis von Künstlern der Feder und des Stiftes, deren Namen dem Leser sicher bekannt sind, aber ich will sie lieber nicht nennen. Natürlich kam sogleich die Rede auf das Goethedenkmal, und es wurde mitgeteilt, daß sich Schaper entschlossen habe, nichts weiter als den Namen „Goethe" auf dem Postament anbringen zu lassen. Das fand allgemeine Billigung, nur einer der Herren meinte: Herr Professor, ich würde gar nichts schreiben.

Nanu? wieso?

Das deutsche Volk kennt seinen Goethe. Goethe ist der Dichter der Nation. Wird ein Mann mit seinem Sohne vor dem Monument stehn und zu ihm sagen: Siehst du, mein Sohn, das ist der Goethe, so wird er, weiß Gott, Ihre Inschrift nicht brauchen.

Ich erlaubte mir einige bescheidne Zweifel auszudrücken. Ich könne zwar nicht wissen, wie erleuchtet die verehrlichen Väter und Söhne in der Residenz seien, aber dafür glaube ich eintreten zu können, daß in der „Provinz“, die denn doch auch zur Nation gehöre, das Bild Goethes so gut wie unbekannt sei.

Unmöglich!

Meine Herren, erwiderte ich, ich mache mich anheischig, dieses Goethebild, wenn es keine Unterschrift hat, sowohl dem Vater wie dem Sohne (natürlich aus der Provinz) ebensogut als Schiller wie als Lessing, Mozart oder Raffael vorzustellen, ohne Widerspruch zu finden.

Es erhob sich ein Sturm von Einwendungen. Das sei ja ganz unglaublich, ich müßte wohl das Volk nicht kennen, wenn ich so etwas behaupte. Das ließ ich mir nun nicht gefallen. Ich entgegnete, daß ich schon von Berufs wegen das Volk besser kennen müsse als Leute, die ihr Lebtag nicht aus den künstlichen Verhältnissen einer großen Stadt herausgekommen wären, und verstieg mich zu der Behauptung: Wenn das Volk keine Ahnung von dem Gesicht Goethes hat, so liegt darin nicht der geringste Vorwurf — Dichter sind nicht dazu da, angesehen, sondern gelesen zu werden; „das Volk“ kennt aber Goethes Schriften ebensowenig wie sein Porträt.

Aber Hempel, Reclam, Cotta —

Drucken Goethes Werke in Hunderttausenden von Exemplaren, die man kauft, einbinden läßt, hinstellt und nicht liest — so wenig wie die Bibel, die ebenfalls in unzähligen Exemplaren gedruckt, aber nur von einer kleinen Gemeinde gelesen wird. Und was Goethe anlangt, so ist dieser gar nicht der

Dichter der Nation, sondern nur eines kleinen, feingebildeten und feinfühlenden Kreises.

So bestreiten Sie, daß es nationale Dichter gibt?

Ja, das bestreite ich, insofern unter einem nationalen Dichter ein solcher verstanden wird, den die Nation in ihrer großen Masse mehr als dem Namen nach kennt.

Was weiß das deutsche Volk von Goethe? Die Frage, die ich damals in etwas kecker Laune aufgeworfen hatte, hat mich hinterher manches Jahr beschäftigt. Wir leben in einer Zeit, wo Bildung in großem Maßstabe produziert wird. Wie ein Platzregen strömt diese Bildungsflut auf das Land nieder. Die obern Schichten werden mit Bildung gesättigt, aber wieviel dringt von dieser Kulturflut in die Tiefe ein? Bis zu welchen Schichten dringt sie ein, durch welche Kanäle, in welcher Mischung, mit welcher Wirkung? Das sind interessante Fragen, zu deren Beantwortung die Untersuchung: Was weiß das deutsche Volk von Goethe? auch beitragen könnte. Hierbei müßte man seine Untersuchung auf die mittlern Volksschichten richten, auf die Höhenlinie, wo sich die Schichten der gebildeten und der ungebildeten Menschen berühren. Das beschloß ich zu tun, und dies um so mehr, als ich ja nicht weit zu suchen hatte. Ich brauchte ja nur unsern Langenzieritzer Verhältnissen näher zu treten.

Sagen Sie mal, Schadow, wissen Sie, wer das ist?

Schadow ist mein Schuster, ein ganz angesehener Mann in Langenzieritz; ich fragte ihn, als er in meiner Stube vor einem Bilde Goethes stand.

Nee, Herr Doktor.

Es ist Goethe; wissen Sie, wer Goethe ist?

Ach, das ist wohl der Vater von Pastor Goethe in Mausettel?

Der wußte von Goethe nichts.

Ein andermal kaufte ich bei dem Krämer nebenan Zigarren. Er schlug sie in Druckpapier, auf dem Verse, und zwar Goethische Verse gedruckt waren. — Sie wollen wohl mit Ihrer Makulatur Bildung unter das Volk bringen? sagte ich.

Wieso, Herr Doktor? Bitt schön.

Weil Sie Goethische Verse gratis zu Ihren Zigarren zugeben. Sie wissen doch, wer Goethe war?

Bitt schön. Natürlich! „Fest gemauert in der Erde —"

Der wußte es auch nicht. Offenbar war ich mit meiner Sonde zu tief geraten, setzen wir sie also höher an.

Wir haben in unsrer Stadt einen Bürgerbildungsverein. Wer in Langenzieritz etwas auf sich hält ist Mitglied dieses Vereins. Wenn sich dennoch die Lehrerschaft nicht angeschlossen hat, so ist dies darum geschehn, weil sie sich eigne Bildungsveranstaltungen eingerichtet hat, und weil sie in der Bürgerschaft nicht so zur Geltung zu kommen glaubt, als wenn sie unter sich ist. In diesem Vereine vermittelt man die Bildung durch Vorträge. Diese Methode hat ihre großen Vorzüge. Denn offenbar ist es nächst Bilderbesehen das leichteste auf der Welt, wenn man, statt selbst zu arbeiten, andre reden läßt von dem, was sie gearbeitet haben. Hervorragende Mitglieder des Vereins halten uns aus dem Kreise ihrer Studien Vorträge, die vom Vorstande besonders darum geschätzt werden,

weil sie nichts kosten. Wir haben gehört: Über den Nordpol, die Limes-Forschungen, Paul Briesemann, einen noch unentdeckten Dichter, die Röntgenstrahlen, den Raubgrafen, Reiseerinnerungen aus den Berner Alpen, die deutsche Bildersprache, Friedrich den Großen, die Zeit Ramses des Dritten, den Fixsternhimmel und viele andre interessante Gegenstände. Man sieht, welche Fülle von Bildung durch eine solche Reihe von Vorträgen aus allen Wissensgebieten vermittelt wird. Es wäre nur zu wünschen, daß die Vorträge besser besucht würden, und daß es nicht so schwer wäre, neue Redner aufzutreiben. Der Vorstand hat bereits dazu übergehn müssen, sich Wanderredner zu verschreiben. Da die Kasse nicht sehr leistungsfähig ist, hat man sich darauf beschränken müssen, Redner zweiter bis dritter Güte kommen zu lassen.

Am Tage des Stiftungsfestes findet eine besonders glänzende Sitzung statt. Man läßt einen Redner für fünfzig bis fünfundsiebzig Mark kommen. Nach dem Vortrage gibt es ein gemeinsames Abendessen und hierauf „ein Tänzchen“. Natürlich ist der Vortrag an diesem Tage von jung und alt sehr gut besucht. Dies war auch neulich der Fall, als man einen Herrn Colbitz aus Leipzig hatte kommen lassen, der auf folgende drei Themen: Die Urbilder der Goethischen Frauengestalten, Schiller als Humorist und die Philosophie Shakespeares reist. Man hatte das erste Thema gewählt. Das war etwas für mich, und wenn ich nicht schon sowieso hätte hingehn müssen, so hätte mich dieses Thema hingebracht, weil ich hoffte, etwas über meine Goethefrage erfahren zu können.

Der Saal des Bürgerkasinos war bis auf den letzten Platz gefüllt. Das Schulkatheder war aus der

Rektorklasse herbeigebracht worden. Auf ihm stand eine Lampe aus des Wirts guter Stube, und auch das übliche Glas Wasser fehlte nicht. Im Vordergrunde saßen die Damen, teils würdevoll, teils lebhaft angeregt, im Hintergrunde standen links die Ballherren, die von der Sorge um Krawatte und Schnurrbart gänzlich in Anspruch genommen waren, rechts die Herren Väter, durch deren Reihen eine sichtliche Bewegung ging, so oft die Tür geöffnet wurde, und Bratendüfte in das Sitzungszimmer eindrangen. — Donnerschlag, sagte mein Freund, der dicke C. K. Meyer, man kriegt ja die reinen Pfützen auf der Zunge.

Jetzt erschien durch allgemeine Aufmerksamkeit begrüßt der Redner und bestieg das Katheder, worauf er mit gebührender Umständlichkeit seine weißen Handschuhe auszog, sich räusperte und loslegte. Daß er seinen Vortrag fließend und bis auf das Wort genau an den Mann brachte, wird nicht wundernehmen, wenn man erfährt, daß er ihn bereits zum siebzehnten male hielt. Nach einer allgemein gehaltnen Erörterung über den Geist und Herz bildenden Wert von allem, was mit unsern großen Dichtern irgendwie zusammenhängt, ging er dazu über, die Bilder des Frankfurter Gretchens, von Käthchen Schönkopf, Friederike Brion, Charlotte Buff, der Stein und der Herzogin Amalie zu zeichnen, und versuchte die Ähnlichkeit dieser Bilder mit den Goethischen Frauengestalten nachzuweisen. Hierbei wandte er sich in verbindlicher Rede besonders an die jungen Damen und setzte voraus, daß diese mit „Wahrheit und Dichtung“ und dem Briefwechsel Goethes auf das innigste bekannt und befreundet seien. Er machte damit

offenbar Eindruck, aber der Eindruck würde gewiß tiefer gewesen sein, wenn der Vortragende selbst nicht ein so alter Kerl mit großer Platte und runder scharfer Brille gewesen wäre. Zum Schluß erhielt er seinen vorschriftsmäßigen Beifall.

Der Vortrag war auch gar nicht schlecht gewesen; es fragte sich nur, was die Hörer für Gewinn davon gehabt hatten. Um dies zu erfahren, schlängelte ich mich durch die Gruppen der ältern und der jüngern Herren, die beieinander stehn geblieben waren und lebhaft sprachen. Ich hörte: Stehn heute 104½. — Und ein Paar Augen hat sie. — Ach was, keine tausend Taler Vermögen. — Die Handschuhe kosten zwei Mark fünfzig. — Das Bier war gestern abend miserabel. — Zuletzt kam ich zu dem Kreise, der den Redner umgab. Hier stritt man sich lebhaft, ob die Goldne Krone in D. unter dem gegenwärtigen oder dem frühern Wirte besser gewesen sei.

Endlich ging man zu Tisch. Es war nicht ganz zufällig, daß ich meinen Platz mitten unter den jungen Damen erhielt. Der Lokaldichter, Herr David, saß mir gegenüber, und so dauerte es nicht lange, bis die Unterhaltung beim Vortrage angelangt war.

Wie der Vortrag gefallen habe? — Sehr nett, reizend, wirklich sehr interessant. — Was denn so interessant gewesen sei? — Nun, Käthchen Schönkopf und das Sesenheimer Pfarrhaus und überhaupt Goethe. — Ob man Goethe kenne. — Natürlich, wir waren ja neulich mit dem Theaterzuge in W. und haben den Faust gesehen. — Es war sehr schön. — Nein, Fränzel, es war gar nicht sehr schön, es war so heiß, und der Faust war zu klein und besonders auch viel zu dick. — Ich bin auch einmal in den

Räubern gewesen. — Und Marie Stuart ist doch auch ein sehr schönes Stück. — Und besonders die kleine Schmidtfeld, schwarzer Sammet und Atlas, prachtvoll! — Das sei ja ganz hübsch, sagte ich, aber man könne ja nicht immer nach W. fahren, ob sich denn die Damen auch zu Hause mit den Klassikern beschäftigten. — Natürlich, Mama hat mir ja erst zu Weihnachten Goethes Werke geschenkt. — Ausgezeichnet von Mama, aber ob Fräulein Marie auch in Goethes Werken gelesen habe, nicht geblättert, wirklich gelesen.

Fräulein Marie wollte ausweichen, wurde ärgerlich, fing an, sich ein bißchen zu schämen, und sagte zuletzt lachend:

Da Sie es durchaus wissen wollen — nein.

Aber Mariechen, riefen die andern, der schöne rote Einband und überhaupt Goethe und noch nicht gelesen!

Macht euch doch nicht! Habt ihr ihn denn gelesen? Nein. Ich weiß es ganz genau, daß ihr nur so tut, und das soll der Herr Doktor auch wissen. — Proteste und große Sensation, aber Fräulein Mariechen ließ sich nicht einschüchtern.

Was werden Sie nur von mir denken, Herr Doktor! Ich habe wirklich versucht, Goethe zu lesen, aber es war schrecklich langweilig. Und Mama wollte es überhaupt auch nicht.

Das war der Anfang einer Unterhaltung, in der des weitern und tiefern auf Goethe eingegangen worden wäre, wenn nicht mitten hinein das Tanzsignal erklungen hätte, und mein junges Volk wie die Tauben davongeflogen wäre. Nun nahm ich im Kreise der ältern Damen und zwar neben Frau C. K. Meyer

Platz. Man fragte, wovon wir uns so lebhaft unterhalten hätten. — Von Goethe. — Was die jungen Mädchen dazu gesagt hätten. — Ihr Fräulein Tochter, Frau Meyer, erklärte Goethes Werke zu besitzen, aber noch nicht darin gelesen zu haben. Sie wollten es nicht haben.

Ja, Herr Doktor, entgegnete Frau Meyer, das ist allerdings so! Sie werden wahrscheinlich denken, wir seien hier in Langenzieritz sehr zurück, aber ich kann Ihnen versichern, wir haben in unsern Verhältnissen für Gedichte keine Zeit. Bedenken Sie nur, wir sind täglich mit den jungen Leuten aus dem Geschäft vierzehn Personen bei Tisch; das will doch besorgt sein, und ich werde älter und kann es nicht mehr allein schaffen. Da muß Mariechen ganz ordentlich helfen. Und abends kommt es auch nicht dazu. Mein Mann hat nun einmal kein Interesse an so etwas; er hat den ganzen Tag über den Kopf voll im Geschäft und will den Abend nicht mit schweren Dingen unterhalten sein, sondern etwas Gutes zu essen haben. Da muß denn zuerst für den Vater gesorgt werden, und an Goethe kommt man nicht.

Sie haben Recht, der Frieden im Hause ist mehr wert als Goethe studieren, und wenn er noch so schön eingebunden ist. Aber warum haben Sie denn Goethes Werke angeschafft?

Weil die andern sie auch haben, und weil sie gerade billig angeboten wurden. Sehen Sie, das ist hier überall so: In den Unterricht reden wir nicht hinein, da mögen die Kinder lernen, was sie brauchen; hernach gehn sie noch ein Jahr in die Pension, dann müssen sie im Haushalte helfen, und dann heiraten

sie. Ich sagte meinem Manne, es müsse doch auch etwas für die Bildung geschehen, er antwortete aber: Larifari! Bei uns ist auch nichts für die Bildung geschehen, und wir sind doch durch die Welt gekommen.

Ei ei, lieber Goethe, mit dir steht es schlecht in Langenzieritz!

Am spätern Abend trat ich in das Rauchzimmer, wo die Herren Skat spielten, und der Redner des Abends bemüht war, noch einige interessante Ergänzungen seines Vortrags an den Mann zu bringen. Dazu meinte der Vertreter der Presse, der gerade glücklich tourniert hatte: Nun hören Sie aber auf mit Ihrem Goethe. Eicheln sticht.

Frau C. K. Meyer hatte geäußert, daß man die Geistesbildung der Schule überlasse. Es war daher natürlich, daß ich meine Augen auf die Schule und zwar zunächst auf die Lehrerschaft richtete, um meine Goetheuntersuchung fortzusetzen. Es traf sich so günstig, daß gerade im Pädagogischen Verein ein Vortrag über „die deutschen Klassiker in der Volksschule“ gehalten wurde. Ich ging also hin und hörte ein Referat, in dem die längst verblichnen preußischen Regulative mit ihren „sogenannten Klassikern“ gebührend abgefertigt und dagegen die eminente Bildungskraft, die unsern Klassikern innewohne, gerühmt wurde. Goethe sagt: Und so ist der Dichter zugleich Lehrer, Wahrsager, Freund der Götter und Menschen. Schiller sagt: Es strömen des Gesanges Wellen — hervor aus nie entdeckten Quellen. Seneca sagt: Einige führen sich selbst zur Tugend an, andre bedürfen dazu eines Führers. Darum, meine Herren, es gilt das Palladium der Volksschule zu verteidigen.

Nur Finsterlinge und Heuchler können es unternehmen, dem Volke diesen hehren Born der Wahrheit zu verschließen. Lassen Sie uns unentwegt einstehen für unsre Dichter. Ein Volk ehrt sich selbst in seinen Dichtern. (Bravo.)

Ich unterließ nicht, dem Redner meine Hochachtung zu bezeugen und ihm meine Verwunderung über seine eminente Belesenheit auszudrücken. Ich sei überzeugt, daß ein Mann, der der Jugend unsre Klassiker erschließt, in ihnen wohl bewandert sein müsse. Nur könnte ich mir nicht recht vorstellen, wie die Sache in der Schule praktisch behandelt werde. — O, das gehe ganz gut, ich möchte doch einmal hinkommen und zuhören.

Das tat ich denn auch umgehend.

Die Behandlung war etwa folgende. Lehrer: Ich habe euch von Goethe erzählt. Was weißt du mir von Goethe zu sagen? — Kind: Goethe, der größte deutsche Dichter, wurde in Frankfurt am Main am 28. August 1749 geboren. Nachdem er von seiner Mutter die dichterische Anlage geerbt hatte, lebte und wirkte er am Hofe zu Weimar und starb am 22. März 1832 mit dem Ausrufe: Mehr Licht. — Lehrer: Von diesem Goethe befindet sich ein Gedicht in unserm Lesebuche. Schlagt auf Seite 289: Das Heideröslein. Das Gedicht wird mehrmals gelesen, darauf wird die richtige Betonung hineingebracht, dann liest die Klasse im Chore:

Sah ein **Knab** ein **Röslein** stehn,
Röslein — auf der **Heide**.

Darauf schreitet man zur Besprechung. Wie lautet die Überschrift? Was ist ein Heideröslein? Wo befand sich also das Röslein? Nenne eine Heide. —

Die Lüneburger Heide. — Wo befand sich das Röslein? — In der Lüneburger Heide. — Wer sah das Röslein? Was sagte der Knabe? Das Röslein spricht. Unterscheide Fabel und Parabel. Unterscheide Dornen und Stacheln. Die Dornenbüsche haben Dornen, die Rosen haben Stacheln. Warum haben die Rosen Stacheln und nicht Dornen? Weil Stacheln auf der Rinde wachsen usw. Lerne: Wer eine Rose unvorsichtig anfaßt, sticht sich. Sei nicht wild, so kannst du auch eine Rose pflücken, ohne dich zu stechen. Hierauf ging der Lehrer zu dem einfachen, nackten Satze: — Ein Knabe sah ein Röslein — über. Endlich wurde das Gedicht zum deutschen Aufsatze gestaltet und orthographisch beleuchtet. Lehrer: Fasse zusammen, was wir von Goethe gelernt haben. Kind: Goethe, der größte deutsche Dichter, wurde in Frankfurt am Main am 28. August 1749 geboren. Nachdem er von seiner Mutter die dichterische Anlage geerbt hatte, lebte und wirkte er am Hofe zu Weimar und starb am 22. März 1832 mit dem Ausrufe: Mehr Licht! Er ist der Dichter des Heiderösleins.

Es ist nicht gerade viel, was die Kinder lernen, meinte der Herr Lehrer — sie können aber doch sagen, daß sie in der Schule auch Goethe gehabt haben.

Dies also war besagtes Palladium. Hatte nicht der alte Stiehl Recht, wenn er lieber keine als solche Klassiker in der Volksschule haben wollte? Es scheint demnach höchst unwahrscheinlich, daß ein Vater aus dem Volke, wozu doch auch der nicht unbemittelte Handwerker zählt, mit seinem Sohne vor dem unbeschriebnen Goethemonument stehn und zu seinem Sohne sagen werde: Sieh, mein Sohn, das ist Goethe, der Dichter des Heiderösleins.

Natürlich durfte ich bei meiner Untersuchung unsern Lokaldichter als Sachverständigen nicht übergehn. Ich setzte ihm meine Erfahrungen auseinander. Er amüsierte sich köstlich, sowohl darüber, was ich in der Volksschule gefunden, als auch darüber, daß ich unternommen hatte, den Spuren Goethes in der Volksschule nachzugehn. Lieber Herr, sagte er, Sie verlangen denn doch zu viel. Im Grunde ist Goethe nur der Dichter der Gebildeten.

Sehr gut, aber wo fangen diese an? Doch wohl mindestens bei Ihnen und in Ihrem Hause. Gretchen, komm einmal her. Sage einmal, was weißt du von Goethe? Gretchen, ein Backfisch von vierzehn Jahren, genierte sich, aber schoß zuletzt los: — Goethe, unser größter nationaler Dichter, wurde geboren . . .

Gut, das wissen wir — weiter!

Sein Vater, der Rat Goethe, war ein begeisterter Verehrer Friedrichs des Großen. Nachdem er von seiner Mutter die dichterische Anlage geerbt hatte, lebte er in Weimar in einer Sturm- und Drangperiode und schrieb . . .

Aha, er schrieb . . .

Werther, Götz von Berlichingen, Tasso, Faust, die Wahlverwandtschaften usw.

Gretchen, das ist ja enorm. Erzähle mir doch etwas von Götz von Berlichingen.

Götz von Berlichingen. Das Abendrot des untergehenden Rittertums wird erleuchtet durch die Gestalt Götz von Berlichingens, eines Helden, welcher die Idee der Freiheit . . .

Genug, Gretchen. Hat euch denn der Herr Rektor etwas aus Götz vorgelesen?

Nein!

Auch nichts andres?

Nein. O doch, aus Tasso, aber das war schrecklich langweilig.

Das ist ja haarsträubend! rief Herr David, der noch nie daran gedacht hatte, seine Tochter nach dem zu fragen, was sie in der „Literaturgeschichte" lernte, also das nennt dieser Ritter von der traurigen Gestalt, dieser Rektor, Bildung von Herz und Geist. Gretchen, ich selbst werde dir Goethe vorlesen. Wissen Sie was, Herr Doktor, es gibt allerdings nationale Dichter, aber nicht in dem Sinne, wie man zumeist annimmt. Der klassische Dichter, der, offen gestanden, doch auch mehr oder weniger veraltet ist, befruchtet die modernen Dichter und dringt so, durch deren Mund, ins Volk.

I, sehen Sie mal! Die Idee ist nicht schlecht. Aber hüten Sie sich, daß man nicht auf die Idee kommt, der Kultus, den ihr Herren von der Feder den großen Dichtern darbringt, sei nicht ohne Eigennutz.

Wieso?

Nun, ihr treibt die Pferde vor dem großen Wagen an, um eure kleine Karre hintendran zu hängen.

6

Ein Ehrenhandel

Es ist nötig, geborner Pannewitzer zu sein und die Geschichte der Verschwägerungen und Erbschaften der Pannewitzer Bürgerfamilien bis auf die Väter und Großväter zurück zu kennen, wenn man sich unter den Freundschaften und Feindschaften der Bürger dieses Städtchens zurechtfinden will. Eins sieht man aber schon, wenn man sich auch nur vorübergehend in unserm Orte aufhält, daß nämlich die Stadt äußerlich und innerlich in zwei Hälften geteilt ist; die eine heißt merkwürdigerweise die Sonnenseite, die andre die Schattenseite. Die Herren Ortsarchäologen haben allen Scharfsinn aufgeboten, diese Erscheinung zu erklären. Sie haben festgestellt, daß der Ort eigentlich nur aus einer einzigen Straße mit ein paar Anhängseln besteht, und daß diese Straße von Osten nach Westen läuft. Sie haben vermutet, daß die Ostergasse, die auf der Südseite der Hauptstraße liegt, mit der altdeutschen Göttin Ostara, der Licht- und Sonnengöttin, in Verbindung stehe — vielleicht hat

sich dort ein Altar oder Heiligtum dieser Göttin befunden —, und haben daraus geschlossen, daß die Bezeichnungen: Sonnen- und Schattenseite bis in das heidnische Altertum zurückgehn und die lichte und dunkle Seite der Stadt bedeuten müssen. Dem steht nur entgegen, daß sich die Sonnenseite im Schatten und die Schattenseite im Lichte befindet. Wenn es einem Fremden gestattet ist, eine Meinung zu haben und eine Vermutung auszusprechen, so möchte ich darauf hinweisen, daß in den vierziger Jahren der Wirt des Ratskellers Johann Schattenberg hieß. Der jetzige Wirt ist übrigens der Schwiegersohn Schattenbergs und heißt Mylius. Gegenüber aber, auf der Nordseite des Marktes, steht der Gasthof zur Sonne. Da sich nun die Menschen nach den Stätten, wo sie ihr Bier trinken, zu gruppieren pflegen, so ist es nicht zu verwundern, daß sich an den Ratskeller und an die Sonne zwei Gruppen von Bürgern anschlossen, und daß darauf im Volksmunde die Bezeichnung Sonnenseite und Schattenseite entstand. Im Ratskeller verkehrt von jeher die „Hotvoleh" von Pannewitz, das heißt die echten, urangesessenen Pfahl- und Ackerbürger; in der Sonne versammelt sich eine Gesellschaft zweiten Ranges, darunter auch solche, die sich für ersten Ranges halten, aber trotz Geld und Schneidigkeit im Ratskeller nicht für voll angesehen werden. Vom Biertisch aus überträgt sich nun der Gegensatz der Sonnenseite und der Schattenseite auf das ganze öffentliche und private Leben in Pannewitz. Er zeigt sich in der Stadtverordnetenversammlung, im Vorstande der Zuckerfabrik, auf der Kegelbahn, auf dem Schützenfeste und selbst in der lieben Kirche. Die Schattenseite hat ihre altererbten Plätze auf der

Kanzelpriesche, während sich die Sonnenseite mit den Plätzen auf der Orgelpriesche begnügen muß. Wenn sich die werte Bürgerschaft zu den hohen Festen oder zu andern besondern Gelegenheiten in der Kirche sehen läßt, oder wenn man sich beim Schützenfeste zum Festessen versammelt, so hält man es für seine besondre Bürger- und Christenpflicht, den Mitgliedern der andern Partei seine stillschweigende Geringschätzung fühlen zu lassen.

Die Führer der beiden Parteien haben oft gewechselt. Gegenwärtig regiert auf der Sonnenseite ein reich gewordner Gutspächter, so ein Moderner, der Geld verdient, wo irgend Geld zu verdienen ist. Nun sind zwar die Herren auf der Schattenseite auch keine Kostverächter, aber man hütet sich, zu happig zu erscheinen. August Lüdicke, der eben erwähnte Regent, hat kein Bedenken getragen, einen alten Ackerhof abzubrechen und statt dessen einen häßlichen langen Ochsenstall zu bauen; er hat Pferde und Kühe abgeschafft und wirtschaftet mit Ochsen, Ochsenjungen und polnischem Volk. Dazu würden sich die Pannewitzer Ackerbürger, die auf ihre Höfe etwas halten, niemals verstehn. Wie es Lüdicke treibt, das ist kein Ackerbau mehr, das ist Fabrikbetrieb. Freilich muß zugestanden werden, daß Lüdicke nicht unter zweihundert Zentner Rüben vom Morgen erntet, aber er hat darum doch nicht das Recht, sich für den allerklügsten zu halten und in alles hineinreden und alles regieren zu wollen. Man weiß wohl, wohin sein Ehrgeiz geht. Er will Stadtverordnetenvorsteher werden. Das wird aber nie und nimmer geschehen, so groß auch sein Einfluß auf die kleinen Leute der Stadt ist, die samt und sonders von ihm Hypotheken

auf ihren Grundstücken haben. Aber in den Vorstand der Zuckerfabrik könnte er doch noch kommen, wenn die Schattenseite nicht fest zusammenhält. Und die Pachtung der Stadtjagd hätte er im vorigen Jahre bei einem Haar erhalten, wenn man nicht im letzten Augenblicke noch alle Minen gegen ihn hätte springen lassen.

Auf der Schattenseite führte seit langem sowohl im allgemeinen, als auch im Ratskeller im besondern den Vorsitz Herr Valentin Springstucke, ein Junggesell mittlern Alters, dessen besondre Verdienste um die Stadt nur Eingeweihten bekannt sein konnten. Der fernerstehende mußte sich fragen, warum gerade Springstucke eine so hohe Würde in der Bürgerschaft einnehme, ein Mann, der weder an Geistesgröße, noch an Ackerbesitz, noch an barem Vermögen seine Mitbürger überragte. Der Grund lag dennoch nahe genug. Springstucke war unbeweibt und hatte auch keine nahen Verwandten. Darum galt er in weiten Kreisen als ein hochgeschätzter und behutsam zu behandelnder Erbonkel. In erster Linie machte sich die Familie Schlegel Hoffnungen, da die Stiefmutter der Cousine von Springstucke eine Schlegel gewesen war. Dann kamen auch noch Sachses und Brettschneiders und deren Verwandte in Betracht. Alle diese erblustigen Verwandten durften es mit dem Erbonkel nicht verderben, und da sie selbst einflußreiche Familien waren, und da es viele Leute gab, die Grund hatten, sich mit Schlegels und Sachses und Brettschneiders gut zu stellen, so mußten diese alle auch den Erbonkel fein säuberlich behandeln. So kam dieser Onkel, ehe er es sich versah, im Orte zu Ehren und Ansehen. Was er sagte, war weise und gut,

und was er tat, war wohlgetan. Zuletzt glaubte er selbst an seine Größe, und das soll ja bei Herrschern eine notwendige Sache sein. Leider konnte ihm das Ansehen, das er bei seinen Mitbürgern genoß, nicht über die Launen seiner alten Rike, seiner Wirtschafterin, hinweghelfen. Denn diese Dame führte ein höchst eigenmächtiges Regiment, da sie sich in Knopf- und Magenfragen für unentbehrlich hielt.

Es gab noch einen dritten Gasthof im Orte, die Goldne Jacke. Eigentlich war es nur ein Ausspann für Fuhrleute; aber der Wirt hatte für ortseingesessene Gäste ein Herrenstübchen eingerichtet und verstand es, eine kleine Gesellschaft von Stammgästen zusammenzubringen und beisammenzuhalten. Hier herrschte der Geist der Respektlosigkeit, hier wagte man es, die geheiligten Personen der Schattenseite wie der Sonnenseite anzutasten und hohe obrigkeitliche Verordnungen ins Lächerliche zu ziehen. Zu diesem Zwecke hatte man einen Verein „Klein-Pannewitz" gegründet. Das heißt, man stellte des Abends beim Bier eine Dorfgemeinde mit Schulzen, Schöppen und Nachtwächter dar, feierte „Martini" und „Annahme" und veranstaltete mit einer Kinderkanone Freischießen. Alle großen Stadtereignisse wurden im Verein „Klein-Pannewitz" ins Dörfische übersetzt, was in den Augen der guten Bürger höchst ungerecht war und überhaupt nur zur Stärkung der Sozialdemokratie führen konnte. Es muß übrigens bemerkt werden, daß kein geborner oder grundbesitzender Pannewitzer zum Verein „Klein-Pannewitz" gehörte.

Wie wenig harmlos dieser Verein war, ist aus dem Streiche zu ersehen, der dort eines Tages ausgesonnen und ausgeführt wurde. Ohne zu bedenken,

daß man durch Verübung groben Unfugs friedliche Bürger in Beunruhigung versetze, ja daß man sich schwerer Urkundenfälschung schuldig mache, setzte man eines Tags im Namen Springstuckes ein Heiratsgesuch in die Provinzialzeitung. Die Sache machte natürlich das allergrößte Aufsehen. Die Gesichter der erblustigen Verwandten zogen sich in die Länge und die der schadenfrohen Nachbarn in die Breite. Als Springstucke das Heiratsgesuch las, war ihm zumute, als sollte ihn der Schlag rühren. Er ärgerte sich fürchterlich, und am meisten darüber, daß seine Beteuerungen, die Sache sei ein schlechter Witz, und er wisse kein Wort von der Annonce, keinen Eindruck machten. Man schwieg und lächelte und nickte sich zu, als wollte man sagen: Rede, was du willst, wir wissen es doch besser. Nun hätte er zwar den Unfug anzeigen können, aber er hatte die Befürchtung, daß er sich, wenn er die Sache an die große Glocke hänge, erst recht lächerlich machen würde. Inzwischen lief ein Heiratsangebot nach dem andern ein, dringliche und schüchterne, orthographische und unorthographische, mit Photographie und ohne Photographie.

Eines Abends, als sich Springstucke wieder einmal über die Niederträchtigkeit seiner alten Rike und über die Neckereien seiner lieben Mitbürger schwarz geärgert hatte, ergriff ihn der Geist des Trotzes. Wenn ich nun doch einmal die Annonce in die Zeitung gesetzt haben soll, sagte er zu sich, dann will ich es auch getan haben. Schlimmer, als es ist, kanns nicht werden. Nach einigen Tagen wurde Springstucke von zuverlässigen Leuten auf dem Bahnhofe von M. mit einer stattlichen Frauensperson am Arme gesehen. Bald darauf stand die Verlobungsanzeige Spring-

stuckes mit Berta Zwunsch geborenen Zanzeler im Blättchen, und bald darauf hatte Pannewitz Gelegenheit, die glückliche Braut zu sehen. Jung war sie gerade nicht mehr, aber stattlich, von junonischem Wuchs, und einen ganz modernen Hut trug sie auch. Hinter allen Vorhängen spähten die jungen und die alten Damen der Stadt hervor. Sogar der Herr Bürgermeister und der Herr Stadtschreiber unterbrachen ihre wachsame Fürsorge für das Wohl der Stadt und traten ans Fenster.

Die Sache war also richtig, fertig und unabänderlich: Springstucke nahm ein Weib, setzte womöglich Kinder in die Welt, und die schöne Erbschaft war dahin. Wozu hatte man sich also die langen Jahre untergeordnet, wozu Opfer an Geld und Gesinnung gebracht, wozu dem alten Schafkopf alles Schöne gesagt und alle Wege geebnet, wozu hatte man allenthalben mit der Erbschaft groß getan? Schlegels gerieten in helle Wut. Auch in den Augen der andern Mitbürger sank Springstucke von seiner Höhe schnell herab. Was bildete sich dieser Springstucke überhaupt ein? wer war er denn? was hatte man denn von ihm zu erwarten? Er war nicht mehr als irgendein andrer. Als Springstucke eines Abends im Ratskeller erschien, fand er seinen Platz am Stammtisch besetzt von einem Herrn niedern Ranges, und dieser Herr dachte nicht daran, zuzurücken. Seine Bemerkungen wurden nicht mehr beachtet, seine Witze wurden nicht mehr belacht.

Nach einigen Tagen sollte die Neuwahl des Vorstandes der Zuckerfabrik stattfinden. Springstucke war bisher Vorsitzender gewesen und nahm als selbstverständlich an, daß er wiedergewählt würde. Wer

hätte denn sonst gewählt werden können? Höchstens Lüdicke, und daran war doch nicht zu denken. Aber es geschah, was niemand erwartet hatte, Lüdicke wurde gewählt, und Springstucke fiel glänzend durch. Nicht einmal in den Aufsichtsrat gelangte er. Das konnte nicht anders geschehen sein, als dadurch, daß einer von der Schattenseite zum Feinde übergegangen war. Die Schattenseite war außer sich, am meisten Springstucke, der sich in seinen heiligsten Gefühlen verraten sah.

Wer war es gewesen? Das konnte nicht lange verborgen bleiben. Man hatte nach Aktien abgestimmt, der Besitz einer Aktie berechtigte zur Abgabe einer Stimme. Man wußte, wieviel Aktien jeder Teilhaber der Zuckerfabrik besaß, man addierte und subtrahierte, bis man es heraus hatte: Schlegel, der enttäuschte Vetter und abgesetzte Erbe, war der Übeltäter gewesen. Schlegel leugnete zwar, aber nur pro forma und mit einer Miene, als wollte er sagen: Wenn ihr mich für den Täter haltet, so ist es mir auch recht. Natürlich erfuhr auch Springstucke von guten Freunden bald, wem er seine Niederlage zu verdanken habe, seinem Vetter Schlegel. Springstucke war tief betrübt. Was hatte er Schlegel je zuleide getan? Er hatte kein Verständnis für eine solche Tiefe von Gesinnungsniedrigkeit.

Die Perle von Pannewitz ist das Pannewitzer Schützenhaus, ein stattliches, grün getünchtes Gebäude mit einem Vordergiebel wie ein griechischer Tempel, dorischen Säulen aus Holz und einem halbrunden Fenster über der Tür. Es liegt hoch über der Stadt unter dem Stadtforst, von diesem durch eine Wiese getrennt und von alten Linden und Kastanien umgeben. Man hat die roten Dächer der Stadt,

besonders die Hinterhäuser mit ihren verborgnen Einrichtungen, die lange Stadtmauer mit dem Stadtgraben und die Apfelbaumanlagen zu seinen Füßen. Und darüber hinaus hat man eine weite und schöne Aussicht auf die Rübenäcker der Flur. Auf diese Aussicht waren die Bürger von Pannewitz stolz und freuten sich ihrer, wenn sie nichts andres zu tun hatten. Wenn aber gekegelt wurde, fragte man nichts nach der schönen weiten Welt, kroch in die Kegelbude und verdarb die Luft mit allerlei Tabaksrauch.

Alle Sonnabende versammelte sich ein Kreis von Bürgern und Beamten zu einer Partie „Kamm" in der Schützenhauskegelbahn. Den Vorsitz führte der Herr Rektor, der unglücklich war, wenn er nicht auf seinem Merkerplatze hinter der Tafel sitzen und jede schlechte Kugel mit sachverständiger Rede begleiten und bei jedem Schub erörtern konnte, was geschehen wäre, wenn die Kugel anders gelaufen wäre. Ferner gehörten zu den regelmäßigen Mitgliedern der Herr Stadtsekretär, der den meisten Lärm machte, der Herr Stadtförster, der das meiste Bier trank, und Herr Springstucke, der das meiste Geld verlor, aber sich für einen ausgezeichneten Kegler hielt. Denn daß er nichts traf, war niemals seine Schuld, sondern immer nur die Folge eines außergewöhnlichen und unbegreiflichen Unglücksfalles, eine Meinung, in der er von der gesamten Kegelgesellschaft kräftigst bestärkt wurde. Wenigstens bis zu seiner Verlobung.

Seit diesem Ereignis aber und seit der großen Niederlage bei der Wahl war Springstucke nicht zum Kegeln gekommen. Nachdem sich nun seine freudigen und schmerzlichen Gefühle allmählich beruhigt hatten, erschien er wieder. Und es wäre alles gut und schön

gewesen, wenn es nicht Herrn Schlegel eingefallen wäre, auch zum Kegeln zu kommen. Er hatte gehört, daß Springstucke die Kegelbahn nicht mehr besuche, und war nicht wenig überrascht, ihn dort zu treffen.

Das half nun nichts, in der Tür konnte er nicht stehn bleiben. Er trat also ins Zimmer, und der Herr Rektor rief freudig von seinem Kegelkatheder herab: Schön, Herr Schlegel, Sie können gleich bei „Grün" eintreten. Herr Springstucke stand mit der Kugel in der Hand bereit zu schieben; nun legte er seine Kugel nieder und sagte: Herr Stadtförster, seien Sie doch so gut und übernehmen Sie meine Nummer. Ich ziehe doch vor, nach Hause zu gehn.

Aber Herr Springstucke, Sie werden doch nicht!

Ich bitte mich zu entschuldigen, aber ich ziehe vor, wegzugehn.

Aber warum denn?

Man kann nicht wissen, was für Gemeinheiten vorkommen.

Wer redet hier von Gemeinheiten? rief Herr Schlegel, ohne zu überlegen, daß er damit sein eignes böses Gewissen verriet.

Ich, Herr Schlegel, erwiderte Herr Springstucke mit großer Ruhe.

Wen meinen Sie damit?

Das müssen Sie selbst am besten wissen.

Sie sind ein unverschämter Mensch.

Und Sie sind ein Schleicher, ein Schleicher sind Sie, vor dem man seinen Nebenmenschen warnen muß.

Stille, ihr Herren! kommandierte der Herr Rektor. Wer Krakeel anfängt, zahlt nach Paragraph fünf unsers Statuts eine Lage Bier.

Sehr richtig! bemerkte der Herr Förster.

Herr Springstucke nahm seinen Hut und ging ab. Herr Schlegel blieb, war aber mit seinen Gedanken nicht bei der Sache und kegelte spottschlecht, sodaß er sich den lebhaften Unwillen seiner Partei zuzog. Dann ging auch er. Es wurde an diesem Tage überhaupt nicht viel aus der Kegelei. Man schickte also den Kegeljungen nach Haus und setzte sich zu einem vorletzten Glase Bier an den Tisch, um das große Ereignis des Abends, den Zusammenstoß der beiden einflußreichen Männer, Bürger und Parteiführer zu besprechen. Daß dieser Zusammenstoß ein Ereignis von weitreichenden Folgen sei, war allen Anwesenden klar. Man erwog bereits, wie sich die Stimmen zur nächsten Stadtverordnetenwahl gruppieren würden; man fürchtete für den Kasinovorstand, und ob dieser unter obwaltenden Umständen seiner Aufgabe, im Winter drei Bälle und ein Familienfest zu arrangieren, gerecht werden könnte, und hielt es für so gut wie gewiß, daß die Jagdpachtung an Lüdicke verloren gehn werde. Und was dies noch alles im Gefolge haben könnte, war gar nicht auszudenken. Das Wohl der Schattenseite, ja auch das Wohl der ganzen Stadt sowie aller, deren Interessen in engerer oder weiterer Weise mit der Stadt verknüpft waren, schien in hohem Maße gefährdet zu sein.

Ach was, sagte der Stadtförster, der aus Anlaß dieses besondern Falles mehr als gewöhnlich getrunken hatte, was wird denn werden? Nächste Woche schießen sie sich, und dann ist alles wieder gut.

Schießen? riefen erschrocken die friedlichen Bürger. Springstucke und Schlegel werden sich doch nicht schießen? Um so eine Dummheit?

Das ist keine Dummheit, erwiderte der Förster. Sie verstehn das nur nicht. Ich habe es erlebt, daß ein Leutnant den andern forderte, weil der geniest hatte.

Förster, lügen Sie doch nicht so.

Auf meine Ehre! Der kleine Zedlitz — Wilhelm, du erinnerst dich seiner gewiß noch, er hatte weißblonde Haare und trug immer so lange Manschetten. Bei der dritten Kompagnie bei den Gardeschützen stand er. Ich habe ja so oft mit ihm auf dem Schießstande geredet, wenn er unsern Hauptmann besuchte. Der hat wirklich und wahrhaftig den Asseburg bei den Gardehusaren gefordert, weil der geniest hatte. Er log nämlich ein bißchen stark. Und wie er wieder einmal eine Geschichte losgelassen hatte, da wollte es niemand glauben. Da wurde er aber eklig und sagte: Ich betrachte es als eine Beleidigung, wer mir nicht glaubt. Da nieste der Asseburg, und was wollten sie da machen? Da haben sie sich geschossen.

Das ist aber doch Unsinn, sagte der Rektor.

Sie verstehn das eben nicht, Herr Rektor. Wie soll denn das anders ausgeglichen werden? Wenn ein Offizier zum andern Hundsfott sagt —

Aber das kommt ja gar nicht vor!

Ich sage nur, wenn — wie wollen Sie denn das wieder gut machen? Da gehts in den Grunewald. Plauz! Plauz! ist alles wieder in Ordnung.

Aber wenn einer den andern totschießt?

Dann ist es auch in Ordnung. So oder so. Glatte Sache. Zum Beispiel wenn wir hier in militärischen Verhältnissen wären, und Sie kippen mir das Bier um, dann sage ich: Rindvieh, das Sie sind

Und Sie fordern mich, und ich schieße Sie tot. Fort mit dem Kerl! Es ist eine ganz einfache Sache.

Man schüttelte allseitig die besorgten Häupter. Schlegel wird doch Springstucken nicht fordern, meinte der Stadtschreiber. Dabei könnte ja das größte Unglück entstehen.

Fort mit dem Kerl, sagte der Förster, der sich ganz in seine blutigen Gedanken vertieft hatte.

Mit Springstucke möchte es noch gehn, der ist ledig und hat nur eine Braut, aber Schlegel hat eine Frau und vier Kinder.

Ist ganz egal. Zwei Lot Blei genügen auf alle Fälle.

Was wollen Sie denn, Förster! Schlegel und Springstucke sind ja gar nicht in militärischen Verhältnissen.

Ist ja ganz egal. Was schwarzweiße Schnüre bei den Freiwilligen gehabt hat, oder was eine bunte Mütze getragen hat, das muß sich schießen — wegen der höhern Bildung. Das nennt man Satisfaktion. Also zum Beispiel, du beleidigst mich, Wilhelm. Dann haue ich dir eine hinter die Ohren. Das ist keine Satisfaktion.

Na, ich danke, sagte Wilhelm.

Wenn ich aber in militärischen Verhältnissen bin, das heißt Leutnant oder was drüber, dann schieße ich dich tot, dann ist es Satisfaktion. Wenn ich aber Förster bin oder sonst bloß ein Zivilist, und du beleidigst mich, dann haue ich dir das Fell voll. Aber das ist keine Satisfaktion.

Und wenn ich dir wieder ans Kollett komme —

Dann gibt es eine Hauerei und weiter nichts. Wenn ich den Stock nehme, dann ist es eine Hauerei,

wenn ich aber das Rapier nehme, wie die Studenten, dann ist es eine Ehrensache. Ich bin aber mehr fürs Schießen. Plauz! Fort mit dem Kerle!

Ist aber der Förster ein wütender Mensch!

Besonders, wenn er zehn Kognaks getrunken hat.

Ist ganz egal, sagte der Förster mit einer etwas unsichern Stimme. Fort mit dem Kerle! Reinliche Sache!

Und so weiter in dulce infinitum.

Wenn ich jetzt Viktor Hugo wäre, so würde ich ein paar Seiten daran wenden, zu schildern, wie die doppelte ungesühnte Beleidigung auf der schlafenden Stadt lastete gleich einem Alp, wie die Sonnenseite stöhnte, und die Schattenseite ächzte, und der alte wacklige Kirchturm sein Haupt bedenklich hin und her wiegte. Da ich das nicht bin, kann ich in einfacher Prosa nur sagen, daß Pannewitz am andern Morgen genau so aussah wie tags zuvor, obgleich schreckliche Gerüchte bereits zur Frühstückszeit durch die Stadt schwirrten. Um zehn Uhr früh schritt sogar der kleine Brandes in Uniform über den Marktplatz, was stets geschah, wenn etwas Besondres los war. Der kleine Brandes, eigentlich Doktor Brandes, war Philologe, Lehrer an der Vorschule und leidenschaftlicher Soldat. Leider war er klein von Person wie Zachäus und etwas rundlich geraten. Darum trug er hohe Absätze und rückte seine Wirbelsäule so sehr in die Höhe, wie es nur ging. Den größten Genuß bereitete es ihm, in Uniform auszugehn. Die schlechte Welt behauptete, er lege sich am Abende vor Königs Geburtstag oder vor dem Tage, an dem in M. Liebesmahl gefeiert wurde, mit der Uniform ins Bett. Warum er an diesem Sonntag als Militär erschien, hat sich nicht

ermitteln lassen, doch steht fest, daß er zu Lüdicke, der Premierleutnant der Reserve war, gegangen ist und mit diesem eine lange Unterredung gepflogen hat.

Daß es am Abend auf der Kegelbahn zwischen Springstucke und Schlegel zu einer Auseinandersetzung gekommen sei, wußte binnen kurzem jedermann. Man erzählte sich die Geschichte mit Eifer und Ausdauer, wobei es ihr so ging wie dem Schneeball, den der Knabe im Schnee wälzt. Man erzählte schließlich, die beiden Streitenden hätten sich die ehrenrührigsten Dinge gesagt, ja sie hätten sich Ohrfeigen angeboten. Es sei schauderhaft gewesen. Der Förster habe zuletzt mit dem Hirschfänger dazwischenspringen müssen, um sie auseinander zu bringen. Der Herr Oberprediger erfuhr die Geschichte vom Küster in der Sakristei vor der Predigt, und sie beschäftigte ihn so, daß er darüber einige der schönsten Stellen seiner Predigt vergaß. Die ganze Stadt entsetzte sich über das frevelhafte Benehmen ihrer angesehensten Mitbürger. Besonders war die Schattenseite beunruhigt. Schon beim Frühschoppen herrschte die Überzeugung, der Zwist müsse durchaus beigelegt werden, da sonst die Schattenseite in unaufhaltbaren Zerfall gerate, und die Wahl des Stadtverordnetenvorstehers schwerlich zum glücklichen Ende gebracht werden könne. Herr Zicklein, der als die geeignetste Person galt, weil er das Amt eines Schiedsmannes bekleidete, wurde in feierlicher Weise abgesandt, um Frieden zu stiften. Herr Zicklein begab sich also zu Herrn Springstucke.

Herr Springstucke, sagte er, nehmen Sie mirs nicht übel, aber Sie haben Schlegeln schwer beleidigt. Sie haben ihm gegenüber von Gemeinheiten gesprochen und haben ihn geradezu einen Schleicher

genannt; das kann er sich doch unmöglich gefallen lassen.

Es ist aber doch die Wahrheit. Ich verlange nicht, daß er mich wählt, er kann wählen, wen er will; daß er aber heimlich Lübicken gewählt hat, das ist eine Gemeinheit. Und daß er auf andrer Leute Tod spekuliert hat, das weiß auch jedermann.

Das ist ja ganz richtig, aber Sie dürfen es ihm doch nicht sagen.

So? Was wahr ist, darf ich auch sagen.

Da haben Sie ja ganz Recht, aber dann dürfen Sie keinen Namen nennen. Wenn Sie einen Namen nennen und von Gemeinheiten reden, so ist das ehrenrührig.

Das nenne ich eine kuriose Sache. Wenn jemand Gemeinheiten begeht, dann soll das nicht ehrenrührig sein, wenn man es aber sagt, dann wird es ehrenrührig. Das ist doch Unsinn.

Da haben Sie ja Recht. Aber es ist nun einmal so, und gegen das, was einmal ist, kann man nichts machen.

Wer ehrenhaft behandelt sein will, der mag sich ehrenhaft betragen.

Das ist ja nicht zu bestreiten, aber ein Streit kann doch sehr üble Folgen haben.

Er mag mich verklagen. Immerzu. Dann soll er erst erfahren, was eine Harke ist.

Wenn es nur das ist, aber man kann ja nicht wissen, welche Genugtuung —

Er wird doch kein solcher Schafskopf sein —

Der Friedensstifter zuckte bedeutsam die Achseln. — Und bedenken Sie auch die Lage der Schattenseite. Was soll aus der Wahl des Stadtverordnetenvorstehers

werden? Und was soll aus dem Kasino werden? Ich will Ihnen nur verraten, Herr Springstucke, daß die Bürgerschaft daran gedacht hat, Sie zum Stadtrate zu wählen, wenn der alte Reimberg niederlegt. — Herr Springstucke wurde nachdenklich. — Sie müssen durchaus revozieren.

Revozieren? Ich soll sagen, es sei keine Gemeinheit von Schlegel gewesen, Lüdicke zu wählen, und er sei kein Schleicher gewesen? Das tue ich nicht. Nein, das tue ich nicht.

Über dieses Hindernis kam die Verhandlung nicht hinweg, und der Herr Friedensrichter mußte unverrichteter Sache abziehen. Darauf erschienen andre gute Freunde und Nachbarn, aber sie richteten ebensowenig aus, bis ein findiger Kopf auf den Ausweg kam, man könne ganz gut sagen, man bedaure, jemand geohrfeigt oder einen gemeinen Menschen genannt zu haben, ohne seiner Überzeugung zu nahe zu treten, daß er die Ohrfeige doch verdient habe. Dies leuchtete Herrn Springstucke ein, um so mehr, als wiederholt die Stadtratswahl im Hintergrunde auftauchte. Er nahm also die Haltung des edelmütigen Menschen an und versprach noch denselben Abend bei Schattenberg seine Erklärung abzugeben. Dies geschah auch vor versammeltem Biertische mit großer Würde und gemurmeltem Beifall der angesehenen Bürger von Pannewitz. Damit war Gott sei Dank der ärgerliche Zwischenfall aus der Welt geschafft, und jedermann konnte beruhigt in der Woche seinem Verdienste nachgehn und Sonntags sein Bier trinken.

An demselben Abend fand auch in „Klein-Pannewitz“ große Versammlung statt. Dort wurde der Streit und die Versöhnung von Jochen Pampel und

Michel Hampel „drastisch-dramatisch“ dargestellt. Den Schluß bildete ein großes Verbrüderungsfest, bei dem Bier nur noch aus dem „Stiefel“ getrunken wurde. Jochen Pampel, der eine Stiftung von vier Stiefeln gemacht hatte, wurde in Betracht seiner Tüchtigkeit zum unbesoldeten Vizenachtwächter erwählt.

Währenddessen hatte auch Herr Schlegel unerwarteten Besuch erhalten. Herr Lamprecht wollte sich nach Herrn Schlegels Neffen erkundigen, Herr Baumgarten hatte gehört, daß Herr Schlegel einen Schafbock zu verkaufen habe, und Herr Dambeck brachte Grüße von irgendeinem Bekannten irgendwo her. Diese Herren gehörten sämtlich der Sonnenseite an. Offenbar betrachtete man Herrn Schlegel seit der bewußten Wahl als Freund und Zugehörigen. Bei jeder dieser Visiten kam natürlich die Rede auf den Streit vom letzten Abend. Man verfuhr sehr diplomatisch. Man tippte nur leise an die bewußte Wunde, man schalt weder auf Springstucke noch auf die Schattenseite, lobte dagegen desto mehr die besonnene Mäßigung Schlegels und stellte ihn als einen Mann dar, der in der Bürgerschaft lange nicht genug gewürdigt würde. Wenn es nach den Leuten ginge, die ihn gerecht beurteilten, so würde Schlegel gewiß zum Stadtverordnetenvorsteher gewählt werden. Aber freilich müsse er selbständiger auftreten als bisher und für andre Leute nicht die Kastanien aus dem Feuer holen. Das war Zucker für den gekränkten Schlegel. Seine Selbstschätzung wuchs in erfreulicher Weise, in dem gleichen Maße aber auch sein Zorn auf Springstucke.

Zuletzt kam Herr Lüdicke selbst, so schneidig und schnarrig, wie er es von den besten Vorbildern beim Regiment gelernt hatte. Denn er war ja nicht allein

werden? Und was soll aus dem Kasino werden? Ich will Ihnen nur verraten, Herr Springstucke, daß die Bürgerschaft daran gedacht hat, Sie zum Stadtrate zu wählen, wenn der alte Reimberg niederlegt. — Herr Springstucke wurde nachdenklich. — Sie müssen durchaus revozieren.

Revozieren? Ich soll sagen, es sei keine Gemeinheit von Schlegel gewesen, Lüdicke zu wählen, und er sei kein Schleicher gewesen? Das tue ich nicht. Nein, das tue ich nicht.

Über dieses Hindernis kam die Verhandlung nicht hinweg, und der Herr Friedensrichter mußte unverrichteter Sache abziehen. Darauf erschienen andre gute Freunde und Nachbarn, aber sie richteten ebensowenig aus, bis ein findiger Kopf auf den Ausweg kam, man könne ganz gut sagen, man bedaure, jemand geohrfeigt oder einen gemeinen Menschen genannt zu haben, ohne seiner Überzeugung zu nahe zu treten, daß er die Ohrfeige doch verdient habe. Dies leuchtete Herrn Springstucke ein, um so mehr, als wiederholt die Stadtratswahl im Hintergrunde auftauchte. Er nahm also die Haltung des edelmütigen Menschen an und versprach noch denselben Abend bei Schattenberg seine Erklärung abzugeben. Dies geschah auch vor versammeltem Biertische mit großer Würde und gemurmeltem Beifall der angesehenen Bürger von Pannewitz. Damit war Gott sei Dank der ärgerliche Zwischenfall aus der Welt geschafft, und jedermann konnte beruhigt in der Woche seinem Verdienste nachgehn und Sonntags sein Bier trinken.

An demselben Abend fand auch in „Klein-Pannewitz“ große Versammlung statt. Dort wurde der Streit und die Versöhnung von Jochen Pampel und

Michel Hampel „drastisch-dramatisch“ dargestellt. Den Schluß bildete ein großes Verbrüderungsfest, bei dem Bier nur noch aus dem „Stiefel“ getrunken wurde. Jochen Pampel, der eine Stiftung von vier Stiefeln gemacht hatte, wurde in Betracht seiner Tüchtigkeit zum unbesoldeten Vizenachtwächter erwählt.

Währenddessen hatte auch Herr Schlegel unerwarteten Besuch erhalten. Herr Lamprecht wollte sich nach Herrn Schlegels Neffen erkundigen, Herr Baumgarten hatte gehört, daß Herr Schlegel einen Schafbock zu verkaufen habe, und Herr Dambeck brachte Grüße von irgendeinem Bekannten irgendwo her. Diese Herren gehörten sämtlich der Sonnenseite an. Offenbar betrachtete man Herrn Schlegel seit der bewußten Wahl als Freund und Zugehörigen. Bei jeder dieser Visiten kam natürlich die Rede auf den Streit vom letzten Abend. Man verfuhr sehr diplomatisch. Man tippte nur leise an die bewußte Wunde, man schalt weder auf Springstucke noch auf die Schattenseite, lobte dagegen desto mehr die besonnene Mäßigung Schlegels und stellte ihn als einen Mann dar, der in der Bürgerschaft lange nicht genug gewürdigt würde. Wenn es nach den Leuten ginge, die ihn gerecht beurteilten, so würde Schlegel gewiß zum Stadtverordnetenvorsteher gewählt werden. Aber freilich müsse er selbständiger auftreten als bisher und für andre Leute nicht die Kastanien aus dem Feuer holen. Das war Zucker für den gekränkten Schlegel. Seine Selbstschätzung wuchs in erfreulicher Weise, in dem gleichen Maße aber auch sein Zorn auf Springstucke.

Zuletzt kam Herr Lüdicke selbst, so schneidig und schnarrig, wie er es von den besten Vorbildern beim Regiment gelernt hatte. Denn er war ja nicht allein

Leutnant, sondern sogar Premierleutnant von der Reserve und bei den Kontrollversammlungen eine wichtige Persönlichkeit. Herr Lüdicke sprach die Erwartung aus, daß Herr Schlegel die Sache nicht auf sich sitzen lassen werde, was Herr Schlegel, dessen Grimm stündlich gewachsen war, lebhaft bestätigte. Hierauf fragte Herr Lüdicke: Haben Sie denn schon die nötigen Schritte getan?

Heute schon? fragte Herr Schlegel, der an eine Injurienklage gedacht hatte.

Natürlich heute. Wenn Sie diesen Springstucke vor die Pistole fordern wollen, wie er es verdient, so muß das gleich geschehen. Ich stelle mich übrigens zur Verfügung. Ich werde die Sache gleich arrangieren.

Herr Schlegel konnte nicht hindern, daß sich sein Gesicht etwas in die Länge zog, weiter ließ er sich jedoch nichts merken, sondern erklärte, daß er über das Anerbieten von Herrn Lüdicke sehr erfreut sei, und daß er es dankbar annehme. Im stillen erwartete er, daß Springstucke eine Forderung natürlich ablehnen werde. Und wie groß stand er selbst dann da!

Noch am späten Abend erschien Herr Lüdicke bei Herrn Springstucke, der eben in dem Bewußtsein seines Edelmuts vom Ratskeller nach Hause gekommen war. Lüdicke trat ganz in der korrekten Haltung auf, die für diese Angelegenheit vorgeschrieben ist, er war ganz so kühl, zugeknöpft und unnahbar, wie er es beim Regiment gelernt hatte. Er machte Herrn Springstucke auf die unabwendbaren Folgen seiner Äußerungen aufmerksam und erfuhr zu seiner größten Überraschung, daß die Sache schon zu Ende sei. Herr Springstucke habe so öffentlich, wie die Beleidigung geschehen, seine Entschuldigung ausgesprochen. Das

müsse Herrn Schlegel genügen. Herr Lüdicke erwiderte, es sei Sache Schlegels, die Form der Entschuldigung zu bestimmen, die ihm genüge, nicht seine Sache. Er müsse jedoch anerkennen, daß sich durch die Erklärung Springstuckes die Lage geändert habe. Er müsse also mit seinem Auftraggeber in Beziehung treten. Dagegen wolle er gleich jetzt fragen, ob Springstucke eine Forderung annehme, wenn Schlegel mit der Entschuldigung nicht zufriedengestellt sei. Springstucke entgegnete, er habe keine Veranlassung, sich darüber zu äußern, was er unter Umständen tun werde. Übrigens erwarte er auch seinerseits eine Entschuldigung Schlegels darüber, daß er ihn einen unverschämten Menschen genannt habe. Lüdicke ließ sich darauf nicht ein. Von Entschuldigungen könne nach seinem Gefühl überhaupt nicht die Rede sein. Damit empfahl sich Lüdicke, ohne daß seine Sendung einen bestimmten Erfolg gehabt hätte.

Daß ganz Pannewitz über den „Fall“ Schlegel-Springstucke in hoher Aufregung war, wird man natürlich finden. Allmählich beruhigte man sich aber. Die Zeit ging ihren Gang weiter, ohne daß schreckliche Ereignisse eingetreten wären, und man glaubte schon, daß alles beigelegt sei. Aber das war ein Irrtum. Daß wichtige Dinge in der Stille verhandelt wurden, hätte man schon daraus ersehen können, daß der kleine Brandes öfter als sonst in Uniform gesehen wurde. Der Streit war nicht beigelegt, vielmehr mischten sich immer mehr Leute in die Sache, wodurch sie nicht an Durchsichtigkeit gewann.

Da traten zwei Ereignisse ein, die die Unterlage der Verhandlungen gänzlich verschoben, ja dem ganzen Streite seinen Anlaß nahmen. Herr Lüdicke legte gleich in der ersten Versammlung der Aktionäre, die

er zu leiten hatte, den Vorsitz nieder. Er hatte es in der kurzen Zeit mit jedermann verdorben. Er hatte den Fabrikdirektor vor den Kopf gestoßen, er hatte den Vorstand in Zorn gebracht, weil er alles besser wissen wollte, er hatte den Aufsichtsrat wütend gemacht, da er als kommandierender General auftrat, er hatte sämtliche Aktionäre in den Harnisch gebracht, da er ihnen gegenüber seinen altgewohnten Kasernenhofstil anwandte. Als er nun der bereits erwähnten Versammlung das Übergewicht seines Geistes fühlen lassen wollte, traf er auf geschlossenen Widerstand. Alle seine Anträge fielen durch. Da warf er zornig seine Feder weg und erklärte, daß er den Vorsitz niederlege. — Die Kaffern, sagte er zu einem kleinern auserwählten Kreise, können ihre Zuckerquetsche selber besorgen. Was soll ich mich für fremde Leute abrackern?

Das war das eine Ereignis, das andre war noch merkwürdiger. Die Verlobung Springstuckes ging eines schönen Tages zurück. Die stattliche Witwe hatte einen großen Fehler gemacht, sie hatte den Herrscherstab zu schwingen angefangen, ehe sie noch dazu berechtigt war. Sie hatte die alte Rike aus dem Hause bringen wollen, ohne die Widerstandskraft ihres Gegners genügend gewürdigt zu haben. Denn die alte Rike ging sofort zum Gegenangriff über, reiste nach M., um sich nach der Vergangenheit von Berta Zwunsch gebornen Zanzeler zu erkundigen, und brachte mit, daß die Witwe ihren lieben ersten Mann totgeärgert habe, was dort jedermann wisse. Dies wurde Herrn Springstucke zu passender Zeit und in geeigneter Weise beigebracht. Herr Springstucke zog die Augenbrauen hoch und machte eine bedenkliche Miene. Als nun die zärtliche Braut darauf zu dringen

anfing, daß Springstucke ein Testament machen und sie darin zur Erbin einsetzen müsse, ehe er sich mit Schlegel schieße, da trat es doch gar zu deutlich zutage, um was es sich bei der Verlobung gehandelt hatte. Springstucke verlor allen Humor, und bei der nächsten Szene, die ihm die zärtliche Braut wegen des Testaments machte, brach die Verlobung in Stücke. Die stattliche Dame zog zornschnaubend ab und drohte mit einer Entschädigungsklage, und Springstucke dankte seinem Schöpfer, daß er noch kurz vor Torschluß einem großen Unglück entgangen war.

Aber Schlegel rang die Hände. Wie schön wäre alles gewesen, wenn er sich seine schönen Aussichten nicht selbst verdorben hätte! Wenn er doch den unseligen Streich mit der Wahl nicht gemacht hätte! Und nun gar die schwebende Forderung auf Pistolen! An die Erbschaft war nicht mehr zu denken. Nun, die Zeit heilt ja viel. Vielleicht war die Umkehr noch möglich. Aber da standen Lüdicke und der kleine Brandes und die Freunde von der Sonnenseite im Wege. Die Umstände forderten Versöhnung, aber der Ehrenpunkt forderte Blut, was war dagegen zu tun?

Wer weiß, ob jetzt auch Springstucke zur Versöhnung geneigt gewesen wäre. Erstens war er jetzt überhaupt grimmiger Laune und zarten Gefühlen weniger zugänglich, und dann hatte er selbst in bezug auf den Ehrenpunkt merkwürdige Erfahrungen gemacht. Es waren Monate vergangen, ohne daß die schwebende Angelegenheit in ordnungsmäßiger Weise aus der Welt geschafft worden wäre. Man fing in gewissen Kreisen an, Springstucke einen gewöhnlichen Kneifer und faulen Kunden zu nennen. Der kleine Brandes, der Springstucke gegenüber sonst die Zuvor-

kommenheit selbst gewesen war, drehte sich jetzt schnöde auf dem Absatz herum und ließ ihn stehn, wenn er mit ihm zusammenkam. In der Weinstube zu M., wo die Herren Offiziere und Referendare verkehrten, behandelte man ihn als Luft. Selbst der Wirt machte eine Miene, als wäre ihm ein Strolch ins Lokal geraten, und er nähme nur auf seine Gäste Rücksicht, wenn er nicht Skandal mache. Springstucke hatte seinerzeit — es war schon lange her — in Halle Landwirtschaft studiert und war auch seines guten Wechsels wegen in einem Korps aufgenommen worden. Er stand noch jetzt mit seinem Korps in Verbindung, was er deutlich an dem Tribut merkte, den er jährlich zu zahlen hatte. Das Korps erhielt durch einen Fuchs, der aus der Gegend stammte, Nachricht von der Pannewitzer Angelegenheit, nahm die Sache mit gebührendem Ernst in die Hand, brachte sie vor den Konvent und beschloß, Springstucke aus den Reihen der alten Herren zu streichen und unter die Lumpen zu rechnen, wenn er nicht die Sache mit der Waffe in der Hand ausfechte. Der Umstand, daß er Schlegel beleidigt und diese Beleidigung revoziert habe, kam dabei weniger in Betracht, als daß er selbst ein unverschämter Mensch genannt worden und diese Beleidigung ungesühnt geblieben sei. Einer der Herren Chargierten kam an und machte Springstucke klar, was er seiner Ehre und der des Korps schuldig sei. Springstucke konnte sich dem Eindruck dieser Rede nicht entziehen. Er übertrug seine Angelegenheit dem Chargierten und verwies ihn an Lübicke.

Jetzt war die Sache in guten Händen. Eines schönen Morgens, als niemand an etwas Arges dachte, durchlief ein unglaubliches Gerücht die Stadt. Alles

steckte die Köpfe zusammen und flüsterte. Niemand wagte es, ein lautes Wort zu sprechen, als lauerte der Staatsanwalt hinter der nächsten Ecke, um den, der das Unsagbare ausspreche, als Mitschuldigen einzustecken. Um neun Uhr schritt der Herr Bürgermeister bedächtigen Schritts über den Markt und machte ein Gesicht wie eine Sphinx. Hinter ihm schritt der Stadtsekretär, bedeutsam nach rechts und links mit der Hand winkend, als wollte er sagen: Wenn ich reden dürfte! Aber er wußte auch nicht mehr als die andern. Eine halbe Stunde später kam der Markus, ein Viehhändler aus M., die Straße entlang gefahren und brachte Nachricht. Es war die Wahrheit, was man geflüstert hatte und doch nicht hatte glauben wollen: Springstucke und Schlegel hatten sich im Wendischen Holze geschossen. Lüdicke, der kleine Brandes und ein fremder Herr mit einem bunten Bande, auch Doktor Mehlmann waren dabei gewesen. Schlegel sei schwer verwundet, ob er lebe, wisse man nicht, wo er sei, wisse man auch nicht. Markus erzählte seine Geschichte wohl ein dutzendmal, ehe er durch die Stadt durch war. Um zehn Uhr schritt der Herr Sanitätsrat mit den ihm eigentümlichen eiligen Schritten über den Markt. Festina lente war sein Wahlspruch, das heißt, er hatte nie Zeit, aber dennoch stets Zeit, eine lange Erörterung anzustellen. Er war noch nicht halb über den Markt weg, als er von einigen Bürgern gestellt wurde.

Was macht denn Schlegel, Herr Sanitätsrat? Der Herr Sanitätsrat zuckte bedenklich die Achseln.

Ist er denn schwer verwundet?

Das kann man noch nicht sagen. Ein Schuß in die Hüftengegend. Sehen Sie so. — Damit stellte sich der Herr Sanitätsrat auf offnem Markte in Positur

wie auf der Mensur und benutzte seinen Stock als Pistole. An allen Fenstern rings um den Markt herum erschienen Gesichter. — Wenn also die Kugel auf die rechte Hüfte aufgeschlagen ist, so durchschlägt sie den großen trochanter, verletzt das peritoneum und dringt in die fossa iliaca, in die Darmbeingrube. Hier trifft sie auf das caecum, den Blinddarm und den processus vermiformis oder den an der valvula Bauhini einmündenden Dünndarm, wobei höchst wahrscheinlich eine perforatio des Darms stattgefunden haben kann. Hat nun die Kugel nach nochmaligem Durchbohren des Peritoneums die arteria oder vena iliaca verletzt, so muß der Tod sofort eingetreten sein. Da jedoch Schlegel noch lebt, so nehme ich an, daß die Kugel glücklicherweise durch die incisura ischiatica major, wo sie vermutlich das Nervengeflecht, plexus sacralis, verletzte, ihren Weg genommen hat. Vielleicht hat auch eine Verletzung der Glutealarterien stattgefunden, und die Kugel ist unter der Muskulatur des Gesäßes zum Vorschein gekommen.

Ist das gefährlich, Herr Sanitätsrat? fragte der dicke Bäckermeister.

Höchst gefährlich. Es sind so viel Möglichkeiten für einen letalen Ausgang vorhanden, daß ich meinerseits kaum glauben würde, den Verwundeten durchzubringen.

Den Hörern lief eine Gänsehaut über den Rücken. Sie hätten nicht gedacht, daß hinter der Hüfte soviel gefährliche Dinge zu finden wären.

Aber Schlegel ist doch wohl in Dr. Knolles Privatklinik?

Vermutlich, aber man weiß es nicht.

Wenn er bei Knollen ist, dann wird ja alles gut, sagte ein andrer.

Mein lieber Freund, erwiderte der Sanitätsrat empfindlich, Sie denken immer, Doktor Knolle könne alles. Er ist ein sehr geschickter Chirurg, aber einen abgeschossenen Blinddarm anflicken, das kann er auch nicht.

Damit empfahl sich der Herr Sanitätsrat und ging weiter. Aber er war noch nicht um die Bürgerschulecke herum, als er von neuem gestellt wurde. Man konnte sehen, wie er wieder im Anschlage lag und an seinem eignen Leibe den Gang der Kugel demonstrierte, und aus allen Fenstern schaute die beunruhigte Bürgerschaft.

So schlimm, wie es der Herr Sanitätsrat gemacht hatte, war es nun nicht. Schlegel war in der Tat in der Hüftgegend getroffen, an einer Stelle, wo Helden nicht getroffen zu werden pflegen, wo sie eigentlich gar nicht getroffen werden dürfen. Wie das möglich gewesen war, ob die Kugel abgesprungen war, ob Schlegel schräg gestanden, ob er im entscheidenden Augenblick eine Wendung gemacht hatte, hat nicht festgestellt werden können. Das schadet auch nichts. Der Ehre war genug geschehen, und die feindlichen Verwandten reichten sich auf der Walstatt gerührt die Hände und versöhnten sich in aller Form.

Konnten sie das nicht vorher auch tun? fragte Wilhelm.

Ach was! erwiderte der Stadtförster. Ein ordentlicher Kerl versöhnt sich nicht. Zwei Lot Blei machen alles wieder gut. Zwei Lot Blei sind eine glatte Sache!

An diesem Vormittag waren ganz gegen ihre Gewohnheit die Mitglieder von „Klein-Pannewitz“ zum Frühschoppen versammelt. Der Markus, der in der Goldnen Jacke ausgespannt hatte, ließ es sich nicht nehmen, zu den Herren in die Herrenstube zu treten.

Vorsicht, Markus, sagte der Wirt, der bei allen Streichen die Hauptrolle zu spielen pflegte, wir Pannewitzer schießen. Damit griff er in seine Brusttasche und holte eine halbe Bratwurst heraus, mit der er wie mit einer Pistole auf Markus anschlug.

Gott der Gerechte! rief dieser erschrocken, machen Se keine Dummheiten, wie leicht kann so ein Ding losgehn.

Das gab ein großes Hallo, und die Geschichte wurde gleich in der ganzen Stadt weiter erzählt. Aber der Witz fand keinen rechten Anklang. Das Tagesereignis war zum Scherzen zu ernst.

Man hätte den Scherz ruhig gelten lassen können, denn das Duell hatte keine schlimmen Folgen. Für Schlegel gab es ein paar unbequeme Wochen im Privatkrankenhause zu M. und eine gesalzne Rechnung. Schlegel bezahlte sie ganz gern, als Handgeld darauf, wieder in sein Erbrecht eintreten zu können. Auch Springstucke trat in seine Würden wieder ein. Man wählte ihn, wie früher, wieder zum Vorstande der Zuckerfabrik. Ja man hält es für wahrscheinlich, daß er, wenn der alte Reimberg sein Amt niederlegt, zum unbesoldeten Stadtrat gewählt werden wird. Wird er doch dann zu seinen bisherigen Verdiensten auch den Lorbeer des Helden und die Auszeichnung eines Mannes, der zwei Monate auf der Festung gesessen hat, hinzufügen können.

7

Mein erster Tag als Hauslehrer

Jungens, pflegte unser Herr Papa zu uns zu sagen, vor allen Dingen müßt ihr Hauslehrer werden. Nicht bei einem Stoppelhopser oder so etwas — da lernt man nichts —, sondern in einem guten Hause. Und Französisch müßt ihr können. Französisch, feiner Ton, gute Manieren, Hauslehrer, sonst ist mit eurer ganzen Geschichte nichts los.

Gut, ich kaufte mir Lackstiefel und vervollkommnete mich in Quadrille und andern schönen Sachen, lernte die Hacken aneinander schlagen und „Gnädige Frau" zweisilbig aussprechen, nahm bei Fräulein Roncier Unterricht in französischer Konversation und ließ mich von meinem Professor an Frau Baronin von Rossach empfehlen. Jetzt konnte zur Befriedigung meines Herrn Vaters die Sache losgehn, und zwar gleich, sobald ein neuer Koffer angeschafft und mein neuer, für einen Kandidaten etwas zu weltlicher Anzug fertig war. Ich machte mich also vergnügt und erwartungsvoll auf die Reise, nachdem ich meine Ankunft telegraphisch angemeldet hatte.

Endlich war die letzte Station erreicht. „Waldwinkel! Eine Minute.“ Also raus mit Koffer und Regenschirm. Ich war der einzige Passagier, der ausstieg, und befand mich auf einer Haltestelle, die den Namen Waldwinkel mit Recht trug. Eine etwas größer als die andern gebaute Wärterbude war das Stationsgebäude. Ein verdrossen aussehender Beamter war Stationsvorsteher und Weichensteller, kurz alles in einer Person. Der Boden war sandig, diesseit und jenseit standen Kiefern. Von einem Wagen, der mich abholen sollte, keine Spur. Ich wandte mich an den Herrn Stationschef:

Ist vielleicht ein Wagen nach Schloß Tiefensee da?

Nach — —?

Nach Tiefensee ein Wagen.

Sie wollen nach —? Nach Tiefensee? Nee, ein Wagen ist nicht da.

Und hier ist auch nicht ein Gasthaus oder ein Dorf in der Nähe?

Nee, in der Nähe nicht.

Nun stand ich da „mit die Kenntnisse“. Wäre ich doch in meinem Coupé geblieben! Aber der Zug verschwand eben in einem Bahneinschnitte hinter den Kiefern, und die rote Scheibe am Schlusse des Zuges winkte mir frech und schadenfroh zu. Es mußte etwas geschehen. Ich beschloß meinen Koffer in Waldwinkel zu lassen und zu Fuß nach Tiefensee zu laufen. Der Herr Stationsvorsteher war so gut, mir eine Wegebeschreibung in der Weise Lanzelots zu geben: Erst rechts und dann links und dann weder rechts noch links, sondern gerade über den Berg hinüber. Dies letzte wenigstens war nicht zu verfehlen. Ein

Stündchen sollte es sein. Das hielten meine Beine sehr gut und mein Magen einigermaßen aus.

Nach einer Stunde traf ich Waldarbeiter, die sich eben anschickten, nach Hause zu gehen. — Ist das der Weg nach Schloß Tiefensee?

Wohin?

Nach Schloß Tiefensee. Wie weit ists denn?

Sie wollen nach — Schloß Tiefensee?

Ja, warum denn nicht? Oder haben Sie etwas dagegen?

J Gott bewahre. Mir kanns recht sein. Na, noch ein Stündchen.

Als ich mich wieder in Bewegung setzte, sah ich, daß mir ein kleiner schwarzer Hund nachlief. Ich rief den Holzhauern zu, ob es ihr Hund sei. Die verneinten es und antworteten, was ich nicht mehr verstehn konnte.

Nach einer Stunde kam ich über den Berg hinweg und auf eine gute Landstraße. Ich konnte das ganze Tal überschauen. Dort war am Bergabhange weiter aufwärts ein Dorf zu sehen, dort gab es auch manche schöne Höhe, wo ein Schloß hätte stehn können, aber zu erblicken war nichts. Nun wurde die Sache langweilig, und mein Magen bereits ernstlich ungeduldig. Vor mir ging ein Mann mit einem Schiebkarren, neben ihm ein Knabe und ein kleiner schwarzer Hund. Ich hatte ihn bald eingeholt und fragte, wie weit es nach Schloß Tiefensee sei. Der Mann setzte seine Karre nieder und staunte mich mit offnem Munde an. — Wo wollen Sie hin? Nach Tiefensee? Und jetzt bei einbrechender Nacht?

Nehmen Sie mirs nicht übel, erwiderte ich, ich frage den Inspektor in Waldwinkel nach Tiefensee,

da reißt er die Augen auf; die Holzhauer, die ich frage, bekreuzigen und besegnen sich, und Sie setzen vor Schrecken Ihre Schiebkarre nieder. Ist denn dieses Nest eine Räuberspelunke?

Wenns nur das wäre! — Der Mann blickte scheu auf seinen Knaben und verstummte. Nach einer Weile fragte er: Sie sind wohl der neue Herr Informator? — Ich bejahte es. — Und wollen nach — Tiefensee? setzte er mit einem tiefen Seufzer hinzu.

Ja doch! Wie weit ist es denn noch?

Da liegts ja. Damit zeigte er ins Tal hinab, wo ich allerdings das Schloß nicht gesucht hätte. Unterhalb des Dorfes lag ein See, man hätte es auch einen großen Teich nennen können; hier stiegen weiße Nebel auf, die flossen talabwärts über feuchte Wiesen und zwischen Gruppen alter Bäume hindurch. Und mitten darinnen stand, mit dem Fuße im Nebel, ein alter unschöner Steinkasten mit spitzem Dach und vier Türmen an den Ecken. Es sah merkwürdig aus. Man hätte hier von Erlkönigs Töchtern phantasieren können; aber mir war es nicht phantasiereich zumute, denn ich hatte Hunger.

Nach einer Viertelstunde stand ich vor dem Parktore. Es macht offenbar einen großen Unterschied, mit welchen Augen man eine Sache ansieht. Unter andern Umständen würde ich von dem Anblicke höchst befriedigt gewesen sein. Das Tor und das Pförtnerhäuschen daneben waren so alt, verfallen und bewachsen, daß man sie hätte malen mögen. Dahinter eine Allee von uralten Linden, unter denen es schon dunkle Nacht war, in der Ferne Nebel und Abendrot. Wie gesagt, höchst malerisch, mir aber damals einigermaßen unbehaglich. Es fiel mir ein, daß ich mich

doch recht wenig nach den Verhältnissen der Baronin Rossach erkundigt hatte. Der Name war mir genug gewesen. Wenn das so romantisch weiter ging, wie es angefangen hatte, konnte die Sache ja recht nett werden. — Aber der Sandweg war frisch abgeharkt, und der Rasen gut gepflegt. Da zeigte sich auch eine frische Räderspur. Also hatte man doch einen Wagen geschickt; nun dann frisch vorwärts!

Das Schloß war ein merkwürdiges Gebäude, offenbar als Festung, wenn auch nicht gebaut, denn dazu war es nicht alt genug, so doch gedacht. Es lag tiefer als die Oberfläche des Sees; noch sah man die Reste der alten Wassergräben, die es einst umgeben hatten. Ein verschnörkeltes Steinportal, ein steinernes Wappen darüber, ein uralter Rosenstock, im Erdgeschoß Luken wie Schießscharten und erst im Obergeschosse ordentliche Fenster. Alles alt und sichtlich verkommen. Aber da lag auf dem Platze vor dem Gebäude ein Krockethammer, und dort standen auch die Drahtbogen. Kein Mensch war zu sehen.

Ich trete ein in eine niedrige dunkle Flur; eine dumpfige Luft weht mir entgegen. Ich tappe nach einer lichtern Stelle, wo ich die Treppe vermute. Richtig, da gehts empor. Kaum habe ich die erste Stufe erstiegen, saust mir mit Zischen und Prusten etwas zwischen den Beinen hindurch. Höher, nur höher! heißt es im Faust. Also höher hinan! Da kommt mir etwas weißes Menschliches entgegen. Ich rede das Wesen an und erhalte einige grunzende Töne als Antwort. Rrrr! fährt es wieder die Treppe empor. Ich unverdrossen hinterher.

Jede Wendeltreppe hat einmal ein Ende, und so lande ich schließlich in einer weiten dämmrigen Flur.

Im Hintergrunde springt das weiße Ding mit den Bewegungen einer Meerkatze hin und her, und vor mir steht eine gebückte alte Frau mit spitzer Nase und spitzem Kinn, die richtige Märchenfigur, nur ein bißchen zu vornehm dazu. Mochte die alte Dame sein, wer auch immer, angeredet mußte sie werden; ich stellte mich in aller Form vor und erhielt im freundlichsten Thüringer Tonfalle die Antwort: Ei, mein guter Herr Kandidat, ich freue mich aufrichtig, daß Sie gekommen sind. — Na, ein Wort! — Aber man hatte mich noch nicht erwartet. Mein Telegramm war nicht angekommen, und ihre Tochter, die Baronin Rossach, war zu Wagen mit meinem zukünftigen Zögling und zwei jungen Damen, die zu Besuch da waren, durch den Seegrund nach irgendeinem Aussichtspunkte gefahren. Es war unbegreiflich, warum sie so lange ausblieben.

Die alte Dame führte mich in den Salon. Wir nahmen in der Fensternische Platz. Zwischen uns stand ein kleiner Tisch und darauf ein Teller, der bis an den Rand mit Mondschein gefüllt war. Wenn es wenigstens Mondscheinbemmchen gewesen wären. Es war sicher nicht Bosheit von der guten alten Dame gewesen, mir Mondschein vorzusetzen; sie hatte nur keine Ahnung davon, welchen Hunger ich fühlte. Aber vom Monde, der über die nebligen Wiesen und die dunkeln Bäume herüberschaute, war es entschieden boshaft, mir allerlei Lichtgebilde auf den Teller zu zaubern.

Zunächst mußten die Personalien besprochen werden. Die meinigen waren bald erledigt, aber die alte Dame war eine Gräfin Settewitz, und ich kannte einige Familien dieses Namens. Das gab Gelegenheit,

den ganzen Schiffskatalog derer von Settewitz, sowohl derer mit einem, als auch derer mit zwei t, als auch der polnischen Linie, die sich hinten mit cz schreibt, durchzunehmen und die Beziehungen der Barone von Settewitz zu den Grafen Settewitz darzulegen. Die alte Dame wurde dabei ganz lebhaft; aber endlich lief der Faden ab. Nun was andres. Aha, Schloß Tiefensee. Ich erzählte meine Unterredungen mit dem Stationschef, den Holzhauern und dem Manne mit der Karre, indem ich die Sache ein wenig dramatisch zustutzte. — Denken Sie sich, gnädige Frau, schloß ich, daß ich fast glaubte, in ein verwunschnes Schloß zu treten.

Sein Sie stille, ich bitte Sie um Gottes willen, sein Sie stille, rief die alte Dame.

In allem Ernste. Denken Sie sich die alten Bäume, den Nebel, das Schloß, die Wendeltreppe. Eben als ich den Fuß auf die erste Stufe setzte, fuhr mir so etwas wie ein böser Geist oder Zauberer zwischen den Füßen durch.

Sein Sie stille, es ist ja entsetzlich! Es ist das Unglück meines Lebens, dieses Tiefensee.

Wenn ich furchtsamer Natur wäre —

Nicht wahr, Sie sind nicht furchtsam?

Nicht ein bißchen.

Gott sei Dank. Wenn Sie wüßten, was wir in diesem Schlosse auszustehn haben! Wenn wirs doch nicht gekauft hätten, aber meine Tochter — sie ist etwas romantisch angelegt — wollte es durchaus haben.

Aha! sagte ich mir, auch die Einwohner des Schlosses stehn unter dem Banne unheimlicher Mächte. Aber welches sind diese Mächte? Es kam eine

gruselige Geschichte zutage; die alte Dame erzählte sie mir mit vielen Ach und Oh. Das Schloß hatte bis vor kurzem dem Baron Frazzac gehört. Der alte Baron und sein erwachsener Sohn hatten in dem Schlosse ein lästerliches Leben geführt. Jetzt war es gerade ein Jahr her, da hatten sich beide wegen eines Frauenzimmers erzürnt, und der Sohn hatte seinen Vater und danach sich selbst totgeschossen. Was mir durch die Füße gefahren war, war eine halbwilde Katze gewesen, die sich noch aus den Zeiten des Barons im Hause umhertrieb, allerlei Unfug anstiftete und immer da zu finden war, wo man sie am wenigsten vermutete. Ich erklärte mich bereit, das Vieh totzuschießen, dann würde wohl der Spuk ein Ende haben.

Wenns nur wahr wäre!

Sie wollen doch nicht sagen, gnädige Frau, daß es im Schlosse spukt!

Ja ja, es spukt. Was werden Sie von mir denken? Aber ich kann mir nicht helfen. Es spukt wirklich. Ich sterbe des Nachts fast vor Furcht! Sagen Sie meiner Tochter nichts. Die will es nicht zugeben. Aber es spukt doch. Nicht wahr, Sie fürchten sich nicht? — Ich versicherte hoch und teuer, daß es mir das größte Vergnügen machen würde, mit den Herren Spukgeistern nähere Bekanntschaft zu machen.

Da rollte der Wagen vors Schloß, die Herrschaften langten an und brachten die schaurige Nachricht mit, daß ein toller Hund im Seegrunde gesehen worden sei. Darum seien sie über Rambach gefahren und erst so spät zurückgekommen.

Auch dies ging vorüber. Nach einer Viertelstunde saßen wir in dem hell erleuchteten Speisesaale (Gott sei Dank) und führten ein gebildetes Gespräch.

Schiller, Goethe, Raffael, Beethoven, Mozart, alle mußten heran, und die neuern und neusten wurden allseitig und unbedingt verurteilt und verworfen. Man vergaß vollständig den unheimlichen Hintergrund und fühlte sich als gebildeter Mensch beim Tee. Nur manchmal griff gleichsam eine dunkle Hand aus dem Schatten in den lichten Kreis des Tisches. „Schang“ — das war das weiße Wesen, ein halbwüchsiger Bedienter mit klassisch-dummen Gesichtszügen — sollte eine gewisse Sorte Äpfel vom Boden holen. Er war nicht dazu zu bewegen. Man wollte ein Buch oder ein Bild aus dem Salon haben, aber niemand getraute sich allein durch die dunkeln Zimmer zu gehn. Als sich zuletzt eine der beiden jungen Damen ein Herz faßte und ging, gab es einen klirrenden Schlag und einen herzerschütternden Schrei. — Was ist denn? — Die Katze! — Der Leuchter lag am Boden, und auf das Buch mußte verzichtet werden. Die alte Gnädige zitterte und bebte, und mein Zögling wollte zu heulen anfangen.

Als der Abend herum war und man sich trennte, befahl die Frau Baronin Jean, mich in mein Zimmer zu geleiten, wünschte mir alles mögliche Gute und fragte noch zum Schlusse: Sie fürchten sich doch nicht? — Ich fürchte mich ganz und gar nicht. — Freund Jean brachte mich also auf mein Zimmer, das in einem der Türme lag. Mitten im Zimmer war ein großer brauner Fleck, Jean machte um diesen Fleck herum einen verdächtigen, großen Bogen. Auf dem Tische lag offen und breit mein Telegramm. Ich fragte, wer das Telegramm abgenommen habe, wie es in mein Zimmer gekommen sei, was es hier solle? — Man habe geglaubt, es sei an mich gerichtet ge-

wesen. — Es stehe aber doch darauf: An die gnädige Frau, und woher man wisse, daß das Telegramm mit mir zu tun habe? — Es war kein vernünftiges Wort aus dem Menschen herauszubringen. Ich hatte den Eindruck, daß sich Jean hinter seine Dummheit absichtlich verschanze, und daß hier etwas nicht in Ordnung sei.

Mein Zimmer war überraschend hübsch. Alte Stuckaturen an der Decke, tiefe Fensternischen, Efeu, ein schöner Kamin mit etwas Holzfeuer, ein Himmelbett. Eigentlich war es für ein Kandidatenzimmer zu hübsch. Aber vielleicht hatte es niemand bewohnen wollen. Wegen des braunen Fleckes? Hm! Sollte die Katastrophe hier stattgefunden haben? Sollte das ein Blutfleck sein? Sollten der unwürdige Vater und der verbrecherische Sohn hier ihr schauerliches Ende gefunden haben? Dann mußte der Spuk unzweifelhaft seinen Ausgang auch von hier nehmen. — Unsinn! wer glaubt denn an Spuk. Aber merkwürdig, manchmal haben wir nicht die Gedanken; die Gedanken haben uns. Man hat das Leitseil verloren, und der Denkgaul setzt seinen Kopf auf und geht durch — immer vorwärts oder im Kreise herum. So ging es mir damals. Alle möglichen Spukgeschichten, alle möglichen Gespensterbilder von Breughel und andern zogen an mir vorüber. Das war der großgedruckte Text, und nur anmerkungsweise stand ganz unten: Alles ist Unsinn und hat seine natürliche Erklärung in der Dummheit oder der Nervosität der Menschen.

Darüber schlief ich ein. Ich träumte schlecht und schreckte nach kurzer Zeit wieder auf. Es war eine abscheuliche, stickige Luft im Zimmer. Noch war mirs nicht klar, woher diese Luft kam, da hörte ich einen

tappenden, schleifenden, langsamen Schritt, scheinbar mitten im Zimmer. Aber es war hell genug, zu erkennen, daß niemand im Zimmer war. Es raschelte, pochte, rüttelte, kam näher und entfernte sich. Da — ein dumpfer Schlag von ganz unerhörtem Klange gegen das Fenster, ein dunkler Schatten wie eine Riesenfledermaus, eine weiche, körperlose Masse. Es will herein, es schlägt mit weichen, knochenlosen Händen gegen die Scheiben, es hüpft und gebärdet sich ganz verzweifelt.

Ich will auf die Gefahr hin, ausgelacht zu werden, offen bekennen, daß mir ein ganz gewaltiger Schreck in die Glieder fuhr. Wir hatten in unserm väterlichen Garten einen Teich, der im Volksmunde verrufen war. Es sollte dort spuken. Und es spukte auch wirklich, und zwar nach allen Regeln der Kunst. Niemand weiß das besser als ich und mein Herr Bruder. Wir waren es selbst gewesen und kannten das Rüstzeug der Gespensterei vom Bettuch und der Bohnenstange bis zur Laterna magica ganz genau. Ich durfte mich also auch im vorliegenden Falle als Sachverständigen betrachten. Aber diese Art von Gespenst war mir neu. Raus aus dem Bett, mit zwei Sprüngen zum Fenster, das Fenster aufgerissen — es war nichts da, weder unten noch oben. Der Mond guckte gerade noch um die Ecke des Turmes herum, es war ganz hell, aber nicht das Geringste von einem Gespenst zu sehen. Das war denn doch außer dem Spaße. Es war kalt, ich kroch wieder in mein Bett. Kaum hatte ich mein Licht ausgelöscht, geht die Geschichte wieder los, man hätte schwören mögen, es werde jemand durchs Zimmer geschleppt. Aber nichts war zu sehen. Da hüpfte auch

wieder der Unhold vor dem Fenster herum. Wieder heraus, wieder ans Fenster — es war weg wie weggeblasen. Die Sache fing an unbehaglich zu werden. Ich zerquälte meinen Kopf, um hinter die Sache zu kommen, ich fands nicht. Wieder zurück ins Bett. An Schlafen war jetzt nicht mehr zu denken. Nach einiger Zeit fing es an zu klirren. Es war eine Kette, die geschleift wurde. Dort unter dem Schranke kams her. Oder wars unter meinem Bette? Wieder heraus. Alles abgeleuchtet — es war nichts zu finden. Aha! im Kamin! — Dieses Kettenklirren fand ich unvorsichtig und vor allen Dingen ungebildet. Jedes rechtschaffne Gespenst muß wissen, daß in der Zeit nach Spieß und Cramer, daß in der Zeit der Geschichtsforschung und der humanen Gefängnisse unmotiviert mit Ketten nicht mehr geklirrt wird. Ein wallender Nebel, ein wesenloser, qualliger Körper, Schlafrock und Pantoffeln, eine grinsende Fratze sind auch heute noch in der Ordnung, aber Kettenklirren ist ganz veraltet; es verstößt zu sehr gegen die statischen und mechanischen Gesetze, die auch in der Geisterwelt herrschen. Die Spukerei des toten Barons fing an plump zu werden, und das war ihr Verderben. Bei näherm Zusehen erblickte ich oben im Kamin einen sich bewegenden Ring. Ein kräftiger Ruck, da lag die Kette — eine Kuhkette — in der Asche. Und sieh da, ein ganz neuer Bindfaden, an den sie gebunden war, folgte ihr nach. Aha, Freundchen!

In demselben Augenblicke klopfte es an meine Tür. — Herr Kandidat, Herr Kandidat, ich bitte Sie um Gottes willen, stehen Sie auf. — Wars die alte gnädige Frau! Jetzt schnell in die Kleider und hinaus. Da stand die alte gnädige Frau und zitterte und

bebte an allen Gliedern. — Es ist entsetzlich, es ist furchtbar!

O nein, gnädige Frau, es ist nur Spaß. Wir werden den Spaßmacher gleich haben.

Spaß? Nein, blutiger Ernst. Ach Gott, ich kann mich kaum auf den Füßen erhalten.

Fürchten Sie sich nicht, auch Gespenster lassen sich abfassen.

Gespenster — ich rede nicht von Gespenstern. Der tolle Hund ist im Schlosse.

A la bonheur. Das war freilich eine etwas ernstere Sache. Ich war wirklich im ersten Augenblicke ratlos. Wo ist Jean? Jean war nirgends zu finden. Wo ist denn der tolle Hund! Oben auf dem Boden. Fräulein Emmy hat ihn ganz deutlich gesehen. Er war die Treppe hinauf gesprungen, ein schwarzer, großer Köter mit rollenden Augen, geiferndem Maule und hängender Zunge. Mein Rat war, den Boden einfach zu verbarrikadieren und morgen bei Tage das Weitere zu besorgen. Aber das wollten die Damen, die sich inzwischen versammelt hatten, um die Welt nicht. Sie würden kein Auge zutun können, der Hund müsse hinaus. Na, dann half das nichts. Allein konnte ichs nicht, also mußte Hilfe aus dem Dorfe geholt werden. Dicht am Parke lag ein Wirtshaus, vielleicht war dort jemand zu finden. Glücklicherweise war im Wirtshause noch Licht, und es saßen dort noch ein paar angeduselte Leute, die sich für Geld und gute Worte bereit finden ließen, das Abenteuer zu bestehen. Wir rückten also zu fünf Mann an. Nun Waffen! Aber es war kein Revolver, kein Säbel, kein Spieß — nichts war da. Es blieb nichts andres übrig, als uns mit Krockethämmern

zu bewaffnen. Nun hinauf. Ei, was wurde parlamentiert, und wie schob sich einer hinter den andern, und wie langsam gings vorwärts! Ein toller Hund ist aber auch keine Kleinigkeit. Endlich waren wir oben. Der Kupfer-August — das Kupfer bezog sich auf seine Nase — war der mutigste, das soll ihm zum Ruhme nachgesagt werden. — Es ist alles Wurscht, sagte er, mehr als verrecken kann man nicht. — Das war also das Feldgeschrei, gleichsam die höhere sittliche Idee, unter der wir losgingen.

Der Boden war ein großer leerer Raum. An der einen Seite lag ein Haufen von Kisten, und in den Ecken führten Schlüfter in die Hauben der Ecktürme. Das Revier wurde also mit Laternen und Hämmern abgesucht. Hier ist er! rief einer, oder vielmehr es waren zwei, die es riefen, an den Kisten einer und einer an einem der besagten Schlüfter. — Es werden doch nicht zwei tolle Hunde da sein? — Also zuerst alle Mann und alle Laternen nach dem Turmwinkel. Da stak wirklich etwas Schwarzes zwischen Balken und Dachsparren. Es wurde gelärmt, gestochert und gedrängelt, es kam nicht vor.

Hau doch dem Luder eins über die Schnauze, rief der Kupfer-August. — Es birschte einer heran und führte einen kräftigen, wohlgezielten Schlag aus.

Au — au — au! — Ein Schmerzensschrei.

Was den Teufel, schreien denn tolle Hunde „au“?

Inzwischen wurde näher herangeleuchtet, und es kamen ein paar Stiefel zum Vorschein. Man griff zu und holte Jean heraus, Jean, ein Bild des Jammers. Offenbar war er der Meinung, er solle jetzt seine wohlverdiente Tracht Schläge bekommen; aber

der Anblick war zu komisch, als daß man sich ernstlich mit ihm hätte weiter beschäftigen sollen; auch stak ja noch der tolle Hund hinter dem Kasten. Also nochmals los. Die Kisten mußten weggehoben werden. Wer die längsten Stiefel anhatte, wurde ins Vordertreffen geschoben. — Richtig, da saß der Köter. Aber er wollte durchaus nicht hervorkommen. Als man es ihm zu heiß in seinem Winkel machte, tat er einen Verzweiflungssprung mitten unter seine Peiniger hinein. Alles stob auseinander. Da stand das Untier, ein kleiner schwarzer Hund mit rollenden Augen und triefender Schnauze, ebenfalls ein Bild des Jammers, denn der Hund war offenbar nicht toll, sondern nur außer sich vor Angst.

J, das Dunnerwetter, sagte Kupfer-August, das ist ja dem Inspektor in Waldwinkel seine Diana.

Richtig! es war der kleine Hund, der mir nachgelaufen war. Er war also auch gar nicht aus dem Seegrunde und konnte folglich auch nicht der tolle Hund sein.

Ein weiser Athener schlug vor, ihm zur Probe einen Napf Wasser vorzusetzen. Das geschah, und der halbverschmachtete Köter soff das Wasser aus und leckte auch noch den Rand ab. Als er auch einen Wurstzipfel dankbar wedelnd zu sich genommen hatte, überzeugten sich die alte gnädige Frau und die Damen, daß sie sich umsonst geängstigt hatten. Inspektors Diana wurde mit einem freundschaftlichen Fußtritte entlassen, und die Leute zogen ab, um sich noch einen zu genehmigen.

Wo war nun Jean, der Mensch mit dem Schafsgesichte, der es faustdick hinter den Ohren hatte? Verschwunden. Die Köchin hatte ihn in sein Zimmer

gehen sehen, und Annette hatte ihn unten im Hausflur gesehen mit einem Bündel unter dem Arme. Er war verschwunden und blieb auch verschwunden — am Ende die einfachste und beste Lösung der Sache.

Am andern Tage und später fand sich folgender Tatbestand. In der Turmhaube über meinem Zimmer lag ein großes Bündel, ein Federbett in ein schwarzes Tuch gebunden. Dieses Bündel war an zwei Bindfäden befestigt, die offenbar aus den zwei Luken des Turmes hinausgeführt hatten. An dem einen Faden wurde es bis zu meinem Fenster hinabgelassen und an dem andern Faden seitlich um den Turm herumgezogen, wobei es verschwand. Das war raffiniert! Die Sache mit der Kette war ganz einfach, da der Schornstein oben einen Schieber hatte; dagegen zeigte sich erst später, daß der Schlingel eine Schieferplatte oben auf den Schornstein gelegt hatte, wodurch ich Stickluft in die Stube bekam.

Wozu aber die Spukerei? Auch das wurde sehr bald klar, als man die Obstkammer und die Wurstkammer untersuchte. Solange die Herrschaft sich fürchtete, war Jean Herr im Hause gewesen. Offenbar hatten er und sein oder seine Helfershelfer am letzten Abend vor meiner Ankunft noch einen Hauptschlag verabredet. Mein Telegramm und meine Ankunft kamen ihnen nun in die Quere. Das Telegramm ließ Jean verschwinden, indem er nicht glaubte, daß ich zu Fuß kommen würde; und da ich doch kam, hatte er die Frechheit, mich mit der Spukerei einschüchtern zu wollen. Er konnte freilich nicht wissen, daß ich Sachverständiger in Spukangelegenheiten sei.

Übrigens ist es eine ganz merkwürdige Geschichte, wie man sich über den Ursprung von Geräuschen täuschen kann. Es klang in jener Nacht genau so, als wenn etwas im Zimmer tappte, und war doch draußen an der Außenwand. Der braune Fleck erwies sich später als ein ganz gewöhnlicher Ölfleck. Die Katastrophe hatte gar nicht im Schlosse, sondern im Gartenhause stattgefunden.

Soviel ich weiß, hat es aber in Schloß Tiefensee nie wieder gespukt. Das Schloß ist übrigens jetzt im Besitz einer Bierbrauerei. Wie sollten auch unter solchen Umständen dort Geister ihr Wesen treiben!

8

Der Drang nach Höherm

Der alte Johann August Zausch, der nun schon lange tot ist, war seines Zeichens Buchbindermeister gewesen, aber er hatte von jeher einen Drang nach etwas Höherm in seinem Busen getragen. Diesem Drange folgend hatte er seinen Buchbinderladen zu einer „Buchhandlung“ erweitert, in der man Gesangbücher, Schulbücher, Kalender und eine schöne Auswahl von Nieritzschen und Hoffmannschen Schriften fand. Laden und Wohnung lagen im ältesten Teile der Stadt. Das Haus war ein großer, schwarz geräucherter Kasten, und der Laden sah aus, wie eben Kramläden aus dem Anfange des letzten Jahrhunderts auszusehen pflegen. Ihr kennt sie ja, die breiten, oben flachrunden Türen — weißgestrichen, mit kleinen Fensterscheiben —, deren eine Hälfte den Eingang bildet, während hinter den Scheiben der andern Hälfte allerlei schöne Dinge aufgehängt sind. Hinter dem Laden befand sich die Buchbinderwerkstatt und dahinter die gute Stube. Laden, Werkstatt und Stube haben nie einen Sonnenstrahl gesehen und haben darüber ein mürrisches Wesen angenommen, sie haben alle Farbe

verloren und sehen grau und braun aus. Und ähnlich ist es auch Johann August Zausch gegangen, der sein Lebtag in diesen Räumen gehaust hat und zuletzt ebenso grau und verwittert aussah wie sein Laden.

Johann August Zausch war auch Musiker, ja sogar Musikus. Er hatte irgendwo auf der Wanderschaft Klarinette spielen gelernt und war später zum Fagott übergegangen. Als Fagottist war er nicht allein ein geschätztes Mitglied des Dilettantenorchesters, er wurde auch in der Stadtkapelle aushilfsweise beschäftigt, wenn sein Kollege vom Fagott Posaune oder Horn blasen mußte. Es gehörte zu den großen Augenblicken seines Lebens, wenn er im alten Stadttheater, das nun auch längst verschwunden ist, seinen erhöhten Platz auf dem äußersten linken Flügel angesichts des gesamten anwesenden Publikums einnahm, seine Lampe hochschraubte und probeweise dem Instrumente unerhörte Töne entlockte. An solchen Abenden kam das Fagott zu ganz besondrer Geltung. Wenn es aber die Weiße Dame mit ihren berühmten Fagottsolos gab, so schwamm er in Wonne, und man konnte in der Schulgasse am andern Tage die bedeutsamen Fagottstellen, freilich ohne weiteres musikalisches Beiwerk, durchs Fenster auf die Straße klingen hören.

Johann August Zausch hatte auch einen Sohn, dem er, seinem Drange nach Höherm folgend, den Namen Feodor gegeben hatte. Als er starb, hinterließ er seinem Feodor freilich keine Reichtümer, dagegen einen Laden, der seinen Mann nährte, sowie drei Fagotts, ein halbes Dutzend Klarinetten und ein Waldhorn. Feodor war ein etwas schüchterner Mensch

von farblosem Gesicht und strohbleichen Haaren, der wenig redete, aber in seinem Innern den vom Vater ererbten Drang nach etwas Höherm hegte. In diesem Drange entfernte er nach seines Vaters Tode die Werkzeuge aus dem Ladenzimmer und erhob seinen Papier- und Buchladen zu einer Musikalienhandlung, in der die neusten Lieblingswalzer und Salonstücke sowie Notenpapier und Violinsaiten zu haben waren, desgleichen alle Musikalien, die man bestellte, vorausgesetzt, daß man vierzehn Tage Geduld hatte. Die Fagotts, die Klarinetten und das Horn vereinigte er mit Hilfe von rosa Seidenband zu einer Gruppe, die er über dem Sofa in der guten Stube anbrachte. Darüber hängte er eine Papptafel mit der Inschrift: In memoriam patris optimi. Soviel Latein hatte er nämlich auf dem Gymnasium gelernt.

Ob ihr es nun für wahrscheinlich oder nicht wahrscheinlich haltet, Tatsache ist, daß Feodor auch eine Braut hatte, ein bescheidnes, gutherziges Mädchen. Sie war Stricklehrerin an der Töchterschule und hatte ein Puppenlazarett. Er wie sie waren nicht mehr jung. Als nun der alte Zausch gestorben war, sagte Feodor zu seiner Braut: Linchen, jetzt heiraten wir.

Wenn du meinst, Feodor?

Ja Linchen, jetzt heiraten wir. Aber das Trauerjahr müssen wir abwarten, und inzwischen muß die gute Stube neu tapeziert werden. Auch einen Nähtisch und ein Büfett mußt du haben. Das besorgen wir in diesem Jahre, und zu Ostern heiraten wir.

Linchen wars zufrieden. Aber es kam anders, die Fagotts an der Wand und der Drang nach etwas Höherm haben es nicht zugelassen.

Bei der Regulierung des Nachlasses seines Vaters fand sich eine uneinbringliche Forderung von fünfzig Talern an seinen Fagottkollegen in der Stadtkapelle. Der Kollege, der sein Einkommen in Getränken anzulegen pflegte, hatte nichts weiter als ein Spinett. Das nahm Feodor, um wenigstens etwas zu erhalten, in Zahlung an und stellte es in seine gute Stube. Es war früher einmal ein Prachtstück gewesen, hatte goldne Schnörkel und Verzierungen sowie Malereien auf dem Deckel gehabt, war aber jetzt inwendig und auswendig in übler Verfassung. So konnte das Instrument nicht bleiben, wenn es Linchens gute Stube zieren sollte. Feodor, der von jeher ein Bastelhans gewesen war, machte sich daran, es auszubessern, was ihm auch mit Aufwand von viel Zeit und Mühe gelang. Das Spinett sah aus wie neu, es hatte alle seine Tasten und Saiten und klang — nun wie ein Spinett klingt. Aber für Feodor waren die klimpernden Tönchen Sphärenmusik, sie gefielen ihm besser als die Klänge des schönsten Blüthnerschen Flügels. Das Spinett hatte ja auch vor dem Blüthner etwas wesentliches voraus, es war alt. Wer je Altertümer gesammelt oder studiert hat, weiß, welch geheimnisvoller Zauber im Alter liegt. Feodor schaffte für seine Musikalienhandlung alte Gavotten und Menuetts an, die ihm hernach kein Mensch abkaufte, er konnte stundenlang vor seinem Spinett sitzen und klimpern, er prüfte immer wieder von neuem, wo etwas noch zu bessern war, und verliebte sich in sein Instrument, wie sich sein Vater in sein Fagott verliebt hatte.

Als Ostern kam, war die gute Stube nicht tapeziert, kein Nähtisch, kein Büfett angeschafft, dagegen

standen in der guten Stube drei alte Spinetts, ein Klavizimbel und eine Baßgeige von riesigem Maße. Die Ladenstube war wieder zur Werkstatt eingerichtet, in der zahlreiche Werkzeuge die Wände bedeckten, und in der der Leimtopf nicht kalt wurde. Es war unmöglich gewesen, die günstige Gelegenheit, jene unschätzbaren Altertümer zu kaufen, vorübergehn zu lassen. Sie hatten zwar viel Geld gekostet, allein man konnte sich ja einschränken und das Geld nachträglich verdienen. Leider mußte nun die Hochzeit aufgeschoben werden.

Wenn du meinst, Feodor, sagte Linchen.

Ja, leider, Linchen, es geht eben nicht anders, aber zu Michaelis heiraten wir. Und wir suchen eine schöne Tapete aus, und du bekommst deinen Nähtisch und dein Büfett.

Linchen wars zufrieden und zog geduldig weiter in ihre Strickschule am Tage, und Abends besserte sie ihre Puppen aus.

Michaelis kam, aber an die Hochzeit war nicht zu denken. Denn die Sammlung war so sehr gewachsen, daß für sie im obern Stockwerke des Hinterhauses eine besondre Wohnung gemietet werden mußte. Und das hatte zur Folge gehabt, daß im Laden ein Gehilfe eingestellt werden mußte. Feodor hatte sich nun zwar mit einem Markthelfer begnügt und hatte auch einen glücklichen Griff getan, denn der Markthelfer fand sich schnell in seine Aufgabe und machte seine Arbeit so gut wie der beste Gehilfe, aber alles das hatte wieder viel Geld gekostet. Die gute Stube war nicht tapeziert, und der Nähtisch und das Büfett waren noch immer nicht angeschafft, und die Hochzeit mußte verschoben werden.

Und Linchen seufzte zwar, aber sie war es zufrieden.

Eine Reihe von Jahren ist seitdem vergangen. Die Sammlung von Feodor Zausch ist ins riesenhafte gewachsen, sie führt den stolzen Namen Historisch-musikalisches Museum und füllt eine ganze Etage des Hinterhauses. Wenn man den schattigen Hof überschritten, ein Geruchskonzert von allerlei hinterhäuslichen und gewerblichen Düften genossen und drei enge Treppen erstiegen hat, so kommt man an die geschlossene Tür des Museums, die sich, nachdem man geklingelt hat, unter Harfentönen von selbst auftut. Man blickt in eine Reihe von Zimmern, die mit alten Instrumenten angefüllt sind. An den Wänden hängen schön gruppiert alte Trompeten und Zinken, Klarinetten, Rauschflöten, Fagotte, Serpente von den wunderlichsten Formen, Lauten, Geigen und Flöten. In den Ecken lehnen Baßgeigen und Harfen und stehn Kesselpauken, und die Mitte der Zimmer nehmen Klavizimbeln, Regale, Spinetts und alte Klaviere ein. In diesem Reiche hauste Feodor Zausch, unermüdlich bessernd, leimend, feilend und arrangierend. Wenn er es nach unsäglicher Mühe so weit gebracht hatte, daß ein altes Regal, das ist eine Zungenstimmenorgel, statt bescheiden zu schweigen, zu quäken anfing, so schwellte ein stolzes Gefühl von Schöpferkraft seine Brust, wie es ein Prophet fühlt, wenn er einen Toten auferweckt hat. Und wenn er seine ganze Sammlung übersah, so konnte er sich mit innerer Befriedigung sagen, daß er Großes geschaffen, daß er eine ganze untergegangne Welt aus dem Staube wieder zusammengesucht habe. Zwar hatten diese alten Instrumente einen sehr fragwürdigen Klang, aber sie

waren alt und darum ehr- und bewundrungswürdig; zwar hatten seine Bestrebungen noch nicht die öffentliche Anerkennung gefunden, die sie verdienten, aber das war ja nur eine Frage der Zeit. Es war sein fester Glaube, daß seine Sammlung einst seinen Ruhm verkünden werde. Und so sammelte und reparierte er unermüdlich weiter. Das Leben, das draußen vorüberflutete, klang nur als dumpfes Rollen in seine Welt hinein; Sonnenschein und Regen wechselten, aber ihn umgab immer dasselbe dämmrige Licht, dieselbe kühle Luft; die Blumen blühten und verblühten, im Museum roch es jahraus jahrein nach Lack und Leim. Unten im Laden wirtschaftet der Markthelfer, der inzwischen auch alt geworden ist, und bedient die Kunden mit mehr Geschick, als es Feodor je fertig gebracht hätte. Er ist die Seele des Geschäfts und bringt es in die Höhe, besonders seit er sich auf den Verkauf von Bildern von Ballettdamen und anderm leichtsinnigen Volke gelegt und einen Handel mit Theaterbilletts eröffnet hat, aber alles, alles verschlingt die Sammlung im dritten Stock. Und die gute Stube ist noch immer nicht tapeziert, und die Hochzeit mußte noch immer verschoben werden.

Und Linchen wars zufrieden. — Wenn du meinst, Feodor. Und Linchen wartete geduldig von Jahr zu Jahr, und die Hochzeit wurde ihr eine Sache, an die man glaubt, wie man ans Ende der Welt glaubt, das ja auch einmal kommen soll.

Der Drang nach Höherm hatte also bei unserm Feodor einen bestimmten Inhalt gefunden, die Sammlung. Was ihn erfüllte, war nicht unverständige Sammelwut, es war der Eifer des Forschers. Und

was er zusammenkaufte, was er leimte, was er suchte und sichtete, war nicht verlorne Mühe, sondern hatte Erfolge. Es gelang ihm ein zwischen Bratsche und Violoncello stehendes gänzlich ausgestorbnes und verloren gegangnes Instrument wieder aufzufinden. Er entdeckte bisher übersehene Vorläufer und Zeitgenossen der Cremoneser Geigenbauer, er brachte in die verwickelte Verwandtschaft der Diefenbachs, auch einer Geigenmacherfamilie, Klarheit, er studierte die Quellen des syntagma musicum des Prätorius. Er konnte es sich ohne Ruhmredigkeit sagen, daß niemand in diesen entlegnen Winkeln der Kulturgeschichte und Kunstgeschichte so gut Bescheid wußte wie er. Freilich mußte er die betrübende Erfahrung machen, daß sich von der jetzt lebenden Menschheit kaum einer für die wichtigen Fragen, die ihn erfüllten, interessierte. Aber das konnte ja nicht so bleiben. Das wichtige, jetzt noch vernachlässigte Gebiet mußte ja zur Geltung kommen, und seinen unermüdlichen Arbeiten konnte doch die Anerkennung nicht ausbleiben. Diese Hoffnung erfüllte ihn gänzlich; und ihr opferte er ohne Bedauern Geld und Gut und Arbeitskraft und Wohlbefinden, opferte er jeden selbstischen Gedanken, auch den Gedanken an die so oft verschobne Heirat. In der Woche hauste er in seinem Museum, am Sonnabend und Sonntag ging er auf Reisen, um alte Instrumente zu entdecken und zu kaufen, kroch er auf Kirchenböden herum, um nach alten Posaunen und Pauken, die man sonst zu den Kirchenmusiken gebraucht hatte, zu forschen, stieg er auf Kirchtürme, um das Inventar des Stadtpfeifers zu revidieren, oder suchte er die Rumpelkammern alter Schlösser auf, um zu sehen, ob sich da nicht alte Klaviere oder Harfen fänden. Den bittersten

Schmerz bereitete es ihm, wenn er etwas „unschätzbar Wertvolles“ gefunden hatte, und man ihm sagte, man verkaufe nicht. Er, der schüchterne Mann, konnte dann, obwohl wiederholt abgewiesen, immer wieder kommen und eine Beharrlichkeit im Reden entwickeln, die man ihm nicht zugetraut hätte. Da stand in einem Schlosse bei Dresden ein altes Klimperkästchen, ein echtes Schrödtersches Klavier, man bedenke, ein von dem Erfinder des Klaviers herrührendes Instrument, vielleicht das älteste aller Hammerklaviere, aber die alte Dame, der es gehörte, wollte sich auf nichts einlassen, sie verkaufte überhaupt nichts.

Wenn aber Feodor am Sonntage zu Hause war, ließ er es sich nicht nehmen, sein Linchen aufzusuchen und am krummen Arme mit etwas altväterischer Galanterie in den Stadtgarten zu führen und ihr Kaffee und Kuchen vorzusetzen. Hier packte er seine Pläne und Hoffnungen aus, und dabei konnte er gewiß sein, eine aufmerksame Zuhörerin zu finden, die es an Geduld und Verständnis nicht fehlen ließ, wenn das Ende vom Liede auch immer wieder war: Linchen, wir müssen noch warten. Aber nächstes Jahr kommt die große Wendung. Es ist schon so gut wie gewiß. Dann kaufen wir uns ein Haus in der Linnéstraße, und du bekommst deinen Nähtisch und dein Büfett, Prachtstücke, die mindestens hundert Jahre alt sein müssen.

Linchen wars zufrieden.

Es war ein großer Augenblick gewesen, als er, erfüllt von den rosigsten Hoffnungen, seinem Linchen die neuste Nummer des Tageblatts vorlegen konnte, worin eine Beschreibung seines Museums enthalten

war, die mit der vorwurfsvollen Ermahnung schloß: so etwas gebe es in der Stadt, Museen, um die uns die Hauptstädte Europas beneiden müßten. Es sei darum nicht zu billigen, daß die Bürgerschaft so wenig Interesse zeige. Man möge seine Gleichgiltigkeit überwinden und fleißig das Museum besuchen, man werde staunen. Es hatte viel Mühe gekostet, den Redakteur des Tageblattes von der Wichtigkeit und Nützlichkeit der Sache zu überzeugen, noch mehr Mühe hatte es gemacht, jemand zu finden, der für Geld und gute Worte den Aufsatz fertig brachte, ohne bei der Beschreibung der Raritäten allzugroßen Unsinn zu schreiben. Endlich war es gelungen. Und endlich hatte es Feodor durchgesetzt, daß sein Museum im Tageskalender der Zeitung unter den Sehenswürdigkeiten der Stadt aufgeführt wurde. Nun war es „so gut wie gewiß", daß die Menschen herzuströmen würden. Die Eintrittsgelder konnten auf Tausende geschätzt werden. Mit diesen Geldern konnte man das Museum in großartiger Weise erweitern. Der Herr Minister müsse doch auch aufmerksam werden und werde gewiß für die Sammlung eine unglaubliche Summe zahlen.

Aber es kam keiner — kein Mensch. Die Klingel und die Harfentöne blieben stumm von früh bis zum Abend. Ab und zu kam einmal ein Fremder, ein gewissenhafter Tourist, eine englische Familie, die die Sehenswürdigkeiten der Stadt methodisch „absuchten" und die Sammlung mit demselben Interesse beaugenscheinigten wie das Schlachthaus oder eine Folterkammer. Und den Minister oder sonst eine Behörde zu interessieren wollte trotz wiederholter Schreiben und Zeitungsartikel nicht gelingen. Oft wechselten

die Aussichten, oft war es „so gut wie gewiß“, daß das Museum seine Würdigung finde, zuletzt wars aber wieder und wieder nichts. Und darüber verging Jahr auf Jahr; Linchen hatte graue Haare bekommen, und Feodor, der sich nie durch blühende Farbe ausgezeichnet hatte, sah ganz verschossen und vergilbt aus.

Endlich gelang der große Wurf aber doch. Der Minister zeigte sich geneigt, die Sammlung für das Landesmuseum zu erwerben, und machte ein Angebot; aber die Verhandlungen zogen sich endlos in die Länge. Das Ergebnis war, daß sich der Handel zerschlug. Denn Feodor konnte sich nicht entschließen, sich von seinem Schatze, an dem er sein Leben lang gesammelt hatte, zu trennen. Der Herr Minister hätte Feodor Zausch mit kaufen müssen, und das war ihm denn doch zu teuer.

Schadet nichts, Linchen, sagte Feodor, so warten wir noch ein Jahr.

Wenn du meinst, Feodor.

Die Sammlung ist auch noch nicht vollständig. Du mußt doch zugeben, daß sie noch große Lücken hat. Vor allem fehlt das Schrödtersche Hammerklavier. Erst wenn dieses Klavier darin ist, kann sich das Museum überall sehen lassen. Wir können dann auch einen viel höhern Preis fordern. Weißt du, wenn erst die alte Dame in Schloß Krieschwitz gestorben ist, erwerbe ich das Hammerklavier. Und dann heiraten wir.

Aber sie lebte noch lange.

Es war an einem sehr unfreundlichen Tage im Februar, als Feodor erfuhr, daß die alte Dame tot sei, und daß die Erben demnächst die Erbschaft teilen würden. Hier war Gefahr im Verzug. Obgleich er

kaum von einem Influenzaanfall genesen war, machte sich Feodor auf den Weg, reiste nach Krieschwitz und kaufte das Instrument, dessen antiquarischen Wert niemand kannte, für einen Spottpreis. Er hätte ohne Murren das Zehnfache dafür gegeben. Darauf packte er seinen kostbaren Schatz in eine Kiste, um ihn sich nachsenden zu lassen, und kam froststüttelnd spät Abends heim. Noch an demselben Abend stieg er mit einem Lichte in der Hand hinauf in sein Museum und sah sich den Platz an, wo sein Hammerklavier stehn sollte. Darauf legte er sich mit innerer Befriedigung zu Bett — und stand nicht wieder auf. Linchen pflegte ihren Feodor, sie saß an seinem Bette und hatte seine Hand in der ihren. Der Kranke warf sich unruhig hin und her. Offenbar quälte ihn etwas, aber er konnte es in seinem Fieber nicht festhalten und aussprechen. Als er gegen Morgen etwas ruhiger geworden war, hob er den Kopf und sah um sich.

Linchen, sagte er, Linchen, bist du hier?

Ja, mein Feodor.

Linchen, das Hammerklavier. Es steht gewiß auf dem Bahnhofe im Regen.

Aber es regnet ja gar nicht.

Linchen, das Hammerklavier, daß es nur unbeschädigt hereinkommt.

Sei nur stille, Feodor, wir werden es gleich am Morgen holen lassen. — Aber es dauerte noch Tage und Stunden, ehe der Rollwagen vorfuhr, ehe man die Kiste ablud und sie unter dem Fenster des Kranken vorüber ins Museum trug.

Der Kranke, mit dem es schon zu Ende ging, lebte noch einmal auf und verfolgte, auf die schweren

Tritte der Männer horchend, in Gedanken den Transport.

So, sagte er, so, so, so, immer nur vorsichtig, und fest anfassen. So, nun niedersetzen. Aber sachte. So! Gott sei Dank. Bist du hier, Linchen?

Ja, Feodor.

Siehst du, Linchen, jetzt ist die Sammlung vollständig. Nun können wir heiraten. Und du sollst deinen Nähtisch haben und eine neue Tapete — eine Tapete — eine Tapete — Das waren seine letzten Worte.

Kaum war er tot, so kamen die entfernten Verwandten an, um den Verstorbnen und seine Hinterlassenschaft in Besitz zu nehmen. Man setzte in die Zeitung einen fettgedruckten Nachruf und bestellte ein Begräbnis erster Klasse. Der Herr Archidiakonus, der die Trauerrede hielt, beschränkte sich, weil er von Feodor Zausch nicht viel in Erfahrung bringen konnte und mit dem, was er erfuhr, nicht viel anzufangen wußte, auf etliche altbewährte Gemeinplätze, und man ging wohlgetröstet nach Hause. Schleunigst wurden die Musikalienhandlung und das Museum verkauft. Der Ertrag des Sammeleifers eines ganzen Lebens flog an einem einzigen Auktionstage in alle Welt, etliches nach Rußland, etliches nach Amerika, aber das meiste kam nach England, wo es ein steifer, Antiquitäten sammelnder Lord in einem seiner Schlösser begrub.

An Feodor Zausch dachte kein Mensch mehr, außer Linchen, die getreulich an den Nachmittagen, an denen sie sonst mit ihrem Feodor im Stadtgarten Kuchen gegessen und Kaffee getrunken hatte, zum Kirchhofe hinausging und sich an sein Grab setzte,

häkelte und ihren Gedanken nachhing. Ein Gedanke war es, der ihr immer klarer vor die Seele trat: Wenn alle die alten Fagotts und Baßgeigen da unten im Grabe lägen statt ihres Feodor, oder wenn sie nie aus dem Staube zusammengesucht worden wären, die Welt würde um nichts ärmer, sie aber um vieles reicher geworden sein.

9

Der alte Gottlieb

Daß der alte Gottlieb auch einmal jung gewesen sei, dessen konnte sich keiner erinnern mit Ausnahme der alten Brand-Rose, die ihn in ihrer Jugend gut genug gekannt hat. Später geborne Geschlechter kennen ihn nur unter dem Namen „der alte Gottlieb“ und wissen von ihm aus der Zeit, ehe er der alte Gottlieb wurde, soviel wie nichts. Aber er ist auch einmal jung gewesen. Da war er ein hübscher rotbäckiger Junge mit weißblondem, krausem Haar. Und sein Spielgenosse war Kuhhirts Röschen. Die beiden Kinder pflegten nebeneinander auf dem alten Brunnenrohre vor der Schmiede zu sitzen, sich Geschichten zu erzählen und Vater und Mutter zu spielen. Gottlieb gab als ein guter Vater seinem Röschen die Hälfte seines Wurstbrotes, und es reichte ja für beide, denn Gottliebs Mutter pflegte ihren Einzigen mit sehr großen Wurstbroten auszurüsten.

Du Dummerjan, sagte seine Mutter, als sie einmal dazu kam, wie Gottlieb die Hälfte seines Frühstücks weggab, das kannst du doch selber essen. Gottlieb sah seine Mutter verwundert an. Warum

sollte er denn das ganze Frühstück selber essen, wenn er satt war? Aber er hütete sich wohl, es der Mutter sehen zu lassen, wenn er seinem Röschen wieder etwas abgab. Als die Mutter ihn doch einmal bei seiner Mildherzigkeit überraschte, schlug sie Röschen das schöne Wurstbrot aus der Hand und rief zornig: Du Dummerjan, wer weggibt, was er selber essen kann, der wird ein Bettelmann. Das machte Eindruck. Nach einiger Zeit machte er die Erfahrung, daß man immer noch etwas essen könne, wenn man auch schon satt sei, und daraus ergab sich die Lebensregel, niemals etwas wegzugeben, wenn man nicht ganz satt sei. Und darin hat es Gottlieb mit Hilfe seiner lieben Mutter — sein Vater war eine alte Schlafmütze, die nicht weiter in Betracht kam — zu einer erstaunlichen Meisterschaft gebracht. Als er erst in die Schule gekommen war, hat es sich nie wieder ereignet, daß er sein Frühstück weggegeben hätte.

Er war ein kleiner kluger Junge. Der Lehrer hat ihn immer vor den andern gelobt, und er ist mehrere Jahre lang Erster in der Schule gewesen. Rechnen war seine besondre Gabe, aber auch in Lesen und Religion leistete er seine Sache. Als er konfirmiert und mit einem besonders schönen Spruche entlassen wurde, sah sich Gottlieb den Taler, den er für den Herrn Pastor auf den Teller legen sollte, mit nachdenklicher Miene an. Er kam ihm vor wie eine Scheibe Leberwurst, und die alte Lebensregel tauchte in seinem Gedächtnisse auf: Du Dummerjan, das kannst du doch selber essen. Worauf er den Taler in seine Tasche steckte und ein Fünfgroschenstück auf den Teller legte.

Als er erwachsen war, war er der schmuckste Bursche im Dorfe, er hatte die dickste Pelzmütze, die schönste Pfeife und immer Geld in der Tasche, mit dem er gern klimperte, das er aber auch nicht sparte, wenn er sich selbst etwas Gutes erweisen wollte. Aber bei den Mädchen war er nicht wohlgelitten, wenigstens nicht bei denen, an deren Wohlwollen ihm gelegen gewesen wäre. Und die andern, die sich an ihn herandrängten des schönen Hofes wegen, die mochte er nicht. So dumm! sagte er zu sich, die wollen doch bloß mitessen.

Die Freundschaft mit Kuhhirts Röschen war nicht gänzlich gelöst. Vielmehr lebte sie, als Röschen ein hübsches großes Mädchen geworden war, wieder auf, nahm eine sehr ernste Gestalt an und hätte beinahe dahin geführt, daß Gottlieb Röschen heiratete. Aber seine kluge Mutter wollte es durchaus nicht. Sie rechnete ihrem Gottlieb vor, wenn er die Rose jetzt mit ein paar hundert Talern abfinde, so mache er immer noch ein gutes Geschäft, denn er bleibe frei und könne ganz gut ein Mädchen mit fünfzig Morgen Land kriegen. Das leuchtete Gottlieben ein. Er ließ also sein Röschen sitzen, zahlte zweihundert Taler und blieb frei. Röschen schrie zum Erbarmen, aber ins Wasser ist sie nicht gegangen, sondern hat trotz alledem noch einen braven Mann gekriegt. Und ihr Enkelsohn ist sogar Schulmeister geworden. Das sieht sie mit gerührtem Herzen als eine Entschädigung an, die ihr der liebe Gott dafür zahlt, daß sie von ihrem Gottlieb so schlecht behandelt worden ist.

Gottlieb also war frei geblieben und stolzierte, die Hände in den Taschen, manches Jahr umher und beschaute die Mädchen, die gut genug für ihn sein

könnten, und machte mehr als einmal Anstalt, einen Goldfisch für sich zu ergattern. Aber die Sache kam nicht über die Anfänge hinaus, denn die Goldfische dachten genau so wie er, und Gottliebs Hof mit dreißig Morgen Land war ihnen zu wenig. Nun, er hatte es ja auch nicht eilig. Seine Mutter besorgte ihm die Wirtschaft, und er begnügte sich mit flüchtigen Neigungen, die keine Konsequenzen hatten, und dünkte sich als Unverheirateter unmenschlich klug, wenn er sah, wie sich andre für Weib und Kinder plagen mußten, während ihm nichts abging. Sein Nachbar, der Rote-Hof-Bauer mit seinen sieben Kindern, was mußte der sich das ganze Jahr hindurch abrackern, und wieviel blieb von seinem Verdienste für ihn selbst übrig?

Du Dummerjan, sagte Gottlieb zu ihm, wenn du gescheit gewesen wärst, wie gut könntest du es haben. Was hast du nun mit deinen sieben Kindern?

Gottlieb, antwortete der Rote-Hof-Bauer, du redest, wie du es verstehst. Der Herr Pastor, als er mein siebentes taufte, sagte, Otto, sagte er, der Mensch lebt nicht von Brot allein.

Na ja, meinte Gottlieb, man will doch auch seinen Zacken Wurst dazu haben.

Das willst du, ich bin aber schon mit dem Brote allein zufrieden, wenns nur für die sieben reicht. Nicht wahr, Dorchen? Damit strich er seinem kleinen Mädchen, das neben ihm stand, über das Strohdach.

Mm, sagte Dorchen und biß vergnügt in ihr Stück Salzbrot.

Na ja, meinte Gottlieb, als er über die Sache weiter nachdachte, jeder, wie ers haben will. Da ist zum Beispiel Schlenker-Karl. Wie der seine

Karoline heiratete, da stellten sie sich alle an, als sollte jetzt das Paradies auf Erden losgehn. Was hat er nun? Die Frau krank, die Kinder krank, den Doktor das ganze Jahr hindurch im Hause, und die Base im Hause, und außerdem noch die Maiern zur Pflege. Das kommt und geht, und keinen Tag ist Ruhe. Und was kostet das alles! Bei mir geht kein Mensch aus und ein, und der Doktor und der Apotheker könnten meinetwegen verhungern. Und Schwalben-August, wie weit wird ders bringen? Den kennt man kaum noch. Wenn die Kinder halbwegs ran sind, dann ist er fertig. Dann sitzt er als alter Mann hinter dem Ofen, oder sie tragen ihn hinaus auf den Gottesacker. So dumm! Da habe ichs doch besser. — Und wirklich, unserm Gottlieb ging nichts ab, er hatte immer einen Taler Geld in der Tasche, wofür er sich eine Güte tun konnte, er machte sich keine Sorgen, tat seine Arbeit und hatte Abends die schönste Zeit, Bücher zu lesen und zu erfahren, wie es in der Welt aussieht, und was sie in die Bücher schreiben.

So vergingen viele Jahre. Die Mutter war gestorben; Gottlieb wirtschaftete mit fremden Leuten und hatte manchen Ärger. Wo er die Augen nicht hatte, und er konnte sie doch nicht überall haben, wurde gebummelt oder gestohlen. Es war auf keinen Menschen Verlaß. So dumm! sagte Gottlieb zu sich selbst, was soll ich mich denn ärgern? Ich verpachte meinen Acker, dann bringt er mir immer noch so viel, daß ich davon leben kann, und ich brauche nichts zu tun, als was mir Spaß macht.

Gut. Gottlieb verpachtete seinen Acker und wurde Rentier. Er trug von jetzt an einen städtischen Hut

und einen städtischen Rock und ging spazieren, wenn andre Leute arbeiteten, und reiste in der Welt umher. Wo irgend etwas los war, ein Viehmarkt, eine Auktion, ein Schützenfest, da war auch Gottlieb zu sehen. Sogar in Berlin und Hamburg ist er gewesen. Dabei wurde er immer klüger. Wenn er des Abends in der Schenke unter seinesgleichen saß, so langweilte es ihn, wenn diese ihre endlosen Geschichten spannen, die darauf hinausliefen, daß dieser der Vetter von jenem und jener der Schwager von noch einem andern sei, und daß dies Paar Pferde so und so viel gekostet habe, und daß damals der Hammel oder das Kalb so und so viel wert gewesen sei. Wenn er nun seinerseits von Berlin oder Hamburg zu sprechen anfing, so ging niemand darauf ein, und es dauerte nicht lange, so war man wieder bei dem bewußten Hammel. Und hinter seinem Rücken sagten sie — er merkte es wohl —, bei Gottlieben sitze eine Schraube falsch; aber das komme davon, wenn man nichts tue. Gottlieb suchte also gebildete Unterhaltung beim Herrn Pastor und dem Herrn Kantor. Besonders mußte der Herr Pastor herhalten. Gottlieb kam mit der langen Pfeife und setzte sich ein paar Stunden hin, er hatte ja Zeit genug, und führte ein gebildetes Gespräch. Wenn eins der Kinder hereinstürzte und die Kunde brachte, Gottlieb stehe am Hoftore, so entrüstete sich die Frau Pastorin über diesen gräßlichen Kerl von Gottlieb, der dem lieben Gott reinweg die Zeit stehle, und die Kinder ließen die Ohren hängen, denn jetzt galt es ein paar Stunden Ruhe halten, bis die gebildete Unterhaltung vorüber war. Und der Herr Pastor schlug seufzend die Kirchenzeitung zu, in der er gerade las. Hinterher war

der Herr Pastor allemal halb tot vor Ungeduld und Langerweile.

Gottlieb sagte sich, daß er, wenn er des Herrn Pastors Zeit so stark in Anspruch nehme, auch seinerseits etwas leisten müsse. Und so brachte er für die Kinder kleine Geschenke mit, Figürchen aus Porzellan, Pfauen und Hirsche aus Glas geblasen und sonstige Kuriositäten, die er auf seinen Reisen in den Nachbarstädten zusammengekauft hatte, oder er ging mit den Kindern in den Garten und schüttelte die Bäume und ließ Bonbons und andre schöne Sachen herabfallen. Das war denn doch etwas, und die Kinder lernten sich mit Vetter Gottlieb befreunden. Nach einiger Zeit hörten die Spenden auf, sei es, daß Gottlieb vergessen hatte, Geschenke mitzubringen, sei es, daß er mißtrauisch besorgte, es könnte aus den Gaben eine Gerechtsame werden. Das nahm aber Pastors Jüngster sehr übel, und da er nicht gerade an Schüchternheit litt, so stellte er sich, als Vetter Gottlieb einmal wieder schon um Glocke drei angerückt kam, ihm breitbeinig gegenüber und sagte: Du kannst wieder nach Hause gehn. Vater liegt auf dem Sofa und ist für dich krank. Und Bäume geschüttelt hast du auch lange nicht. — Da keiner dem Vetter Gottlieb zu Hilfe kam, so mußte er richtig wieder abziehn, worauf drei Kinderköpfe ihm triumphierend nachschauten. Gottlieb aber stand draußen vor dem Hoftore, strich sich nachdenklich über die Bartstoppel und sagte zu sich: Es ist doch merkwürdig, daß man nichts in der Welt ohne Bezahlung haben kann, nicht einmal eine gebildete Unterhaltung. — Daß man das Beste in der Welt überhaupt nicht für Geld haben

kann, zu dieser Erkenntnis war er noch nicht gekommen, so klug er auch war.

Wieder verging eine Reihe von Jahren. Aus dem Vetter Gottlieb war der alte Gottlieb geworden, und dabei war er noch klüger als zuvor geworden. Er sagte sich, daß seine Pacht doch nur knapp zureiche, und wenn er stürbe, dann blieb das schöne Gut für andre Leute übrig. Das wäre doch gerade so, als wenn er die Suppe löffle und das Fleisch auf dem Teller lasse. Das Fleisch könnte er doch auch bei seinen Lebzeiten verzehren. Und das ließ sich ja ganz leicht machen. Er brauchte ja nur seinen Hof wegzugeben und sich ein gutes Leibgedinge auszumachen, Wohnung, Verpflegung und einen hübschen Taler Geld, dann hatte er alles, was er brauchte, er saß bis an sein Lebensende hübsch warm, und wenn er starb, so hatte er seinen Besitz aufgezehrt und war auch nicht ein Krümchen mehr übrig. Dieser letzte Gedanke erfreute ihn ganz besonders. Wenn dann die lieben Verwandten kämen und wollten erben, und es sei auch nicht ein Groschen mehr da, die Gesichter hätte er sehen mögen. Diesen Gedanken also erwog er reiflich, sagte aber keinem Menschen etwas davon, am wenigsten dem Herrn Pastor, denn er hatte das Gefühl, daß man ihm abreden würde, und er wollte sich die Sache nicht abreden lassen. Nach einiger Zeit hatte er auch jemand gefunden, der das Geschäft machen wollte, den Riedmüller, der seine Pacht aufgeben mußte und so die Möglichkeit gewann, nicht allein unterzukommen, sondern auch ein Eigentum zu erwerben. Man ging in die Stadt zum Advokaten und aufs Gericht und machte die Sache richtig. Es wurde aufs genauste festgestellt,

was der Riedmüller bis zum achtzigsten Jahre Gott=
liebs zu leisten habe, und das wurde in aller Form
als Last auf das Grundstück eingetragen. Eines
schönen Tages war alles fix und fertig, und das
erstaunte Dorf hatte sich mit der verblüffenden Tat=
sache abzufinden, daß Gottlieb in die Oberstube und
der Riedmüller mit seiner Familie und seinem Kram
in Gottliebs Hof zog.

Beide Teile glaubten ein ausgezeichnetes Geschäft
gemacht zu haben. Gottlieb konnte in aller Bequem=
lichkeit seinen Hof verzehren, und der Riedmüller, der
freilich eine schwere Last übernommen hatte, mehr
als der Hof leisten konnte, sagte: Wie lange wirds
denn dauern, dann stirbt Gottlieb, und der Hof ist
mein. Aber Gottlieb starb nicht, wenn er sich auch
mit Vorliebe mit seinem Tode und seinem Be=
gräbnis beschäftigte. Dieses Begräbnis sollte ein
Ereignis werden. Die Träger und alle Leidtragenden
sollten einen Leichenschmaus erster Klasse haben. Den
Kostenanschlag brachte er zu Papier, und den Betrag
legte er in der Sparkasse an. Für den Sarg, die
Leichenfrau, das Bahrtuch, den Totengräber, das
Geläute, den Herrn Pastor zu seiner Rede, für
Kuchen, der im Dorfe verschickt werden sollte, für
das Denkmal wurden die Kosten erwogen und be=
rechnet, und das Geld wurde in der Sparkasse hinter=
legt. Auch ein Lebensbaum sollte aufs Grab gepflanzt
werden. Er kaufte einen kleinen Lebensbaum und
bat den Herrn Pastor, ob er den Baum nicht einst=
weilen in seinen Garten pflanzen wollte. Wenn er
tot sei, sollte der Baum auf sein Grab gepflanzt
werden. Aber Gottlieb starb nicht, und der Lebens=
baum wurde ein mächtig großer Bursche. Da der

Baum nun nicht zu verpflanzen war, so mußte ein neuer angeschafft werden, aber auch der wuchs in die Höhe, und Gottlieb starb nicht.

Inzwischen ging dem Riedmüller die Luft aus. Um seinen Verpflichtungen nachzukommen, mußte er Schulden machen, denn der Hof brachte nicht so viel, als der Riedmüller für sich und Gottlieb brauchte, und die Schulden wuchsen ihm über den Kopf. Der Hof mußte verkauft werden, und da keiner aus dem Dorfe den Mut hatte, gegen die Lebenskraft Gottliebs zu spekulieren, so kam ein wildfremder Mensch hinein, ein gewisser Grashoff aus Landern.

Zuerst war es eine wahre Herrlichkeit mit dem lieben Gottlieb. Man wollte ihm alles zuliebe tun und alles an den Augen absehen. Gottlieb ließ sichs gefallen, aber er starb nicht. Allmählich wurden die Mienen Grashoffs und seiner Frau unfreundlich. Man leistete, was man mußte, aber unpünktlich und mürrisch, zuletzt gönnte man ihm kein gutes Wort mehr. Gottlieb beklagte sich, es half nichts. Wer hätte ihm auch helfen können? Gottlieb wurde fünfundsiebzig, er wurde achtzig Jahre alt und starb nicht.

Was nun? Mit dem achtzigsten Jahre erlosch die Verpflichtung, ihn zu unterhalten. Der kluge Gottlieb hatte sehr klug gerechnet und doch einen Fehler gemacht, der nun nicht mehr zu bessern war. Er hatte nicht daran gedacht, daß er älter als achtzig Jahre werden könnte. Grashoff hätte ihn nun auf die Straße setzen können, aber er hatte doch den Mut nicht dazu. Und außerdem hatte ja Gottlieb noch ein Sparkassenbuch in Händen, dessen Inhalt vom Gerüchte weit überschätzt wurde. Aus diesen Gründen behielt er Gottlieb im Hause. Lange konnte es ja

nicht mehr dauern. Aber Gottlieb starb nicht; vielmehr fing er an, sein Begräbnis zu verzehren, erst den Leichenstein, dann das Bahrtuch, dann den Leichenschmaus. Nach Jahr und Tag war alles verbraucht, selbst die Rede des Herrn Pastors, die Gottlieb in der Erwartung, daß sie besonders erhebend und ehrend ausfallen werde, bis zuletzt aufgehoben hatte. Jetzt bekam Gottlieb nur so viel von Grashoff, daß er nicht verhungerte. Etwas viel besseres, als was die Schweine erhielten, war es nicht. Um Licht, Heizung, Wohnung und Bett kümmerte sich keine Seele. Seine Stube wurde ihm genommen, er mußte in eine kalte Kammer ziehen. Der Winter kam. Wenn Gottlieb nicht frieren wollte, mußte er im Bette bleiben. Als es wieder Sommer wurde, und er aufstehn wollte, zeigte sichs, daß die Mäuse seine Hosen zerfressen hatten. Geld hatte er nicht, um sich neue zu kaufen, Grashoff fiel es nicht ein, ihm ein Paar zu schenken, und im Dorfe kümmerte sich kein Mensch um ihn. Es fiel nicht einmal auf, daß er mehr als ein halbes Jahr nicht gesehen worden war. Nur der Herr Pastor, der sich damals pensionieren ließ und im Dorfe seine Abschiedsbesuche machte, erinnerte sich des alten Gottlieb und stieg die Hühnerleiter zu seiner Kammer in die Höhe. Er fand ihn im Bette liegend, nicht krank aber stumpf, ein Gespräch wollte nicht in Gang kommen. Gottlieb schüttelte nur mit dem Kopfe und murmelte: So dumm! so dumm! alles aufgegessen, alles aufgegessen. Nur das kam noch zutage, daß er nicht aufstehn könne, weil die Mäuse seine Hosen aufgefressen hätten. Der Herr Pastor ging eiligst nach Hause und schickte dem alten Gottlieb eins von seinen alten schwarzen Beinkleidern.

Nun konnte Gottlieb in des Herrn Pastors Hosen wenigstens in der Sonne sitzen und sich wärmen — solange als sie hielten, und das dauerte nicht allzulange. Denn alte Pastorhosen pflegen einigermaßen lebensmüde zu sein.

Wieder vergingen Jahre. Der alte Gottlieb gehörte schon der Sage an, aber er lebte noch immer. Da kam dem Schulzen, als er seine neue Bevölkerungsliste aufstellte, der Gedanke: Du sollst doch einmal nach dem alten Gottlieb sehen. Denn dem Grashoff traute er nicht viel Gutes zu. Das tat denn auch der Schulze, und er fand den alten Mann in einem furchtbaren Zustande, in einer übelriechenden, gänzlich verwahrlosten Kammer, hungernd und frierend unter einem Haufen von Lumpen. So hatte sich der kluge Gottlieb gebettet, der niemand etwas gegönnt und zuletzt den Hof weggegeben hatte, um sich recht weich zu betten. Der Schulze schlug Lärm. Das sei ja unmenschlich, das sei ja unverantwortlich, und wenn er das dem Staatsanwalt anzeigte, so käme Grashoff ohne Gnade ins Zuchthaus. Grashoff erwiderte, daß er gar nicht die Verpflichtung habe, den alten Gottlieb zu unterhalten. Die Gemeinde müßte ihn übernehmen. Der Schulze antwortete: Jawohl, wenn Grashoff es vor fünf Jahren beantragt hätte, aber jetzt müßte er Gottlieben behalten. Und das bitte er sich aus, daß der alte Mann ordentlich besorgt werde, daß er sein Essen und seine Reinlichkeit habe, sonst mache er Anzeige, und dann sollte Grashoff einmal sehen, was komme. — Der Schulze hatte keineswegs das Recht, die Pflege Gottliebs Grashoff aufzuladen, das wußte er auch ganz gut. Aber welcher Schulze versuchte es nicht, seiner Gemeinde zu Recht oder zu

Unrecht eine Last abzuwälzen. Die Grashoffs räsonierten furchtbar. Wenn sie das gewußt hätten, hätten sie sich mit dem alten Kerl nicht eingelassen. Was so ein Mensch überhaupt noch auf der Erde wolle. Ein Strick sei für so einen das allerbeste.

Acht Tage darauf hieß es, der alte Gottlieb habe sich aufgehängt. In der Scheune hänge er an einem Balken. Sogleich lief die liebe Jugend herzu und belagerte das Scheunentor. Die Mutigsten ließen sich von den andern in die Tenne drängen und sahen da mit innerm Schauder im Dämmerlichte eine Leiter und die unbestimmten Umrisse von zwei Beinen vor einer halb geschlossenen Luke. Ab und zu kam der Gemeindediener und jagte die Kinder weg, es dauerte aber nicht lange, so waren sie alle wieder da. Im Hintergrunde standen die Nachbarinnen und „weissagten". In der Tat, wenn es weibliche Prophetenschulen gäbe oder gegeben hätte, so würde man diese Versammlung eine weibliche Prophetenschule haben nennen können. An der Ecke standen die Nachbarn, schoben bedächtig die Pfeifen aus einem Mundwinkel in den andern und sahen sich die Geschichte mit großem Mißtrauen an. Von den Grashoffs war niemand zu erblicken.

Wie ist denn eigentlich der alte Gottlieb die Leiter in die Höhe gekommen? fragte einer von den Nachbarn.

Dazu hatte er ja gar keine Kräfte mehr.

Er muß doch wohl. Ich habe sagen hören, wenn sich die Leute das Leben nehmen wollen, dann setzen sie eine große Forsche dahinter.

Wenn der sich das Leben hätte nehmen wollen, meinte der erste, dann hätte ers schon lange tun können.

Aber wer hätte ihn denn sonst auf die Leiter und an den Balken gebracht. Achselzucken, bedeutsame Blicke nach dem Grashoffschen Hofe, wo gerade der Herr Gendarm eintrat. Sagen durfte man ja nichts. Die Sache ist auch nie aufgeklärt worden. Aber der Gottliebshof, der so lange ein totes Stück in der Gemeinde gewesen war, kam nun in Verruf. Die Grashoffs wurden von jedermann gemieden. Später haben sie den Hof verkauft und sind weggezogen. Kein Mensch weiß, wohin.

Gottlieb, der mit so vieler Liebe für sein Begräbnis gesorgt hatte, und der es gar nicht großartig genug hatte kriegen können, wurde als Selbstmörder in aller Stille beigescharrt. Kein Mensch geleitete den Sarg, keiner sprach ein Wort. Nur die Träger schauten nach beendigtem Begräbnis in ihre Hüte, was das Vaterunser vorstellen sollte. Auch seinen Lebensbaum würde er nicht aufs Grab bekommen haben, wenn nicht die alte Rose an ihrem Krückstocke zum Herrn Pastor geschlichen wäre und ihn darauf aufmerksam gemacht hätte, der Lebensbaum im Pfarrgarten gehöre Gottlieb und sei für sein Grab bestimmt. So wurde denn der Lebensbaum mit einiger Mühe ausgegraben und auf Gottliebs Grab gepflanzt. Aber angegangen ist er nicht. Er war schon viel zu alt.

10

Eine Komödie

Erinnert sich der Leser noch des Doktor Krimper und seiner Universalwissenschaftlichen Gesellschaft zu Kralau an der Lusse? Es ist jetzt schon eine Reihe von Jahren her, daß der Gründer dieser Gesellschäft durch einen ehrenvollen Ruf des Ministers des Fürstentums M. seinem bisherigen Wirkungskreise entzogen und als Landeskonservator nach M. versetzt worden ist. Was wir damals voraussagten,*) ist geschehn, die Universalwissenschaftliche Gesellschaft, ihres Hauptes und ihrer Seele beraubt, ist bald darauf klanglos eingegangen. Aber auch Doktor Krimper ist nicht derselbe geblieben, der er war. Er wurde Hofrat und Direktor der Akademie der schönen Künste, das heißt Verwalter eines Kapitals, das im vorigen Jahrhundert gestiftet war, um eine solche Akademie zu errichten, wozu es leider bis jetzt noch nicht gekommen ist. Dies sowie die Nähe der allerhöchsten Personen wie auch die pflichtmäßige Übung, bei seinen Worten und Handlungen den Blick nach oben zu wenden,

---

*) Skizzen, Band I S. 128: Die Pickwickier.

haben den frischen Schwung seiner Tätigkeit, durch den er sich sonst auszeichnete, gemildert und seinen Worten ein diplomatisches Gepräge gegeben. Er hat von Sr. Hoheit jene aufmerksame Art des Zuhörens gelernt, jenes Kopfneigen, jene kurzen Bemerkungen, die ebensogut eine lobende Zustimmung wie eine kritische Zurückhaltung bedeuten, und hat die Erfahrung gemacht, daß man hiermit selbst der Besserwisserei gewisser Fachgelehrten gegenüber seine Überlegenheit behaupten und im Publikum den Ruf eines bedeutenden Mannes erwerben kann.

Krimper als Landeskonservator war viel auf Reisen. Wo eine alte Mauer einfallen wollte, mußte er dabei sein, wo man ein paar alte Balken durch neue ersetzen wollte, mußte sein Gutachten eingeholt werden. Und so treffen wir ihn eines Mittags in Blumenau, einem Bade, das im Oberbezirke des Fürstentums gelegen ist, und zwar beim Mittagessen im Kurhaus.

Als Hofrat und Mann von Bedeutung nahm er an der Wirtstafel den Ehrenplatz oben quervor ein. Im übrigen war die Tafel ziemlich leer. Ein paar Nachzügler von Sommergästen suchten sich ohne rechten Erfolg wichtig zu machen, und ein paar Handlungsreisende überhörten sich die verschiednen Gasthäuser der verschiednen von ihnen besuchten Plätze. Die Suppe war schon aufgetragen, als ein kleiner beweglicher Herr von zweifelhaftem Alter, aber mit unzweifelhafter, blank gebürsteter Perücke im Hintergrunde erschien. Er fing sich den Oberkellner ein und erörterte mit ihm etwas unter lebhaften Armbewegungen. Darauf kam er in großem Bogen angesegelt und ließ sich unter vernehmlichem Räuspern auf den leeren Platz neben Krimper nieder.

Er hätte sich vorstellen müssen, wozu ja ein paar unverständliche Laute hingereicht hätten, aber er versäumte den passenden Augenblick, und so saßen die beiden Herren nebeneinander stumm und fremd, und das war fatal und lag gar nicht in der Absicht des kleinen Herrn. Er strich sich über den Bart, räusperte sich vernehmlich, sah auf seinen Teller und dann wieder in die äußerste Ecke des Saales und schwieg. Nach einiger Zeit legte er entschieden Messer und Gabel nieder, griff in die Brusttasche, als wollte er dort etwas locker machen, und sagte immer noch nichts. Krimper, erfüllt von der Aufgabe, die ihn nach Blumenau geführt hatte, sagte auch nichts. Der kleine Herr räusperte sich abermals, und da Hofrat Krimper gerade zu ihm hinsah, faßte er sich Mut und brach den Bann.

Entschuldigen Sie, mein Herr, sagte er, es ist doch für diese Jahreszeit ausnehmend schönes Wetter.

Krimper nahm seine diplomatische Haltung ein und gab zu, daß das Wetter nicht schlecht sei, ohne jedoch seine letzten Gedanken damit aussprechen zu wollen.

Ich rede vom Wetter, fuhr der kleine Herr fort, und wollte eigentlich etwas ganz andres sagen. Aber man ist doch berechtigt zu behaupten, daß die Wetterfrage die Brücke ist, die die verschiedensten Menschen verbindet. Unter dem Wetter stehen wir alle. Bedenken Sie auch die enorme Wichtigkeit, die ein einziger Schnupfen haben kann. Auch Könige haben den Schnupfen.

Krimper machte eine vorsichtig zustimmende Bewegung.

Das Wetter, rief der kleine Herr, ist der Beleuchtungsapparat des Welttheaters. Wie Sankt

Petrus die Lampen schiebt, so sieht es auf der Weltbühne aus, hell oder grau. Das Wetter ist für die Welt von so großer Bedeutung wie die Lampen für die Bretter, die die Welt bedeuten. Denken Sie sich Fausts Monolog bei rotem statt blauem Lampenlichte. Undenkbar! Die Wirkung wäre reinweg zum Teufel. Gestatten Sie, daß ich mich vorstelle, mein Name ist Springer, August Springer.

Hofrat Doktor Krimper.

Springer legte die Hand aufs Herz, verbeugte sich und machte eine Miene, als wenn er sagen wollte: Wer kennte dich nicht, die höchste literarische Autorität des Fürstentums. — Interessieren Sie sich für die Bühne, Herr Hofrat? sagte er.

Der Herr Hofrat hatte sich noch nie diese Frage vorgelegt, aber ehe er noch antworten konnte, fuhr der kleine Herr fort: Törichte Frage! Welchen denkenden Menschen gibt es, der sich nicht dafür interessiert. Das Drama ist die Blüte am Himmel der Kunst. Das Drama ist die Kunst aller Künste. Ich habe das einmal so ausgedrückt . . .

Der kleine Herr griff in seine unnatürlich geschwollne Brusttasche und brachte einen Haufen von Schriften zum Vorschein, die er auf dem Tische ausbreitete. Während er nach einem gewissen Blatte suchte, schickte er der Verlesung einige Bemerkungen über die Umstände, unter denen er das Gedicht gemacht, und die Absichten, die er damit verbunden hatte, voraus. Endlich fand er das Blatt, darauf räusperte er sich vernehmlich und las im Kulissentone, indem er mit seinem krummen Schreibefinger nachdrücklich in die Gegend der Handlungsreisenden wies:

Ihr dort, des Schauspiels schwankende Gestalten,
Ihr schreitet nicht einher auf nichtgen Brettern;
Der Zeiten Bild tragt ihr in goldnen Lettern
Geprägt auf eures Spieles Mantelfalten.

Weiter kam das Sonett nicht, denn der Oberkellner fuhr mit der Bratenschüssel dazwischen und machte der Vorlesung ein Ende. — Es ist ein Dichter, sagte Krimper zu sich, was will er von mir? will er mich anborgen? Er ahnte nicht, daß ihm schwereres bevorstand.

Nachdem der Braten beseitigt war, legte der kleine Mann Messer und Gabel mit Entschiedenheit nieder und sagte, die Mostrichbüchse scharf ins Auge fassend: Die Bühne ist der unbestechliche Lehrstuhl der Weltgeschichte, nicht allein der Geschichte, die einst war, sondern auch der, die ist und sein wird. Haben Sie meine „Grafen von Flandern“ gelesen?

Der Hofrat hatte sie natürlich nicht gelesen, er hatte seit dreißig Jahren überhaupt kein Drama gelesen. Die Frage war unbequem. Nein durfte aber auf keinen Fall geantwortet werden. Und so machte Krimper einige lobende Bemerkungen, die sich ebensogut auf das Drama wie auf gewisse historische Grafen von Flandern beziehen konnten.

Loben Sie sie nicht zu sehr, fuhr der Dichter fort, sie gehören zu meinen Jugendarbeiten. Damals stand ich auf historisch-klassischem Boden, und ich würde diesen Standpunkt nicht verlassen haben, wenn nicht die Jetztzeit gebieterisch den Realismus forderte. In der Tat, ohne Realismus geht es nicht; wer Erfolg haben will, muß diesen Faktor ins Auge fassen. Und ist es denn nicht möglich, beide Standpunkte miteinander zu versöhnen? Oder müssen nicht die Motive,

die der Realismus in die Kunst eingeführt hat, das Milieu, die Nerven, die erbliche Belastung usw. zu allen Zeiten die treibenden Potenzen gewesen sein? Ich habe es in der Tat versucht, in meinen „Brandstiftern" beide Gesichtspunkte miteinander zu vereinigen und eine Komödie zu schreiben, die die höhere Einheit von Romantik und Realismus, von Lustspiel und Trauerspiel ist.

Springer sah den Hofrat erwartungsvoll an, und dieser bemerkte, daß diese Vereinigung in der Tat neu und beachtenswert sei.

O wie leicht, verehrter Herr Hofrat, fuhr Springer fort, hätten es die Dichter, wenn sie es immer nur mit Männern Ihrer Vorurteilslosigkeit und Erfahrung zu tun hätten. Man hat mir entgegnet, mein Vereinigungsversuch sei Unsinn. Gestatten Sie mir, die erste Szene der „Brandstifter" vorzulesen, um Ihnen zu beweisen, daß packende Wirklichkeit und romantischer Schwung wohl miteinander zu vereinigen sind.

Damit griff der kleine Herr in seine Brusttasche und holte ein großes Manuskript heraus, faltete es sorglich auseinander, räusperte sich mehrmals und begann: Also — der Vorhang geht auf. Man sieht ein elegantes Zimmer. Links ein Kamin, davor eine Chaiselongue, auf der die Frau Kommerzienrätin liegt, einen Roman lesend. Auf dem Kamin steht eine Uhr. Der Kommerzienrat sitzt brütend im Winkel. Lange Pause. Man hört das Ticken der Uhr. Die Frau Kommerzienrätin gähnt und legt das Buch beiseite. „Eduard, welche Zeit ist es?" Er antwortet nicht; „fast vier Uhr? Ich dachte, es wäre später." Er erhebt sich, geht mit schwankenden Schritten auf sie

zu und sieht sie mit unheimlichen Blicken an. „Aber Eduard," sagt sie, „sieh nicht so komisch aus." — „Komisch? Komisch?!! Ha! Ha!" er lacht grell auf. Nach einer Pause, in sich zusammensinkend: „Ja du hast Recht, mir ist auch komisch zumute." — Sehen Sie, Herr Hofrat, das ist packende Wirklichkeit, das ist Stimmung, so stehn wir mitten in der Sache.

Die Mittagsgäste hatten sich längst verlaufen, der Kellner hatte längst abgedeckt, die Sonne schaute spätnachmittagig um die Ecke; der Dichter las noch immer. Es war vom Nachmittage nicht viel mehr übrig, als der Dichter seine Vorlesung und die sich anknüpfenden Erläuterungen und nochmalige Lesung einzelner Szenen beendet hatte. Krimper hatte mit Aufmerksamkeit zugehört. Er erinnerte sich dunkel, daß er irgendeinmal im Prologe zu einer Tragödie gelesen hatte: „Wir sind nicht da, euch zu ergetzen, nein euch in Leid und Reue zu versetzen." Wenn also dies die Aufgabe des dramatischen Kunstwerks ist, waren die „Brandstifter" wirklich ein solches. Es wurde einem zwar hundeelend dabei zumute, aber das schien doch zur Kunstwirkung zu gehören. Krimper war geneigt, je mehr er sich selbst mit dem Drama beschäftigte, es für ein um so bedeutenderes Werk zu halten. Er bedauerte es nicht, ihm den Nachmittag geopfert zu haben, war er doch als Direktor der Kunstakademie im Dienste, wenn er die Kunstübung im Lande förderte. Anders freilich stand es mit dem Dichter selbst, der nur Dichter im Nebenamte, im Hauptamte aber Mitinhaber einer Lederfabrik in Blechstedt, dem Industriestädtchen des Fürstentums, war und sich eben unterwegs befand, um sein Leder an den Mann zu bringen. Springer hatte in der

Tat einige ihm sehr notwendige Stunden verloren, und so mußte er sich denn, obwohl noch lange nicht alles besprochen war, losreißen und in die Prosa des Ledergeschäfts zurückkehren. Aber er bat, als man sich händeschüttelnd verabschiedete, um die Erlaubnis, sich mündlich oder brieflich bei dem Herrn Hofrat Rat zu holen.

Dies wurde von dem Herrn Hofrat in gemessener Weise zugesagt und von dem Herrn Springer in ungemessener Weise benutzt. Es entwickelte sich ein lebhafter Briefwechsel, der beiden Beteiligten zur Genugtuung gereichte, dem Dichter, weil er Gelegenheit hatte, einem fühlenden Herzen seine dichterischen Nöte darzulegen, und dem Hofrat, weil durch die Korrespondenz die Zahl seiner Dienstnummern vergrößert wurde. Springer arbeitete seine „Brand stifter" noch zweimal um, wobei freilich der letzte Rest Romantik verloren ging, und wußte nach ausführlicher Darlegung des Tatbestandes für jede seiner Änderungen die diplomatische Zustimmung Krimpers zu erlangen.

Eines Tages lief bei Krimper ein Brief ein, in dem Springer gleichsam atemlos mitteilte, daß seine „Brandstifter" in Blechstedt aufgeführt werden würden. Aber er habe die größte Not mit dem Direktor, der kein Verständnis für Seelenmalerei habe und mit seinem Blaustifte in unverantwortlicher Weise wirtschafte. Der Herr Hofrat möchte doch zu Hilfe kommen. Krimper als Direktor der Akademie werde gewiß dem Theaterdirektor gegenüber eine Autorität geltend machen können, die er, der Dichter, leider nicht habe. Außerdem beabsichtigte der Magistrat, den Rathaussaal umzubauen und dabei die dort vorhandnen alten

Stuckverzierungen wegzubrechen. Hier könnte der Herr Hofrat drohendem Unheil vorbeugen.

Der letzte Grund schlug durch. Krimper versprach, am Tage vor der ersten Probe zu kommen, und Springer reiste ihm einige Stationen weit entgegen in der Absicht, auf der Rückfahrt noch einen wichtigen Punkt zu erörtern. Es handelte sich um folgendes Stück der Komödie: Der Kommerzienrat siegelt sein Testament mit der vergifteten Oblate. Soll hier nun der Staatsanwalt eintreten, oder soll die Gouvernante mit den Kindern kommen und ihn beschwören? Wenn der Staatsanwalt kommt, so muß der Kommerzienrat zur Pistole greifen. Dann gehn zwei Szenen Seelenkampf verloren. Der Dichter wollte den Kommerzienrat nämlich durch eine zu große Dosis Opium enden lassen. Aber der Direktor verlangte, daß es knalle, sonst gehe die Wirkung verloren. Diese Frage wurde also auf der Fahrt gründlich erwogen, und man kam zum Schlusse, daß nichts, aber auch gar nichts gestrichen werden dürfe.

Es war schon spät am Abend, als der Eisenbahnzug sichtlich ermüdet in den Bahnhof von Blechstedt einlief. Springer eilte zu Fuß in die Stadt, um noch einige literarische Freunde von der Ankunft Krimpers zu benachrichtigen, und dieser bestieg den Omnibus, um direkt zum Goldnen Löwen, wo man sich treffen wollte, zu fahren. Der Omnibus setzte sich zögernd in Bewegung, fuhr durch die spärlich erleuchteten Straßen der Stadt, machte einige unbegreifliche Winkel und segelte nach bedenklichen Schwankungen in die Einfahrt des Gasthofs zum Goldnen Löwen. Es blieb alles still, niemand ließ sich sehen. Der Kutscher knallte mit der Peitsche; endlich

kam Franz, ein Bürschlein in kurzem Jäckchen und kurzen Höschen, angebummelt. Das geringe Handgepäck, das Krimper bei sich führte, mochte ihm nicht imponieren. Er grunzte etwas, öffnete die Tür zum Gastzimmer und verschwand.

In der Durchfahrt hatte es nach Pferdestall gerochen, im Gastzimmer roch es nach schlechten Zigarren und dem Bierschank. Das ganze Zimmer hatte einen Anstrich von Unsauberkeit, aber es sah genial aus. Es war kein gewöhnliches Gastzimmer, es war der Versammlungsort der geistigen Größen von Blechstedt. An der Wand hingen Bilder von Friedrich Haase, Emil Devrient und andern Helden der Bühne. Auch einige vertrocknete Lorbeerkränze waren aufgehängt. Auf dem geöffneten Klavier lagen Noten, Hüte und Sonnenschirme in malerischem Durcheinander.

Alles dies erhält seine Erklärung durch die Tatsache, daß das Löwenmalchen seinerzeit durchaus den Gosemann hatte heiraten wollen. Nun sieht sie, was sie gemacht hat, denn aus einem Komödianten wird nie etwas ordentliches, wenigstens kein Wirt, wie der alte Löwenwirt gewesen war, und wie ihn die angesehene Bürgerschaft von Blechstedt verlangen konnte. Biertrinken, Skatspielen und den Anführer bei allem Unfuge machen, das war Gosemanns Sache. Und dazu lief ihm dieses ganze Schauspielervolk nach, von dem nichts zu verdienen war, und vertrieb die ordentlichen Leute. Der Löwe kam sichtlich herunter, denn Löwenmalchen konnte doch nicht allein wieder gut machen, was der Herr Gemahl vernachlässigte. Das war die Meinung der Blechstedter Honoratioren, andre meinten freilich, es gehe nirgend so lustig zu wie im Löwen.

Hofrat Krimper nahm an einem Tische Platz und erwartete, daß ihn jemand bedienen werde. Da aber keiner kam, hatte er Zeit genug, die Anwesenden zu mustern. Im Vordergrunde spielte man Skat, im Hintergrunde hatte eine Gesellschaft von Männlein und Weiblein an einem langen Tische Platz genommen. Daß dies Schauspieler waren, erkannte man auf den ersten Blick. Der lange, hagere Mann mit der Schillernase und dem gesträubten Haare, der, mit einem wallenden, vorn zurückgeschlagnen Staubmantel bekleidet, in der Stube stand, war natürlich auch einer. Es war sogar der Helden- und Charakterspieler der Blechstedter Bühne. Zu seinen Besonderheiten gehörte es, daß er nie seinen Staubmantel ablegte, erstens wegen der monumentalen Haltung, die ein solcher Mantel gestattet, und zweitens, weil das Röckchen, das er darunter trug, gar zu schäbig war. Dieser Heldenspieler stand also in der Haltung Hamlets in der Mitte der Stube und erwog in seinem Innern eine Seins- und Nichtseinsfrage, nämlich ob ihm wohl sein Wirt morgen noch eine Schüssel Kartoffeln auf Borg geben werde.

Obenan, auf dem Sofaplatze, saßen der Komiker und der Naturbursche, zwei Freunde, die nicht ohne einander leben konnten, sich aber stets zankten, wenn sie beisammen waren. Der erste hatte die Liebhaberei, solide, das heißt wie ein Philister auszusehen, und dem andern war alles egal. Dann folgte die jugendliche Liebhaberin, ein leidlich hübsches Mädchen ohne Talent, das eben ein Verhältnis mit dem Heldenspieler hatte, aber bereit war, jedes andre anzuknüpfen, das sich als vorteilhafter erweisen könnte. Dann kam die komische Alte, eine runzlige Person, die im

gewöhnlichen Leben zwar alt, aber gar nicht komisch war. Sie strickte einen trübseligen, langen Strumpf und dachte, wenn sie sich einen besondern Genuß bereiten wollte, an die alten Zeiten, da sie die Frieb-Blumauer geküßt und liebes Kind genannt hatte. Außerdem waren noch da ein paar „brauchbare Kräfte", alte Handwerker in ihrem Fache, die alles spielten, was vorkam, und ein paar begeisterte Kunstjünger, der eine ein ehemaliger Ladenjüngling, und der andre ein ehemaliger Schreiber. Beide waren immer in stiller Wut über das Hundeleben in solch einer Schmiere und über die schnöde Behandlung, die sie vom Direktor und den ältern Kollegen erfuhren, sowie über die Verständnislosigkeit des Publikums.

Das Künstlervolk nahm von Krimper keine Notiz, die Skatspieler auch nicht. Endlich klopfte Krimper mit dem Schirme auf den Tisch. Der Komiker schnitt sein Gesicht Nummer drei und krächzte im Helmerdingtone: J, Jott bewahre, was ist denn das für eine Jröße!

Mauerweiler, entgegnete der Naturbursche. Er meinte einen Menschen, von dem in der Zeitung zu stehn pflegt: „In unsern Mauern weilt" der und der, also einen berühmten Gast.

Schafkopf, sagte der andre.

Stille, Kinder, erwiderte der Naturbursche, Onkel Krause will ein Selbstgespräch halten, er hat schon Schafkopf gesagt.

Der Komiker blickte seine Kollegen mit mitleidiger Geringschätzung an und sagte: Mauerweiler? Keine Spur von Fettschminke. Diese Jröße ist ein Schulmeister oder ein Partikulier.

Oder ein Baron oder ein Nachtwächter, höhnte der andre.

Pumpe ihn doch an, dann wirst du es ja sehen.

Jetzt wurde auch die jugendliche Liebhaberin aufmerksam. Sie faßte den Fremden scharf ins Auge und brachte sich in eine vorteilhafte Stellung — man konnte ja nicht wissen.

Krimper wurde ungeduldig und klopfte nochmals auf den Tisch.

Heinrich, sagte einer der Skatspieler zu seinem Nachbar, der eben ein Grand lospaukte, da klopft einer, hörst du nicht?

Ich höre schon, antwortete dieser und spielte weiter: — und der Ober, macht neunundvierzig, und die Zicke, macht neunundfünfzig, und der Alte macht einundsechzig. Ich danke Ihnen, meine Herren. Darauf warf er die Karten auf den Tisch und rief mit klingender Bühnenstimme: Franz! Frrranz!

Gleich, Herr, gleich! fistelte einer der Kunstjünger.

Ist mir recht, mein Sohn, erwiderte der Wirt, „denn dieser war es“. Du kannst morgen bei mir antreten, falls du zum Kellner mehr Talent hast als zum Mimen. Frrrranz und die Pest!

Endlich erschien Franz mit der Miene des bösen Gewissens im Hintergrunde und erkundigte sich, während der Wirt schon wieder Karten gab, nach dem Begehren des Fremden. Krimper verlangte ein Zimmer und etwas zum Abendessen, worauf Franz etwas grunzte, und worauf er, indem er vorsichtigerweise um seinen Herrn und Meister einen großen Bogen beschrieb, in nicht sehr vertrauenerweckender Weise verduftete.

Nach einer langen Weile tat sich die Tür auf, und es erschien der Dichter August Springer, gefolgt von einem Postsekretär in Zivil. Dieser Postsekretär in Zivil war ebenfalls Dichter und gehörte zum Blechstedter literarischen Kreise. Er war der einzige, den Springer noch so spät abends hatte auftreiben können. Denn der Major a. D. von Lettau und die Svedborg, im gewöhnlichen Leben Friederike Knaut geheißen, hatten sich schon in ihre innern Gemächer zurückgezogen.

Endlich! endlich! rief August Springer. Gestatten Sie mir, Herr Hofrat, daß ich Ihnen unsern Schwabendorf vorstelle, Postsekretär Schwabendorf, Verfasser zahlreicher Novellen und Feuilletons. Vielleicht haben Sie etwas davon im Blechstedter Kurier gelesen. Gestatten Sie, daß wir bei Ihnen Platz nehmen. Springer tat es, während Schwabendorf die Herren am Skattische begrüßte. Diesen Augenblick benutzte Springer, zu bemerken, daß die Feuilletons seines Freundes nicht viel wert seien, sie seien freilich immer noch besser als die Sachen Lettaus, der alles versuche und nichts durchführe, und der als Dichter nicht ernsthaft genommen werden könne. — Aber verehrter Herr, fuhr er fort, was werden Sie sagen, wenn ich Ihnen verrate, daß die Svedborg in Blechstedt lebt. Sie kennen doch die Svedborg? — Krimper hatte keine Ahnung, darum setzte er seine wohlwollende diplomatische Miene auf und machte eine Handbewegung, die alles sagen konnte, besonders auch: Fahren Sie fort.

Wir sind stolz darauf, sagte Springer, sie die unsre zu nennen. Ein ganz bedeutendes Talent. Ihre „Verwehten Zeiten“ haben entschieden Furore

gemacht. Dramatisches Talent hat sie freilich nicht, und das Drama der Gegenwart ist ihr gänzlich verschlossen. Nun, Sie werden sie ja morgen kennen lernen. Aber das wichtigste ist, mein verehrter Herr, daß ich Sie mit unserm Künstlerkreise bekannt mache. Meine Herrschaften, ich habe Ihnen eine erfreuliche Mitteilung zu machen. In unsern Mauern weilt …

Siehst du, du Schöps! sagte der Naturbursche zum Komiker.

Ach was! Selber Schöps, keine Spur von Fettschminke.

In unsern Mauern weilt ein Mann, dessen Name in der literarischen Welt einen leuchtenden Klang hat, Herr Hofrat Krimper, der hochverdiente Direktor der fürstlichen Akademie. Was uns aber ganz besonders freut, ist, daß der Herr Hofrat freundlichst eingewilligt hat, bei der bevorstehenden Aufführung den „Brandstiftern“ als Mentor freundlichst in den Sattel zu helfen. In diesem Sinne, meine Herrschaften —

Aber Herr Springer, sagte einer der Skatspieler, Sie werden doch keinen trocknen Toast ausbringen wollen.

Ein Daniel, ein Daniel! erscholl es aus dem Hintergrunde.

August Springer war etwas überrascht, faßte sich aber schnell und ließ lange Reihen von Bierseideln bringen. Man setzte sich an den langen Tisch der Künstler, auch den skatspielenden Herren wurde gestattet, Platz zu nehmen, und so bekam Krimper wenigstens einen Tropfen zu trinken.

Mittlerweile war das Gerücht, daß in der Gaststube etwas außergewöhnliches vorgehe, und daß

man daselbst einen vornehmen Gast feiere, bis in die Küche gedrungen. Die Frau Wirtin bekam einen großen Schreck und kam herein mit vielen Entschuldigungen. Aber Entschuldigungen sind nicht eßbar; ebensowenig wars der Kalbsbraten, der endlich gebracht wurde. Krimper war indessen eine viel zu ideal angelegte Natur, als daß er sich dadurch hätte verstimmen lassen.

Du, sagte einer der Kunstjünger zum andern, heute wirds noch glorios.

Er hatte Recht, es gab einen gloriosen Abend. Das Bier wurde bald durch eine Bowle ersetzt, von der man freilich nicht recht wußte, wer sie eigentlich gespendet habe. Begreiflicherweise konnte diese Bowle nicht besser sein als der Wein, den der Wirt im Keller hatte, und der war schlecht. Aber auch eine schlechte Bowle wirkt. Rede folgte auf Rede — auf die Kunst, auf die Künstler, auf Springer, auf Krimper als Hofrat und als Menschen; es erhielt jeder sein Teil. Besonders war August Springer im Reden unermüdlich. Aber wir wollen den Leser nicht einladen, dieser Sitzung weiter beizuwohnen. Wir wissen, daß das, was nach Mitternacht geschieht, für den unbeteiligten Zuschauer eine Sache von zweifelhaftem Werte ist. Nur auf die Schlußgruppe einen flüchtigen Blick zu werfen, sei gestattet. Krimper saß auf dem zu einer Art Thron umgestalteten Sofa mit einem der trocknen Lorbeerkränze geschmückt und balancierte sein Glas zwischen den Fingern, zwar mit Würde, aber nicht mit voller Sicherheit. Zu seinen Füßen hatte die jugendliche Liebhaberin als seine Muse Platz genommen, nachdem sie dem großen Künstler und Menschendarsteller im Staubmantel

den Laufpaß gegeben hatte. Der große Künstler und Menschendarsteller im Staubmantel saß mit zerwühltem Haar, die Stirn auf die Faust gestützt an einem einsamen Tische und rächte sich an dem „schnöden Verführer“, indem er möglichst viel von seiner Bowle trank. Die komische Alte war mit dem endlosen Strumpfe in der Hand sanft entschlafen. August Springer las den Skatspielern eine wichtige Szene seines Dramas vor. Der eine der Kunstjünger stand vor Krimper und deklamierte Schillers „Künstler“, und der andre saß am Klavier und sang etwas, was eine entfernte Ähnlichkeit mit Löwes Douglas hatte. Gosemann hielt einem engern Kreise eine ergötzliche Bierrede, und Franz trank, im Hintergrunde herumschleichend, alle Rester in den Gläsern aus.

Als sich Krimper am nächsten Tage nach einer schlechten Nacht spät erhob, fühlte er wenig von der Frische des Geistes und der überlegnen Sicherheit, die ihm zum Kampfe mit dem Direktor nötig gewesen wäre. August Springer war schon zweimal dagewesen, er hatte schon zu verzweifeln angefangen. Eben kam er zum drittenmal und ließ Krimper kaum die Zeit, die so notwendige Tasse Kaffee zu trinken. Denn die Probe mußte schon begonnen haben.

Das Theater befand sich im städtischen Kasino. Der Theatersaal war von ehrwürdigem Alter und von einer gewissen freimaurerischen Würde. Die gewölbte Bretterdecke ruhte auf schweren dorischen Säulen, die gleichfalls aus Brettern zusammengenagelt waren. Dem Stil entsprechend war der Saal von kunstreicher Maurerhand teils getüncht, teils marmoriert. An der Schmalseite befand sich die Bühne. Sie sah so

alt und verwahrlost aus, wie solche Bühnen bei Tageslicht auszusehen pflegen. Der Vorhang war halb aufgezogen, und die Probe schon im Gange. Rechts neben der ersten Kulisse saß in einem Lehnstuhl der Herr Direktor, ein kleiner dicker Mann mit einem großen Kopfe, dessen Haare sämtlich zu Berge standen, und den gekniffnen Mienen eines fetten Bösewichts. Die Schauspieler kamen und gingen und teilten sich zur Bestätigung dessen, was der Souffleur soeben geäußert hatte, dieses oder jenes im gleichgiltigsten Zeitungstone mit. Ab und zu versuchte man einen Blick in die Rolle zu tun, die man in der Hand hielt, aber das aufgerollte Papier, das immer wieder zusammenschnurrte, vereitelte jede Bemühung. Dazwischen kommandierte der Direktor mit seiner verbrauchten Stimme: Fritsche, setzen Sie mal den Tisch da nüber. Sie setzen sich hierher, und Sie kommen aus der Tür links. So. Also noch einmal: „Entsetzlich, in welchen Abgrund muß ich sehen."

Entsetzlich! In welchen Abgrund muß ich sehen, deklamierte der Souffleur.

Entsetzlich! In welchen Abgrund muß ich sehen, wiederholte die jugendliche Liebhaberin, die die Gouvernante spielte, als beabsichtige sie sich über ihre Häkelarbeit auszusprechen.

Weiter kam sie nicht, denn inzwischen waren Krimper und der Dichter eingetreten. August Springer war vorausgeeilt und in dem Schlüfter, der vom Saale zur Bühne hinaufführte, verschwunden. Jetzt stürzte er aus den Kulissen hervor und rief: Aber um Gottes willen, Fräulein Knorrheim, so können Sie doch diese Stelle nicht sprechen. Ein Abgrund ist doch kein Kuchenteller. Hören Sie einmal zu,

ich werde Ihnen die Stelle vorspielen. Damit nahm er sein Manuskript aus der Tasche und verschwand. Darauf kam er aus der vierten Kulisse in seiner kühnsten Kurve angesegelt, blickte kraß um sich und rief mit einem Pathos, das er sich als Realist längst hätte abgewöhnt haben sollen:

Entsetz—lich! In welchen Abb—grund muß ich sehen.

Der Direktor machte eine sarkastische Miene, und Fräulein Knorrheim lachte hell auf. — Wenn ichs so machen wollte, sagte sie, würde ich schön ausgelacht werden.

Aber Sie können doch nicht Ihre Rolle wie einen Zeitungsbericht heruntersprechen!

Lassen Sie mich nur. Sie verstehn das nicht.

Springer war starr. — Ich als Dichter soll mein eignes Werk nicht verstehn? Da muß ich doch sehr bitten.

Nein wirklich, Springerchen, Sie verstehn das nicht.

Die Knorrheim hat Recht, sagte der Direktor. Wir haben heute Arrangierprobe. Fahren wir fort.

Aber ehe dies geschah, wurde der Hofrat auf die Bühne geholt und feierlich als literarische Größe vorgestellt. Bei den meisten war ja die Vorstellung nicht nötig. Aus allen Löchern kamen die Mimen hervor, schüttelten die Hand, erkundigten sich nach dem Befinden und hofften allerlei gute Dinge. Der Direktor blinzelte mißtrauisch mit den Augen und hoffte in der Stille, daß ihn die literarische Größe möglichst ungeschoren lassen werde. Man brachte zwei Stühle, Krimper und der Dichter nahmen Platz, die Probe konnte weiter gehn.

Also Szene sieben: „Entsetzlich! In welchen Abgrund . . .“ noch einmal. Diesmal ging die Stelle unangefochten vorüber. Aber gleich darauf ließ der Charakterspieler eine Sentenz los, die wie eine Bombe einschlug. August Springer fuhr von seinem Stuhle hoch und schrie wie unter einem körperlichen Schmerze: Herr Zipfel, ich bitte Sie um Gottes willen! . . .

Der Direktor faßte den Dichter am Rockschoße und zog ihn auf seinen Stuhl nieder. — Tun Sie mir die einzige Liebe und bleiben Sie sitzen.

Aber ich kann doch unmöglich billigen, daß dieser Herr sagt: „Das Recht des Daseins erlischt mit dem Eintritte in diese erbärmliche Welt.“ Das ist ja Unsinn.

Ist ja ganz egal. Wird sich alles später finden. Wir kommen ja zum Kuckuck nicht vom Flecke.

Jetzt ging es ein Weilchen. August Springer saß auf seinem Stuhle, als wenn es eine heiße Ofenplatte gewesen wäre, und begleitete den Gang der Handlung mit Winken und bedeutsamen Gebärden. Nun aber kam der berühmte Aktschluß mit der vergifteten Oblate. Der Kommerzienrat legt die Oblate auf den Schreibtisch seiner Frau, tritt zurück und hält seinen großen Monolog, ein Meisterstück psychologischer Anatomie. So stand es wenigstens im Manuskript. Aber kaum hatte er die drei ersten Worte geredet, so stürzte der Staatsanwalt herein, die Gouvernante stürzte herein, die Tochter stürzte herein, großes Hallo, aus war der Akt.

Springer war starr. Drei Seiten Seelenkampf, die ganze psychologische Unterlage gestrichen, und nur die brutalen Tatsachen übrig gelassen! Dies Verfahren, diese Rücksichtslosigkeiten des Direktors über-

stiegen seine ärgsten Befürchtungen. — Nein, Herr Direktor, rief er, das geht nicht, das lasse ich mir nicht gefallen. Meinen Sie, daß ich Futter für Ihren Rotstift geschrieben habe? Ist es nicht himmelschreiend? Ist es zu glauben, daß ein Mann, dessen Beruf die dramatische Kunst ist, die Feinheiten eines Werkes und die Absichten eines Dichters so verkennen kann? Herr Hofrat, sagen Sie diesem Direktor, daß er kein Recht hat, die Geistesarbeit andrer zu verstümmeln, sagen Sie ihm, daß er sich an der Kunst versündigt, sagen Sie ihm, daß er vom Geiste der „Brandstifter" nichts in sich aufgenommen hat. Ich gehe davon, ich kann das nicht länger mit anhören.

Damit ging er davon, das heißt bis hinter die Kulissen, wo er jedem, dessen er habhaft werden konnte, auseinandersetzte, daß die Szene nicht gekürzt werden dürfe.

Der Herr Hofrat beschaute aufmerksam seine Nägel und sagte in kühlem Hoftone: In der Tat, Herr Direktor, wie wollen Sie die Streichung dieser Szene literarisch rechtfertigen?

Na ja, sagte der Direktor in vollster Seelenruhe, da hören Sie es ja, welche Not man mit diesen Herren Dichtern hat. Die Herren bilden sich ein, wenn sie etwas im Dialog geschrieben und in Szenen geteilt haben, so sei es ein Drama. Was ein wirkliches Drama ist, das weiß nur der Praktiker zu beurteilen. Glauben Sie mir, Herr Hofrat, ein Drama wird nicht am Schreibtische geschaffen, wie sichs die Herren einbilden, sondern hier auf den Brettern. Mit dem Rotstifte wird es gemacht. Alle die Zug- und Kassenstücke, die den Autoren Reichtümer eingebracht haben, sind erst in den Proben gemacht worden.

Und das beste und wirkungvollste ist erst hier eingeflickt worden.

Es scheint mir aber doch, wandte Krimper ein, daß Sie mit dem Aktschlusse etwas hart umgegangen sind.

Na ja, die Aktschlüsse, das ist auch so ein Punkt, den nur der Praktiker versteht. Ein guter Aktschluß muß gehn wie ein Feuerwerk. Schrumm! Puff! Vorhang runter! Das Publikum muß nicht wissen, wie ihm geschieht. Der Aktschluß ist die Hauptsache. Geben Sie mir vier wirksame Aktschlüsse und einen guten Titel, und ich will das übrige dazu schreiben. Aber dies Ding, das sich ausleiert wie eine Uhr, die stehn bleiben will —

Sie sind also nicht der Ansicht, daß dieses Drama Springers eine bedeutende Arbeit sei?

Keine Idee, es sind ein paar hübsche Sachen drin, aber im übrigen gänzlich unreif. Na, mich solls wundern!

Aber sagen Sie mir, Herr Direktor, warum bringen Sie das Stück auf die Bühne?

Warum? weil es mir des Autors wegen ein, vielleicht auch zwei volle Häuser gibt. Nun aber weiter. Dritter Akt.

Noch einen Augenblick, rief der Dichter aus den Kulissen hervor. Herr Hofrat, ich möchte Sie unsrer Dichterin vorstellen.

Herr Gott, sagte der Direktor, jetzt kommt die auch noch!

Ja sie kam, Aurora Svedborg, oder wie sie unter gewöhnlichen Menschen hieß, Friederike Knaut; sie kam, wie sie zu kommen pflegte, mit langen, schwebenden Schritten. Es war eine ältere Dame, eine an=

sehnliche Erscheinung. „Spuren einstmaliger Schönheit“ waren nicht vorhanden, dagegen wurde ihr Gesicht von einer auffallend großen, an der Spitze rötlich gefärbten Nase beherrscht. Sie erschien nie anders als in schwarzem Anzuge. Freilich hatte das Schwarz schon einen Schein ins Fuchsige angenommen, auch waren die Handschuhe nicht tadellos, aber das waren Dinge, die einen großen Geist nicht berühren konnten.

Die Dichterin begrüßte den Hofrat, der die Bühne verlassen hatte und in den Saal hinabgekommen war, lebhaft und eröffnete sogleich ein eifriges literarisches Gespräch. Der Herr Hofrat beteiligte sich mit Kopfnicken und einigen reservierten Bemerkungen, fühlte sich aber von der Dichternase, die ihm bedenklich auf den Leib rückte, bedroht. Er wich also zurück, bis er in einer Fensterecke „gestellt“ wurde und aushalten mußte. Jetzt begann die Svedborg eine weit ausholende Erörterung über verwehte Zeiten im allgemeinen und ihre „Verwehten Zeiten“ im besondern und brachte eine Fülle von Erinnerungen, Beziehungen und Namen von Künstlern, Gelehrten und Staatsmännern herbei. Wobei sie voraussetzte, daß Krimper jedermann kenne. Das war nun freilich keineswegs der Fall, schadete aber auch nichts, denn die Dichterin hatte das Wort ohne jede Beschränkung der Redefreiheit.

August Springer versuchte mehrmals, das Gespräch zu unterbrechen und seine „Brandstifter“ in Erinnerung zu bringen, aber vergeblich. So blieb ihm nichts andres übrig, als allein zur Bühne zurückzukehren, wo die Probe schon ihren Fortgang genommen hatte. Es dauerte nicht lange, so erhob sich auf der Bühne ein Aufruhr, Springers verzweifelte Stimme erklang, als wollte sie Hilfe rufen. Aber die

Svedborg, die eben bei einer besonders interessanten Erinnerung angekommen war, hörte nicht, und Krimper war gefangen. Nach einiger Zeit ging es wieder los. Springer erschien an der Rampe, sandte sehnsüchtige Blicke nach seinem Bundesgenossen und winkte, aber vergebens. Der Kampf zwischen dem Dichter und dem Direktor erstarb. Der Dichter, von seinen Hilfstruppen verlassen, gab den Widerstand auf. Selbst der Aktschluß der letzten Aktes ging ziemlich unangefochten vorüber.

Aber noch hatten die Schauspieler das Haus nicht verlassen, als August Springer, ein Zeitungsblatt in der Hand, bleich und außer sich im Saale auftauchte. Der Direktor zog eben seinen Überzieher an und machte ein Faungesicht.

Herr Direktor, rief Springer, das geht nicht, das geht auf keinen Fall, das muß unbedingt geändert werden. Denken Sie sich, hat der Direktor, ohne ein Wort zu sagen, die Aufführung auf übermorgen angesetzt.

Wie lange denken Sie denn, erwiderte der Direktor, daß wir uns mit Ihren „Brandstiftern" beschäftigen sollen?

Nun, bis sie gehn.

Sie werden übermorgen gehn. Haben Sie keine Sorge, wir werden Ihre Komödie auf die Beine bringen.

Ich ziehe mein Stück zurück.

Aber Herr Springer, rief die Knorrheim, Sie werden doch nicht!

Ich ziehe mein Stück zurück. Auch der Wurm bäumt sich auf, wenn er gemißhandelt wird.

Währenddessen hatte der Direktor den Hofrat

beiseite genommen. — Herr Hofrat, sagte er, es geht wirklich nicht anders. Die Schulden wachsen mir über den Kopf, und wenn ich nicht in den nächsten Tagen ein volles Haus und eine gute Kasse habe, kann ich erleben, daß mir der Gerichtsvollzieher die Garderobe pfändet. Und was dann?

Nach einer längern Erörterung kehrte Krimper zu der Gruppe zurück, in der sich der Dichter noch immer furchtbar aufregte. — Sagen Sie diesem Direktor, rief Springer schon von weitem; aber Krimper gebot mit einer majestätischen Handbewegung Schweigen und erwiderte: Ich habe mich überzeugt, daß der Herr Direktor nicht anders kann, und Sie dürfen Ihr Stück nicht zurückziehen. Hören Sie, Herr Springer, Sie dürfen nicht!

Wie? ich darf nicht?

Nein, Sie dürfen nicht.

Es trat eine feierliche Pause ein. Alles beugte sich der Autorität Krimpers.

Springer war ganz niedergeschmettert. Er hatte beabsichtigt, die Aufführung aufs allergründlichste vorzubereiten; er hatte sich vorgenommen, das Publikum durch eine Reihe von Aufsätzen in die Feinheiten der „Brandstifter“ einzuführen, er hielt es für selbstverständlich und unerläßlich, daß er, der Dichter, mit den Schauspielern die Rollen einstudieren werde, alle Einzelheiten mußten gründlich erwogen werden, die Beschaffung der Requisiten forderte allein schon unermeßliche Arbeit. Denn die „Brandstifter“ sollten in vollendeter Gestalt über die Bretter gehn. Gerade in diesen Arbeiten suchte der Dichter einen besondern Genuß, sozusagen den wohlverdienten Lohn für sein Werk. Und dies alles wurde unmöglich und

zunichte gemacht durch die unbegreifliche Eile des Direktors. Krimper und die Svedborg hatten große Mühe, den unglücklichen Dichter zu beruhigen und auf vernünftige Gedanken zu bringen. Sie versprachen, ihn durch Rat und Tat zu unterstützen. Aber freilich war die Svedborg viel zu sehr von ihren verwehten Zeiten eingenommen, sie war auch viel zu zerstreut und unpraktisch, um eine wirkliche Hilfe zu sein, und Krimper war fremd und kannte weder Personen noch Verhältnisse. Aber er war ein Mann von der Feder und konnte die Veröffentlichungen in der Zeitung übernehmen. Im übrigen war August Springer auf sich selbst angewiesen.

Zuerst handelte es sich um das Einstudieren der Rollen. Hier türmten sich sogleich „ungeahnte" Schwierigkeiten auf. Diese Knorrheim war die Oberflächlichkeit selbst. Er hatte gewünscht, sie in Gegenwart seiner Frau, was die Knorrheim für sehr überflüssig hielt, in den Geist der „Brandstifter" einzuführen, aber sie wußte alles besser und verdarb die schönsten Stellen durch ihren „Konversationston". Die Anmaßung Zipfels war aber noch viel schlimmer. Dieser Mime hielt sich natürlich für einen großen Künstler, war aber so ungebildet, daß er die schönsten Sentenzen verdarb. Aber die bitterste Erfahrung machte er mit Ehlert, einem armen Kerl, der in seiner Freizeit jeglichen Verdienst mitnahm, der sich darbot. Da er für Springer das Manuskript abgeschrieben hatte und ihm auch sonst verpflichtet war, ging er auf alle seine Weisungen ein und redete genau so, wie es der Dichter ihm vorsprach. Er war ganz „Brandstifter". Als er es aber auch in der nächsten Probe versuchte, schrie ihn der Direktor an: Menschenkind,

sind Sie übergeschnappt? Oder denken Sie, daß wir hier den Prolog aus den Rüpelszenen vortragen?

Erlauben Sie, Herr Direktor, erwiderte August Springer, Herr Ehlert spricht genau so, wie ich es ihm vorgesprochen habe.

Ich gratuliere, Herr Springer, aber trösten Sie sich mit Schillern, der auch ein großer Dichter war, aber miserabel deklamierte.

Welche Mühe machte es, die Möbel für des Kommerzienrats Salon zusammen zu bringen. Denn die zwei Biertische mit geblümten Decken, die das Theater besaß, waren doch entschieden unzureichend. Und nun gar die Kaminuhr, deren Ticken man doch bis ins Parkett hören sollte.

Noch eine wichtige Frage beschäftigte den Dichter Sollte man nicht dem Beifalle des Publikums zu Hilfe kommen? Eine Claque einzurichten, davon war Springer weit entfernt. Aber einige Leute mit einem Freibillett zu erfreuen und sie auf die Stellen aufmerksam zu machen, wo man klatschen könnte, hielt er nicht für unrecht.

Die Zeit flog nur so dahin. Springer glich einem gehetzten Rehe; er eilte zur Probe, nach Haus, in der Stadt herum, zu den Freunden, wieder ins Theater und so fort von früh bis Abend. Es hat aber alles in der Welt sein Gutes, auch diese Hetzjagd hatte für Springer das Gute, daß er die Prüfungen leichter ertrug, die ihm der Direktor in den Proben auferlegte. Welche Prüfung kann für einen Dichter härter sein, als zu sehen, wie sein Werk, das er mit liebevoller Sorgfalt erdacht und gefeilt hat, mit dem Beile zugehauen und mit „Schlagern“ und wirkungsvollen Aktschlüssen versehen wird, die seinen, des

Dichters feinen und tiefen Absichten schnurstracks widersprechen. Aber wer hielt den rollenden Stein auf, man mußte ihn rollen lassen.

So kam der Abend der Aufführung. Ach, wie so ganz anders gestalten sich so oft die Dinge in der Wirklichkeit, als man es sich vorher gedacht hatte! Wie anders hatte dieser Abend vor den Augen August Springers gestanden! Er hatte gehofft, mit Sammlung, mit innerer Erhebung diesen seinen Ehrenabend durchkosten zu können, nun stürmte alles in wilder Hast auf ihn ein. Tausend Sorgen warfen sich in den Weg, nichts war fertig. Als er schon den Frack angezogen hatte, und als seine Frau an der Krawatte herumnestelte, die natürlich nicht sitzen wollte, und als der Herr Hofrat schon erschienen war, um den Dichter in den Musentempel zu führen, hatte der Gärtner immer noch nicht den Lorbeerkranz geschickt, der dem Ahnungslosen durch Freundeshand überreicht werden sollte.

Im Vorraume des Theaters in der Nähe der Kasse traf man den Direktor. Er strahlte vor Vergnügen. Das Theater war bis auf den letzten Platz besetzt, ein Ereignis, dessen sich die ältesten Leute nicht erinnern konnten. Schon trug man Stühle ins Orchester. Der Dichter, seine Frau und Krimper nahmen in der Proszeniumsloge Platz. Dies war zwar der schlechteste Platz im Theater, aber es war doch undenkbar, daß ein Dichter bei einer Premiere wo anders als in der Proszeniumsloge weilte.

In der Tat, das Theater war gefüllt. Freilich fehlten viele, die eigentlich hätten da sein müssen. Die werten Verwandten glänzten durch ihre Abwesenheit. Auch von den Freunden, auf deren Urteil Springer

viel gegeben hätte, vorausgesetzt, daß es zustimmend war, war keiner zu sehen. Die literarischen Freunde waren zwar am Platze, aber sie hielten sich vorsichtig im Hintergrunde.

Der Dichter war in nervöser Unruhe. Es litt ihn nicht in dem engen Raume, es zog ihn nach der Bühne. Hier hielt er jedem der Darsteller, dessen er habhaft werden konnte, noch eine besondre letzte Ansprache, in der er auf diese Wendung und jede Feinheit ausdrücklich hinwies. Woran doch ein Dichter alles denken muß! Man hatte vergessen, die Uhr auf dem Kamin anzustoßen, deren Ticken doch von so großer realistischer Wirkung sein sollte. Springer war noch eben damit beschäftigt, dies der „Frau Kommerzienrätin“, die schon auf ihrem Sofa Platz genommen hatte, auseinanderzusetzen, als ihn zwei starke Arme ergriffen und kurzerhand hinter die Kulissen beförderten. Ein Glockenzeichen, der Vorhang rauschte empor, und die Komödie begann. August Springer begleitete sie mit Winken und ausdrucksvollen Gebärden, ermunterte, mißbilligte, alles gratis et frustra. Da draußen vor den Lampen ging alles seinen Gang, als wenn er gar nicht dagewesen wäre. Und der Souffleur sprach viel zu laut und war für Winke und mißbilligendes Kopfschütteln gänzlich unzugänglich. Und das hatte seinen guten Grund. Denn der Direktor hatte am Schlusse der Hauptprobe den Armeebefehl ausgegeben: Wer sich von dem verrückten Kerl irre machen läßt, der kommt in Teufels Küche. Kostet fünf Mark Gageabzug. Verstanden?

Jetzt kam die Stelle, wo der erste Applaus zu erwarten war. Alles blieb still. Im Publikum regte sich keine Hand, die Freunde mit den Freibilletts blieben

auch still. Da — eine leichte Bewegung, eine flüchtige Heiterkeit im Publikum. Es war ein „Schlager“ des Direktors gewesen, der gewirkt hatte.

Nun kam der Aktschluß. Matter Beifall, die Leute mit den Freikarten hatten wieder ihre Schuldigkeit nicht getan.

Der Dichter kehrte bleich und erregt in seine Loge zurück. Wie war es möglich, daß alle die Stellen, die er mit so feinem Verständnis auf Wirkung gearbeitet hatte, gänzlich wirkungslos blieben? Das Publikum in Blechstedt war eben noch nicht reif für die Offenbarungen moderner Kunst; es stand noch auf dem naiven Standpunkte, sein Wohlgefallen zu äußern, wenn ihm etwas gefiel, und das Stück im Auge zu haben, nicht die Leistung des Schauspielers oder die Absichten des Dichters. Es hatte sich noch nicht zu der künstlerischen Höhe emporgeschwungen, den Löffel zu preisen, auch wenn die Suppe nicht schmeckte. Dies war der Standpunkt des großen Publikums; aber die gebildeten Leute waren in Verlegenheit. Wenn ein berühmter Name das Werk oder die Leistung deckt, so weiß man, was man zu tun hat, man applaudiert unbesehens. Aber hier stand man vor einer Springerschen Arbeit, die ebensoleicht gut wie schlecht sein konnte. Man würde ja gern dabei gewesen sein, einem Drama, das später noch berühmt werden konnte, bei seinem ersten Erscheinen applaudiert zu haben, aber man wollte sich auch nicht der Gefahr aussetzen, sich zu blamieren. Und so hielt man sich vorläufig zurück. Auf die literarischen Freunde war auch kein Verlaß. Die Svedborg saß zerstreut auf ihrem Stuhle und war mit ihren Gedanken schon wieder bei ihren verwehten Zeiten, und Lettau, der

immer einige Eifersucht gegen Springer gehabt hatte, fing schon an zu schimpfen. Es war klar, daß, wenn der nächste Akt ebenso kläglich zu Ende ging wie der erste, das Stück rettungslos verloren war.

Im zweiten Akt befand sich eine humoristische Episode, die der Direktor noch mit ein paar bösartigen Kalauern ausgestattet hatte. Man empfand dies nach soviel Seelenzergliederung als Erleichterung und applaudierte lebhaft. Aber zu Ende des Aktes flaute die Stimmung ab, und der Aktschluß war ganz matt.

Der Dichter rang die Hände und sah Krimper an mit dem Gesichte eines, der seinen Bankerott ansagt. Da erhob sich, während sich der Vorhang, gleichsam Beifall erbittend, langsam senkte, Krimper in voller Würde, geschmückt mit dem fürstlichen Sperberorden und in der Haltung eines Ministers der schönen Künste, wandte sich nachdrucksvoll dem neben ihm sitzenden Dichter zu und bewegte mehrmals seine hellbehandschuhten Hände vornehm applaudierend gegeneinander. Dies verstanden die Freunde mit den Freibilletts. Sie betrachteten es als Signal, anzufangen, und legten los. Auch das Publikum, das die Wendung, die Krimper gemacht hatte, bemerkt hatte, fing an zu begreifen, um was es sich handle, nämlich um die Anerkennung eines Blechstedter Dichters, um eine Anerkennung der Leistungen der eignen Stadt. Und so steigerte sich allmählich der Applaus derart, daß auch die unsichern Freunde einschwenkten und sich beteiligten.

Jetzt war der Sieg gewonnen. Zwar machte es der dritte Akt mit seinen Unerfreulichkeiten nicht leicht, in Stimmung zu bleiben, aber man überwand sich und klatschte bei jeder Gelegenheit. Was tut ein guter Blechstedter Bürger nicht zu Blechstedts Größe! Nach

Schluß erschien der Dichter auf der Bühne, empfing seinen Lorbeerkranz und stammelte seine wohlvorbereiteten Dankesworte. Der Erfolg war ein unbestreitbarer. Nun wurde von allen Seiten gratuliert, auch die literarischen Freunde erschienen aus dem Hintergrunde, die Freude war groß, und selbst der Direktor erhielt Verzeihung.

Nach der Aufführung versammelte man sich im Prinzen Johann im engsten Kreise, um das Erlebte nochmals durchzusprechen, und um Freud und Leid nochmals durchzukosten. Der Dichter und sein Werk bildeten den Mittelpunkt, und seine Frau hatte zum erstenmal das beglückende Bewußtsein davon, was es bedeute, die Frau eines großen Mannes zu sein und neben einem zweiten großen Manne, nämlich Krimper, zu sitzen. August Springer spendete — es war das erstemal in seinem Leben — einige Flaschen Sekt und erörterte alles Ernstes den Plan, die „Brandstifter“ demnächst auf die Bühne des Königlichen Schauspielhauses zu bringen.

Am andern Morgen reiste Krimper, von den literarischen Spitzen Blechstedts zum Bahnhofe geleitet, ab. Er war hochbefriedigt. War es ihm doch gelungen, nicht allein die „Brandstifter“, sondern auch die Stuckaturen im Rathause vor dem Untergange zu retten. Er versäumte denn auch nicht, beides in den betreffenden Dienstjournalen zu vermerken und der Presse des Fürstentums das Material über einen neuen vaterländischen Dichter und die wohlgelungne Aufführung der „Brandstifter“ in Blechstedt zukommen zu lassen. Niemand wird es ihm verargen, wenn er dabei auch seiner Verdienste um die Sache gebührend gedachte.

Natürlich wurde die fürstliche Landeszeitung auch

an allerhöchster Stelle gelesen. Als einige Tage darauf Seine Hoheit das Hoftheater verließen und auf der Treppe Krimper sahen, winkten sie ihm leutselig zu und sagten: Brav! brav! lieber Hofrat. Habe ja gar nicht gewußt, daß Sie auch Dramatiker sind. Worauf sich Krimper tief verbeugte, ohne auf eine Erörterung seiner dramatischen Talente einzugehn.

In Blechstedt war man von dem Ereignisse des Tages weniger befriedigt. Am bittersten wurde der Dichter selbst enttäuscht. Es kam zu keiner zweiten Aufführung der „Brandstifter". Denn inzwischen stellte der Theaterdirektor seine Zahlungen ein, worauf der Gerichtsvollzieher seinen Theaterkram pfändete und sich die Schauspieler in alle Winde zerstreuten. Aber noch schlimmer als dies war es, daß die werten Verwandten als Mitinhaber des Ledergeschäfts die Allotria des Schwagers und Schwiegersohns satt bekommen hatten und ihn vor die Wahl stellten, entweder das Dichten sein zu lassen oder aus dem Geschäft auszuscheiden. Ganz besonders bösartig war Frau Rosalie, die Schwiegermutter, die damit drohte, ihre Tochter zurückzuziehen und den Schwiegersohn auf Taschengeld zu stellen. Was wollte er machen? Er gab nach und zog mit Lederproben auf Reisen. Als ihn nach längerer Zeit ein jovialer Geschäftsfreund unterwegs traf und fragte: Na, Springerchen, was macht die Kunst? antwortete er: Die Kunst, sie schläft, aber sie träumt. Sie träumt vom zukünftigen Erwachen. Denn ewig wird diese Person (er meinte Frau Rosalie) doch nicht leben. — Das war sehr wenig pietätvoll gedacht.

Im Goldnen Löwen aber herrschte Heulen und Zähnklappen. Das Heulen besorgte die Frau Wirtin,

und das Zähnklappen der Wirt. Löwenmalchen machte ihrem Gosemann eine Szene, wie sie noch nicht dagewesen war. Es war aber auch keine Kleinigkeit. Nicht allein, daß jeder der Schauspieler, die nun alle mit bankrott waren, sein vollgeschriebnes Borgblatt hatte, auch die große Bowle, die an jenem gloriosen Abend getrunken war, als Krimper in den literarischen Kreis von Blechstedt eintrat, war noch nicht bezahlt. Und wer sollte sie bezahlen? Mit Frau Rosalie deswegen anzubinden trug Gosemann ein wohlbegründetes Bedenken. Blieb nur der Hofrat übrig. Gosemann nahm also alle seine Unverschämtheit zusammen, setzte sich in die Eisenbahn, fuhr zur Landeshauptstadt und präsentierte Krimper kalt lächelnd die Rechnung, die in Ansehung des miserabeln Weins ungebührlich groß war. Der Herr Hofrat wußte, was er sich schuldig war. Er erwiderte dem Löwenwirt kein Wort, schob ihm sein Geld hin und drehte ihm den Rücken. Der Leser braucht nicht zu fürchten, daß der Hofrat um den Betrag geschädigt worden ist. Er nahm ihn von den Zinsen der Akademie aus einem Fonds, den er eigentlich zur künstlerischen Aufbesserung der Stadtkapelle bestimmt hatte, und notierte ihn als „Zuschuß der Akademie zur Aufführung der Brandstifter". Das war auch ganz gleich. Die Herren Musikanten hätten das Geld doch auch bloß vertrunken.

11

Schulnöte

Der Herr Schulrat Meyerhofer war aus dem Osten der Monarchie in eine der mittlern Provinzen versetzt worden. Als er seinen Bezirk bereiste, fand er zu seinem höchsten Erstaunen, daß das Schulwesen seines neuen Wirkungskreises gar nicht auf der Höhe stehe, die er erwartet hatte, ja daß man im Osten der Monarchie eigentlich viel weiter sei als in der Mitte. Er beschloß also gründlich dazwischenzufahren und sein Schulwesen in Schwung zu bringen.

In dieser löblichen Absicht erschien er eines Morgens fast noch vor Tage im Pfarrhause zu Affleben. Der Herr Pfarrer saß mit der langen Pfeife beim Kaffee und war tödlich erschrocken, als der fremde Herr gemeldet wurde. Die gute Stube war nicht geheizt, die Wohnstube wurde gerade gekehrt, das Studierzimmer war wenig einladend, und er selbst befand sich im Schlafrock und war unrasiert. Der Herr Pastor suchte in seinem Geiste nach einem rettenden Auswege, als der fremde Herr schon die Treppe heraufgestampft

kam, indem er die Frau Pastorin laut redend beschwichtigte, wie einer, der zu befehlen gewöhnt ist. Das ist der neue Herr Schulrat, sagte sich der Pastor. Er war es wirklich, ein grau melierter Herr; Haar, Bart, Überzieher, Hose und Aktentasche — alles grau meliert. Der Herr Pastor setzte eiligst seine Pfeife beiseite und suchte seine Brille.

Guten Morgen, Herr Pfarrer, sagte der fremde Herr, ich bin der Schulrat Meyerhofer und bitte um Entschuldigung, daß ich schon so früh störe. Ich komme wegen Ihres Lehrers Schluck.

Herr Gott, auch das noch! seufzte der Pastor in seiner Seele und nötigte den Herrn Schulrat mit einem Eifer aufs Sofa, als wenn davon das Wohl der nächsten zehn Jahre abhinge. Die Frau Pastorin kam mit Kaffee an, den der Schulrat höflich dankend, aber bestimmt ablehnte, was die Frau Pastorin tief kränkte. Darauf öffnete der Herr Schulrat seine Aktentasche und brachte ein Schriftstück zum Vorschein, das der Pastor vor Monaten an die Königliche Regierung geschickt hatte. Der Pastor hatte, als er es mit seinem Lehrer nicht mehr aushalten konnte, der Königlichen Regierung sein Herz ausgeschüttet und die Frage gestellt, ob es nicht möglich sei, ihm, dem Pastor, die Schulinspektion abzunehmen. Darauf war nichts erfolgt, und der Pastor hoffte schon, daß überhaupt nichts erfolgen würde, da er sich inzwischen wieder beruhigt und mit dem Herrn Lehrer seinen Frieden gemacht hatte. Und zur Not ging es ja auch. Nun kam also die Sache doch noch zum klappen.

Der Pastor mußte berichten. Er tat es mit schwerem Herzen, aber als ehrlicher Mann, und da kamen schöne Geschichten zutage. Herr Schluck hatte

die schuldige Achtung vor seinem Lokalschulinspektor, vor dem Königlichen Superintendenten und vor der Königlichen Regierung gröblich verletzt; Herr Schluck hatte überhaupt vor nichts Achtung, weder was im Himmel, noch was auf Erden ist. Er tat, was er wollte, und am liebsten, was den Pastor ärgerte. Er war der Beherrscher des Dorfes, zwar nicht Schulze, aber, was mehr bedeutete, Gemeindeschreiber. Er hatte seine Hände in allen Dingen, nur nicht in den Wissenschaften, er hatte für alles Zeit und Interesse, nur nicht für seine Schule. Er gab erbärmlichen Unterricht, prügelte die Kinder der Gegenpartei und ließ sich von Freund und Feind Wurst schenken. Er war keiner Ermahnung zugänglich, er war von hinterlistigem und rachsüchtigem Charakter, ein wahres Kreuz für einen Pastor. Der Pastor seufzte denn auch tief über Herrn Schluck und stellte die erneute Frage, ob es nicht möglich sei, ihn von diesem Kreuze zu befreien.

Aber den hohen Behörden pflegt es zu gehn wie schwerhörigen Leuten, sie hören nur, was sie hören wollen.

Die beiden Herren begaben sich zur Revision in die Schule. Der Unterricht ging erbärmlich. Der Schulrat wurde hitzig, Herr Schluck verlor den Kopf, und die Kinder waren eine verschüchterte Herde, mit der nichts anzufangen war. Das Ende war eine gewaltige Kopfwäsche.

Sie werden, schloß der Herr Schulrat seine Strafrede, das Amt eines Gemeindeschreibers unverzüglich niederlegen. Sie haben Ihre Zeit und Kraft ausschließlich Ihrem Schuldienste zu widmen. Wie mir Ihr Herr Ortsschulinspektor mitteilt (hier wurde

der Herr Pastor vor Schreck blaß und rot), haben Sie es für vereinbar mit Ihrem Amte gehalten, sich auf Parteiungen und Dorfstreitigkeiten einzulassen, und viel dazu beigetragen, daß hier ganz unerquickliche Zustände herrschen. Ich erwarte, daß dies nicht wieder vorkommt. Sie sind es Ihrem Berufe als Lehrer und als Mensch schuldig, nicht bloß Ihre Pflicht in der Schule voll und ganz zu erfüllen, sondern auch einen christlichen Lebenswandel zu führen.

Der Herr Schulrat fand im stillen selbst, daß die letzte Wendung einigermaßen mißraten war; aber ein gesprochnes Wort läßt sich nicht mehr ändern. Er setzte also noch ein paar Trümpfe drauf und empfahl sich. Der Herr Pastor zog hinterher, so gedrückt, als wäre die Schale des Zorns über sein eignes Haupt ausgegossen worden.

Nachdem das Gewitter vorüber war, heiterten sich die Mienen des Herrn Schulrats auf, er nahm ein Glas Wein an und wurde in seiner Weise förmlich liebenswürdig.

Sie haben ja, sagte er, ein ganz ausgezeichnetes Exemplar von Lehrer. Sagen Sie mal, lieber Herr Pfarrer, die Verhältnisse müssen hier doch schon länger schlecht stehn; es ist doch nicht anzunehmen, daß der Lehrer Schluck über Nacht so geworden ist, wir wir ihn gefunden haben?

Die Frage klang harmlos, aber der Pastor fühlte doch die Kralle, die darin versteckt war, und erwiderte zerknirscht, die Lage der Dinge sei schon lange böse, aber es sei schwer etwas zu machen. Der Lehrer habe einen großen Anhang im Dorfe, er stamme aus einem angesehenen Bauernhofe, habe eine Bauerntochter aus Affleben zur Frau und sei mit den

einflußreichsten Leuten des Dorfes verschwägert; die hielten nun alle zusammen, und dagegen sei nicht aufzukommen.

Nehmen Sie mirs nicht übel, lieber Herr Pfarrer, erwiderte der Schulrat, aber Sie unterschätzen denn doch Ihre Macht. Nach dem Gesetz vom 11. März 1872 sind Sie preußischer Staatsbeamter. Nicht als Pfarrer, sondern im Auftrage des Staats verwalten Sie Ihr Schulamt. Sie haben die ganze Macht der preußischen Monarchie hinter sich; Sie werden sich doch nicht vor einem Dutzend Bauern fürchten? Haben Sie keine Sorge, diesen Herrn Schluck und seine Anverwandten wollen wir schon zahm kriegen.

Hier fuhr der Wagen vor, um den Herrn Schulrat nach Beffleben zu bringen, einem Dorfe, das eine Viertelstunde von Uffleben entfernt lag.

In Beffleben ging alles glatt und schön. Der Ortsschulinspektor war auf dem Platze, die Klasse war in Ordnung, und der Herr Kantor unterrichtete mit Eifer. Die Hebamme, die des Morgens, als der Herr Schulrat kam, gerade zum Standesamt nach Beffleben gehen mußte, hatte einen Wink erhalten und den Wink weiter befördert. Man war also gesattelt gewesen.

Der Schulrat war denn auch zufrieden. Herr Kantor Amsel, ein ruhiger und bescheidner Mann, nahm die Lobsprüche, die ihm zuteil wurden, in würdiger Haltung entgegen. Als aber die Verhandlung auf die Wohnungsfrage kam, verwandelte sich bei ihm die Milch der frommen Denkungsart in Gift und Galle. Der bescheidne Mann geriet ganz außer sich und hielt dem Herrn Schulrat eine flammende Rede. Herr Rat, rief er, ich lasse Sie nicht fort, Sie müssen hier eingreifen, Sie müssen mir helfen, Sie müssen

die Gemeinde zwingen, meine Wohnung umzubauen. Ich kann es nicht verantworten, noch länger in dieser Wohnung zu bleiben, und Sie können es auch nicht verantworten, daß einer Ihrer Lehrer mit seiner Familie in einer solchen Wohnung verkommt. Ich bitte Sie inständig, sehen Sie sich das Haus an.

Der Schulrat ließ sich nicht lange bitten, er war ja dazu gekommen, sich die Dinge anzusehen.

Die Wohnung sah schlimm aus. In der Wohnstube lief das Wasser an den Wänden herunter, in der Küche wuchsen Pilze, im Schlafzimmer, in dem eine dumpfe, ungesunde Luft herrschte, lagen die Kinder krank im Bette. Jetzt kam auch noch die Frau Kantor hinzu und klagte ihr Leid: die Krankheiten hörten das ganze Jahr nicht auf, und das liege nur an der ungesunden Wohnung. Wenn sie länger in der Wohnung bleiben müßten, gingen die Kinder zugrunde, das sei ganz gewiß.

Der Schulrat war starr. Selbst im Osten der Monarchie hätte er solche Wohnungsverhältnisse für undenkbar gehalten. Wie war es möglich, daß hier in der kultiviertesten Gegend des Vaterlandes, unmittelbar unter den Augen der Königlichen Regierung, derartige Ungeheuerlichkeiten vorkamen? Der Herr Pastor von Beffleben zog die Achseln bis an die Ohren, war aber nicht imstande, des Rätsels Lösung zu finden. Ob denn noch keine Anzeige gemacht worden sei? fragte der Schulrat. — Jawohl, schon längst; die Sache habe schon mehrmals alle Instanzen durchlaufen, aber die Beffleber Bauern fänden immer wieder einen neuen Vorwand, die Sache auf die lange Bank zu schieben. — Ob denn da nicht mit Energie durchgegriffen werden könne? — Der Herr Pastor

zuckte wieder die Achseln und meinte, den Beffleber Bauern gegenüber sei nicht aufzukommen.

So, sagte der Schulrat, dann werde ich Ihnen zeigen, daß gegen Ihre Herren Bauern doch aufzukommen ist. Sie sollen eine neue Wohnung haben, Herr Kantor, das verspreche ich Ihnen, ich, der Schulrat Meyerhofer.

Als der Schulrat am nächsten Tage bei dem Herrn Superintendenten in Zettleben Besuch machte, kam die Rede auch auf die Verhältnisse in Affleben und Beffleben. Es wurde festgestellt, daß die Lage in beiden Dörfern sehr unbefriedigend sei. Allerdings seien auch beide Gemeinden in der ganzen Gegend als widerhaarig berüchtigt.

Ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, sagte der Schulrat, daß die beiden Herren Ortsschulinspektoren mit größerer Bestimmtheit vorgehn könnten. Gegen die Gemeinden ist schon aufzukommen, wenn man nur will. — Der Superintendent antwortete mit beredtem Stillschweigen. — Ich bitte Sie, liebster Herr Superintendent, wovor fürchten sich die Herren eigentlich, was kann ihnen denn geschehn?

Doch manches recht unangenehme. Sie könnten leicht mit ihren Gemeinden zerfallen; sie hängen in vielen Dingen, sogar in ihrem Einkommen, von dem guten Willen ihrer Bauern ab. Würde die Königliche Regierung in der Lage sein, in solchem Falle Schutz oder Ersatz zu leisten?

Ja, dann muß eben die geistliche Schulinspektion abgeschafft werden.

Ganz meine Meinung. Ich fürchte nur, der Herr Finanzminister wird sich vorderhand noch nicht zu der Höhe dieses Gedankens aufschwingen können.

Ja, mein Gott, was soll denn da werden?

Der Herr Superintendent hatte, obwohl hochwürdiger Herr, den Schalk im Nacken. Er machte sein hochwürdigstes Gesicht und sagte: Wenn es der hohen Behörde gefiele, den Herrn Ortsschulinspektor von Affleben zum Ortsschulinspektor in Beffleben und den Ortsschulinspektor von Beffleben zum Ortsschulinspektor zu Affleben zu machen, dann würde alles ganz von selbst gehn.

Der Schulrat lachte, aber es kam ihm nicht vom Herzen. Im stillen sagte er zu sich: Komische Idee! Nicht daran zu denken!

Wenn ein Sturm im Anzuge ist, bilden sich im Meere schon im voraus Wellen, ganz von selbst, man weiß nicht, wo sie herkommen, der Himmel sieht grau aus, und die Möwen fliegen umher und schreien. So sah es — im Bilde geredet — in Affleben aus. Noch war es still, aber es gab eine unbestimmte, unheimliche Bewegung im Dorfe. Man murmelte. Wo zwei zusammenstanden, wurde gemurmelt. Man machte unzufriedne Mienen. Die Meisterinnen im Gebrauch der Zunge pfiffen schon Sturmsignale. Bald wurde denn auch klar, woher der Sturm kam, und wohin er wehte. Herr Schluck zog mit der Miene der gekränkten Unschuld durchs Dorf, und überall, wo er seinem Herzen Luft gemacht hatte, erwuchs die Überzeugung: Da ist bloß der Pastor schuld.

Als vollends die Verfügung einlief, durch die dem Herrn Lehrer die Gemeindeschreiberei entzogen wurde, da brach die helle Empörung los. Der Schulze war wütend. Es ist eine schöne Sache, Schulze spielen, wenn ein andrer die Arbeit macht. Jetzt war er übel dran. Woher einen Gemeindeschreiber nehmen,

und wie die Arbeiten erledigen? Er selbst konnte nicht drei Zeilen ordentlich zustande bringen, und doch mußten die Steuerlisten abgesandt werden. Was sollte nun werden? Und daran war bloß der Pastor schuld.

Mit dem Schulzen waren aber zu zürnen verpflichtet die Schöppen und ihr Anhang, natürlich auch des Schulzen Anhang und wer irgend von der Gemeinde Brot und Verdienst hatte. Noch größer war der Zorn bei den werten Anverwandten. Diese fühlten sich als Kossaten, Bauern und Nachbarn persönlich in ihrem Verwandten, dem Herrn Schluck, beleidigt. Wenn der Lehrer eines Lehrers Sohn oder kleiner Leute Kind gewesen wäre, dann hätte man sich nicht aufgeregt; aber Leute zu beleidigen, die drei Pferde und so und soviel Kühe im Stalle stehn haben, das war Frevel, das forderte Rache.

Mit diesen fühlten sich zu zürnen verpflichtet alle Rothmanns, alle Faulmanns und alle Bigelows und deren Angehörige. Da aber Friedrich Bigelow den Kaufladen des Ortes hatte, so waren auch gehalten zu zürnen alle, die bei Bigelow im Borgbuche standen, und das war die Hälfte der „kleinen Leute".

Der Pastor von Affleben hatte die Wolken aufsteigen und sich über seinem Haupte zusammenziehn sehen — über seinem unschuldigen Haupte, denn was konnte er dafür, daß die Regierung regierte? Er war außerstande gewesen, die Leute aufzuklären oder zu beschwichtigen. Wo er sich sehen ließ, wich man ihm aus. Wenn er grüßte, dankte man, als ob man den Baum oder die Mauer hinter ihm meinte. Nach einigen Tagen brachte das Dienstmädchen die Nachricht aus dem Dorfe mit, am Abend werde eine

Deputation erscheinen, um mit dem Herrn Pastor zu verhandeln. Gott sei Dank! sagte er.

Als aber die Deputation antrat und es sich zeigte, daß es ein Rothmann, ein Faulmann und ein Bigelow war, entsank ihm die Hoffnung, die Leute zur Vernunft zu bringen. Während oben in der Studierstube verhandelt wurde, stand die Frau Pastorin unten an der Treppe und horchte angstbeklommen, ob die Sache in Frieden verlaufen würde; und jedesmal, wenn oben das Gemurmel zu lautem Wortwechsel anwuchs, wollte ihr das Herz stillstehn. Endlich kam die Deputation wieder herunter, die Frau Pastorin sah an den verbissenen Mienen der Leute, daß bei der Verhandlung nichts herausgekommen war. Und das war auch gar nicht möglich. Denn die Herren hatten nichts weniger verlangt, als daß Schluck wieder in das Amt des Gemeindeschreibers eingesetzt würde; die Gemeinde sei es nicht zufrieden, daß ihm das Amt genommen werde. Nachdem aber der arme Pastor zum siebentenmal auseinandergesetzt hatte, daß das Sache der Regierung sei, und daß er dabei gar nichts tun könne, hatten sie geantwortet, dann tue es ihnen leid, dann könnten sie auch nicht „umhin".

Als am andern Tage Emma bei Bigelows Petroleum hatte holen wollen, kam sie mit der leeren Kanne zurück. Die Frau Pastorin möge sich ihr Petroleum holen, wo sie wolle, Bigelows verkauften Pastors kein Petroleum. Die Frau Pastorin war außer sich, erstens der Blamage wegen, und zweitens weil es doch gräßlich war, wegen jeder Kleinigkeit in die Stadt schicken zu müssen. Am andern Tage sollten Kartoffeln gerodet werden. Die bestellten Arbeiter hatten zwar zugesagt, blieben aber aus wie das Röhr-

wasser. Und daran war Fritze Faulmann schuld, der unter der Hand verbreitet hatte, wer im Sommer bei Pastors arbeite, der könne sich auch im Winter bei Pastors Arbeit geben lassen. Am dritten Tage waren im Feldgarten die Äpfel gestohlen und die Kohlbeete zerstampft. Am Sonntag darauf war die Kirche wie ausgestorben. Nur ein paar alte Weiber, die des Almosens wegen kamen, waren erschienen. Oben auf der Empore aber stand Herr Schluck, sah sich die leere Kirche an und strahlte vor Schadenfreude. Was aber noch schlimmer war, es wurde bekannt, daß der Schulze am Sonntag früh hatte anspannen lassen und mit einigen Gesinnungsgenossen nach Zettleben zum Herrn Superintendenten in die Kirche gefahren war. Sie hatten es sonst gar nicht so eilig mit dem Kirchengehn; wenn man aber den Pastor damit ärgern konnte, holte man sogar die Pferde aus dem Stall und fuhr nach Zettleben. Und dazu kam noch die schlimme Aussicht auf die Neuverpachtung des Pfarrackers. Es war mit Sicherheit anzunehmen, daß niemand auf den Acker bieten würde.

Nach einiger Zeit legte sich der Sturm, aber das gute Wetter kehrte nicht zurück. Einige Verständige fanden sich wieder herbei, und wenn man unter sich war, wagte man es, dem Pastor Recht zu geben und auf Schluck zu schimpfen. Aber das frühere gute Verhältnis zur Gemeinde war doch verdorben. Der Pastor lockte mit Hirtentönen und drohte mit Prophetenstimmen, aber die Gemeinde kam nicht in die Kirche. Die Frau Pastorin hatte ihre liebe Not mit der Botenfrau und mit „Emmaen“, die man verhetzt hatte, und dabei kam der Pachttermin immer näher. Von der Macht des preußischen Staates, der hinter

dem Pastor stehn sollte, war nichts zu spüren. Die reichte nicht hin, ein Dutzend unvernünftiger Bauern zu Verstande zu bringen. Der arme Pastor erzählte seine Nöte allen Amtsbrüdern und in allen Konferenzen, er berichtete an die Behörden, aber er fand nirgends Rat oder Hilfe. Ja die Königliche Regierung antwortete im kühlen Geschäftston, dem Herrn Pfarrer müsse überlassen bleiben, zuzusehen, wie er auskomme.

Da langte endlich der Pastor von Affleben nach einem Bogen Papier und schrieb zerknirscht an das Königliche Konsistorium einen Bericht, worin er die Lage der Dinge auseinandersetzte und um die Erlaubnis bat, die Lokalschulinspektion niederzulegen.

In Beffleben traf bald nach der Revision des Schulrats eine geharnischte Verfügung ein. Die Wohnung des Lehrers müsse unverzüglich instand gesetzt werden, weitere Ausflüchte und Verzögerungen könne die Königliche Regierung nicht zulassen, sonst habe die Gemeinde zu gewärtigen, daß die Reparatur durch den Kreisbaumeister auf exekutivischem Wege bewirkt werden würde.

Aber der Schulze legte das Schreiben zu den übrigen, und es geschah wieder nichts. Die Gemeinde wollte nun einmal nicht. Und warum nicht? Weil man dem Herrn Kantor böse war. Nicht als ob der Kantor irgend jemand etwas zuleide getan hätte, aber er war mit seiner Wohnung ein lästiger Mahner geworden, er hatte in seiner Verzweiflung, da es sich ja um Leben und Gesundheit handelte, die schuldige Ehrerbietung außer Augen gelassen und gefordert, wo er höchstens hätte bitten dürfen. Darum lautete die Antwort: Nun erst recht nicht! Der Kantor mag

warten! Als nun vollends die Königliche Regierung mit Nachdruck einzugreifen anfing, kam ein gewaltiger Zorn gegen den Lehrer zum Ausbruch.

Nach einigen Tagen lief bei dem Pastor ein mit dem Fingerhut gesiegelter Dorfpostbrief ein, worin die Mitglieder des Schulvorstands um Anberaumung einer Sitzung ersuchten, in der über den Kantor beraten werden sollte. Dem Pastor wurde nicht wohl dabei zumute. Er wußte nur zu gut, daß, wenn erst Leute anfangen, durch den Briefkasten miteinander zu verkehren, der schönste Krakeel im Anzuge ist. Eigentlich hätte er den Antrag ablehnen können, denn über den Lehrer zu Gericht zu sitzen, gehört nicht zu den Obliegenheiten des Schulvorstands. Um aber alles Entgegenkommen zu zeigen, ließ er die Herren kommen.

Die Herren „Schulräte" erschienen also mit wichtigen Mienen und verlangten, daß dem Kantor sein Gehalt gekürzt würde, denn die Gemeinde sei nicht mit ihm zufrieden. Er haue die Kinder viel zu viel, er sei hoffärtig, und er verleumde die Gemeinde, er habe gesagt — Peter Wenkel und August Schellendorf und viele andre hätten es gehört —, die Beffleber gäben ihre Gemeindegelder nur zum persönlichen Vorteil aus; wenn sichs aber um die Schule handle, dann sei keiner zu haben. So was zu sagen, sei eine Gemeinheit, und nun werde die Schule erst recht nicht gebaut.

Der Herr Pastor gab sich alle erdenkliche Mühe, seinen „Schulräten" klarzumachen, daß das Einkommen des Lehrers gesetzlich festgesetzt sei, und daß sie kein Recht hätten, dem Lehrer sein Einkommen zu kürzen. Der Lehrer stehe nicht unter der Aufsicht des Schul-

vorstandes, sondern unter der des Staates. Es stehe ihnen frei, eine Beschwerde einzureichen, aber zu einem Beschluß wie dem, den sie verlangten, werde er, der Pastor, nun und nimmer die Hand bieten. Die Herren „Schulräte“ wurden wild, erwiderten, was sie dann als Schulräte noch sollten, wenn man ihnen verbiete, Beschlüsse zu fassen, und zogen endlich ab.

Nach einigen Tagen brachte der Briefbote wieder einen Dorfpostbrief, der mit einer Nickelmünze gesiegelt war. Darin meldeten die Herren „Schulräte“, daß, da der Herr Pastor ihnen ihr gutes Recht verkürze, sie sich veranlaßt sähen, ihr Amt niederzulegen. Das war ein Schachzug, den der Schulze ausgesonnen hatte. Das gute Recht war nur ein Vorwand, in Wahrheit handelte es sich um den Schulbau, der nicht in Gang kommen konnte, wenn kein Schulvorstand da war. Der Pastor ärgerte sich über seine Beffleber und berichtete an den Landrat. Der Landrat ordnete die Neuwahl des Schulvorstandes an. Aber da die Wähler ausblieben, kam die Neuwahl nicht zustande. Nunmehr ernannte der Landrat nach Verlauf eines Vierteljahrs die Mitglieder des Schulvorstandes aus eigner Machtvollkommenheit. Da diese Mitglieder aber nicht das Recht hatten, die Gemeinde in vermögensrechtlicher Beziehung zu vertreten, und da die Gemeinde zu einem „diesbezüglichen“ Beschluß nicht zu bewegen war, so stand der Schulbau so still wie zuvor.

In dieser Zeit zog Herr Schulrat Meyerhofer wieder revidierend durchs Land. Als er hörte, wie es in Beffleben stand, und sich daran erinnerte, daß er dem Kantor sein Wort gegeben hatte, ihm zu einer neuen Wohnung zu helfen, machte er einen großen Bogen um Beffleben herum.

Nun wohnte in Beffleben ein Schneider, der den Beruf zum Volksredner in sich fühlte. Bisher hatten seine Bemühungen bei der Gemeinde noch keine Gegenliebe gefunden; es hatte auch noch an einem rechten Anlaß gefehlt. Jetzt glaubte er, daß der Augenblick gekommen sei, sich an die Spitze des öffentlichen Unwillens zu stellen. Da er Ermunterung fand, beschloß er, zunächst eine Verschwörung anzuzetteln. Er stieg, Hintergassen und Hintertüren benutzend, um die Abenddämmerung im Dorfe herum und suchte die Feinde des Kantors auf, Hermann Blowitz, der es dem Herrn Kantor nie vergeben konnte, daß ihn dieser einmal zur Tür hinausbefördert hatte, als er bei einer Beschwerde ungezogen worden war, August Raupe, der dem Kantor feind war, weil dieser mit seinem Nachbar und Todfeinde befreundet war, Heinrich Schade, der dem Kantor grollte, weil er ihm noch den Pacht schuldete, und einige andre. Diese Biedermänner versammelte der Schneider spät abends in seiner Hinterstube. Was dort verhandelt wurde, ist tiefes Geheimnis geblieben, nur soviel erfuhr man, daß der Schneider, der an einem auffälligen Mangel an Seßhaftigkeit litt, ein halbdutzendmal in die Stadt gegangen und wiederholt in der Redaktion der „Volksleuchte“ gesehen worden war.

Eines schönen Sonnabends wurde in Beffleben ausgeklingelt, daß am Abend im Krug eine Volksversammlung gehalten werden würde, in der über Schulangelegenheiten Beschluß gefaßt werden sollte. Am Abend versammelte sich nun alles, was Neigung hatte, über die Schule zu schimpfen. Den Herren des Schulvorstandes waren in der ersten Reihe Ehrenplätze eingeräumt worden. Einige Neutrale und

Neugierige hielten sich bescheiden im Hintergrunde. Die Freunde des Kantors waren ausgeblieben.

Nachdem man die Eröffnung um eine halbe Stunde verzögert hatte, weil das zu einer ordentlichen Volksversammlung gehört, erschien der Schneider auf der Bühne, und zwar im eigentlichsten Sinne des Wortes. Denn am Tage vorher war von einer reisenden Schauspielergesellschaft in demselben Saale die schöne Genoveva aufgeführt worden, und die Bühne war noch nicht wieder abgebrochen worden. Der Schneider machte seine Sache nicht übel. Er hatte einen Tisch und ein Glas Wasser hingestellt und agierte nach berühmten Mustern. Einen besonders tiefen Eindruck machte ein dickes Aktenstück, das er sich angelegt hatte, und in dem er zur Einleitung der Haupt- und Kraftstellen eifrig blätterte. Er hielt eine Rede, die so lang war wie die schönste Predigt des Pastors. Die Rede war zwar etwas konfus und enthielt viele Wiederholungen, verbreitete sich auch über tausend und noch etliche Dinge, aber es war doch eine wirkliche Rede, und sie war gegen den Kantor und den Pastor gerichtet, also gegen die zwei Personen, die bisher das öffentliche Reden gepachtet hatten. Das wurde dem Redner von seiner Zuhörerschaft hoch angerechnet, und darum übersah man auch milde, daß der Redner seine Gründe wider den Schulbau aus dem Alten Testament und einer alten Chronik entnahm, und darum war man auch gern bereit, alle seine kühnen Behauptungen als erwiesne Tatsachen anzusehen und zu bejubeln. Ganz besondern Eindruck machte aber die Verlesung einiger Mordgeschichten über die Lehrer und die Pastoren, die der „Volksleuchte“ entnommen waren. Nur der Schluß mißglückte. Denn als der Schneider sah, daß

seine Rede Eindruck machte, kam er ins Faseln und konnte kein Ende finden.

Als er — es war fast lästerlich zu hören — mit einem „Das walte Gott! Amen“ geschlossen hatte, traten die Verschwornen in Tätigkeit. Schade, der Führer der Verschwornen, brachte ein großes Schriftstück zum Vorschein, eine bei dem Generalsuperintendenten oder dem Minister oder dem Kaiser selber einzureichende Beschwerde über den Kantor Amsel. Sie zählte nicht weniger als elf Punkte auf, von denen der erste die Anschuldigung enthielt, der Kantor habe in der Schule während des Schreibunterrichts den „Kreisboten“ gelesen, während der letzte auf nichts geringeres hinauslief, als auf eine Anklage wegen Majestätsbeleidigung, denn wenn einer sage, der Kaiser habe im Lande nichts zu befehlen, so sei das Hochverrat und Majestätsbeleidigung. Die Versammelten hörten die Anklagen mit Verwunderung an, sie hätten gar nicht geglaubt, daß ihr Kantor ein so schlechter Mensch sei. Aber es fand allgemeine Billigung, daß dem Kantor sein Gehalt auf tausend Mark gekürzt werden sollte, den ersparten Betrag könne man ja zum Schulbau benutzen. Einige wandten ein, mit tausend Mark könne der Kantor nicht auskommen, andre hielten auch tausend Mark noch für zu hoch, ein Lehrer, der weiter nichts tue, als die Kinder hauen und spazieren gehen, brauche auch nicht mehr Einkommen als ein Arbeiter, der wirklich arbeite. Aber diesen wichtigen sozialpolitischen Erwägungen stand der Umstand entgegen, daß die Beschwerdeschrift schon fix und fertig ins reine geschrieben war, und wer hätte sie noch einmal abschreiben sollen!

Als die Sache diese Wendung nahm, hatten sich die Neugierigen und Neutralen still verzogen. Die übrigen unterschrieben die Beschwerde mit großer Freudigkeit unter Beifügung zahlreicher Kleckse, votierten dem Schneider den Dank des Vaterlandes und gingen mit dem Bewußtsein von dannen, eine Tat vollbracht zu haben, die von den Nachbargemeinden angestaunt werden würde.

Am andern Morgen war das Dorf in voller Aufregung über den Schneider und seine Volksversammlung. Daß der Pastor an diesem Sonntage mit besondrer Sammlung gepredigt hätte, kann man nicht behaupten. Und der Herr Kantor verbrach auf der Orgel unheimliche Dinge. Gleich nach dem Gottesdienste aber kam er zitternd vor Entrüstung zum Pastor gelaufen, beklagte sich über den schnöden Undank der Gemeinde und verlangte Berichte und Gegenbeschwerden an die Königliche Regierung. Der Pastor zog die Achseln bis an die Ohren und erklärte, es sei nichts zu machen, man müsse abwarten, was komme. Und das war auch ganz richtig.

Nach einigen Wochen kam die Beschwerde von der Königlichen Regierung zur Untersuchung des Falles und demnächstigen Bericht zurück. Der Herr Pastor eröffnete eine umfassende Untersuchung und schrieb Dutzende von Protokollen. Es kam zutage, daß den Beschuldigungen teils gar nichts, teils kleine Unregelmäßigkeiten zugrunde lagen. Insbesondre hatte der Herr Kantor, der ein warmer Patriot war, nicht gesagt, der Kaiser habe nichts zu sagen; sondern: zu Recht bestehende Dinge könne auch der Kaiser nicht ändern. Schließlich packte der Pastor seine Protokolle zusammen und überreichte sie der Regierung mit der

ebenso gehorsamen wie dringenden Bitte, den Lehrer gegen derartige ungerechtfertigte Angriffe, die auf nichts andres als bewußte Verleumdungen hinausliefen, in Schutz zu nehmen. Die Regierung wies die Beschwerde von Schade und Genossen in sehr bestimmten Ausdrücken zurück und sprach zugleich ihre Bereitwilligkeit aus, den Lehrer in nachdrücklicher Weise zu schützen. Dies werde am besten geschehen, wenn der Lehrer, den sie dazu ausdrücklich anweise, eine Beleidigungsklage gegen die Beschwerdeführer anstrenge.

Der Herr Kantor weigerte sich, die Klage zu stellen. Darauf kam die Antwort: dann habe der Herr Lokalschulinspektor als der nächste Vorgesetzte des Lehrers die Gemeinde zu verklagen.

Da war auch bei dem Pastor von Beffleben das Maß voll. Er nahm einen Bogen Papier und schrieb an die Königliche Regierung: er habe die Ortsschulaufsicht im Nebenamt unter der Voraussetzung übernommen, daß das Nebenamt mit dem Hauptamte nicht kollidiere. Wenn die Königliche Regierung den Ortsschulinspektor anweise, eine Klage zu erheben, so habe sie unzweifelhaft ein Recht dazu; er jedoch als Pastor könne und dürfe seine Gemeinde nicht verklagen. Er lege also sein Amt nieder und zweifle nicht daran, daß das Konsistorium in Würdigung seiner Gründe seinen Entschluß billigen werde.

Eines Tages kehrte der Herr Schulrat Meyerhofer erkältet und ärgerlich von einer längern Dienstreise zurück. Während der Zeit seiner Abwesenheit hatte sich ein großer Haufe von Schriftstücken angesammelt. Das ist schon an sich kein erfreulicher Anblick, aber manchmal steckt in einem solchen Haufen

ein ganzes Nest von Verdruß. Ein Kenner sieht das dem Stoße von Papieren schon von außen an. Woran man es sieht, läßt sich nicht sagen, es ist Gefühlssache. Der Herr Schulrat betrachtete seine Eingänge mit mißtrauischen Blicken; als Kenner ahnte er nichts Gutes, und er hatte sich auch nicht getäuscht.

Zuerst kamen ein paar Anstellungssachen, die nach Schema F zu erledigen waren, dann ein paar Revisionsberichte, die nichts Neues enthielten. Nun aber gings los: eine anonyme Anzeige gegen Schluck in Affleben. Schluck treibe es ärger denn je und besorge auch noch dem Schulzen seine Schreibereien. Ferner eine Anzeige gegen den Pastor in Beffleben. Er nehme den Kantor in parteiischer Weise in Schutz und habe auch die Untersuchung parteiisch geführt. Sodann eine neue Beschwerde gegen den Kantor Amsel mit sieben Punkten. Ferner eine erneute Petition des Kantors Amsel wegen Umbaues seiner Wohnung, unter Berufung auf das Versprechen, das ihm der Herr Schulrat gegeben habe. Weiterhin ein Antrag des Pfarrers in Beffleben, ihn von der Schulinspektion zu entbinden, ein erneuter, durch die Kirchenbehörde unterstützter Antrag des Pfarrers von Affleben, ihn von der Schulinspektion zu entbinden. Endlich ein Bericht des Herrn Superintendenten zu Zettleben, daß weder in Affleben noch in Beffleben eine Person vorhanden sei, die geeignet sei, die Schulinspektion zu übernehmen. Er selbst sei leider außerstande, die Inspektionen zu führen, da er, wie die Königliche Regierung wisse, bereits überlastet sei.

Der Herr Schulrat warf seine Feder auf den Tisch und lief entrüstet im Zimmer umher. Das war ja eine heitre Wirtschaft.

Da klopfte es.

Herein!

Wie steht es, Herr Kollege, kommen Sie mit zum Frühschoppen? Ja, wie sehen Sie denn aus? Hats wieder Ärger gegeben?

Der Herr Schulrat konnte es nicht leugnen. Er hätte nie gedacht, daß die Verwaltung im Osten der Monarchie so viel glatter gehe als hier im Zentrum und an den alten Kultursitzen. Er gab dem Herrn Kollegen ein Bild von der Lage in Auffleben und in Beffleben und schloß mit dem Zugeständnis, er wisse in der Tat nicht mehr, was er machen solle.

Der Kollege, ein jovialer alter Herr, gehörte zur Bauverwaltung, und das pflegen findige Herren zu sein.

Zum Teufel, erwiderte der Herr Baurat, machen Sie den Pastor von Auffleben zum Lokalschulinspektor in Beffleben und umgekehrt.

Das hat der Superintendent in Zettleben auch schon gesagt.

Sehen Sie. Die Sache wird sich schon machen. Es ist immerhin eine schöne Erinnerung, sagte Bismarck zum Battenberger.

Beide gingen darauf zum Frühschoppen. Der Herr Schulrat überlegte sich die Sache und verfügte noch selbigen Tages mit einer Art von grimmigem Humor: Auf Euer Hochehrwürden Antrag vom 15. c. ohne Journalnummer wollen wir Sie in Würdigung der von Ihnen vorgebrachten Gründe von der Ortsschulaufsicht in Auffleben entbinden, indem wir Sie zugleich zum Ortsschulinspektor in Beffleben ernennen. Wir vertrauen, daß Sie dies Amt übernehmen werden usw.

Einen ähnlich lautenden Brief erhielt der Pfarrer in Beffleben.

Nach acht Tagen trafen sich die Herren Pastoren aus Affleben und Beffleben, beide mit den Schreiben der Regierung bewaffnet, beim Herrn Superintendenten. Herr Pastor Langbein — so hieß der Affleber —, der gehofft hatte, endlich von allen Schulnöten befreit zu sein, war niedergebeugt, und Herr Pastor Mansfeld — so hieß der Beffleber — war entrüstet und fragte, ob sich die Königliche Regierung über die Lokalschulinspektoren lustig machen wollte. Der Herr Superintendent machte ein ernstes Gesicht, obwohl ihn die Geschichte im stillen ergötzte, und sagte: Liebe Herren Brüder, Sie werden sich dem Wunsche der Regierung wohl nicht entziehen können.

Wer will mich denn zwingen? erwiderte Bruder Mansfeld. Ich bin durchaus nicht verpflichtet, eine fremde Schulinspektion zu übernehmen.

Sie werden sich auch nicht entziehen wollen, fuhr der Herr Superintendent fort. Ich will nicht von Revanche reden, das wäre unchristlich, aber setzen Sie den Fall, Ihr Nachbar hätte einen Sohn, der dringlichst einer Tracht Prügel bedürfe, und es würde Ihnen dazu der Auftrag und der Stock in die Hand gegeben, meinen Sie nicht, daß es ein gutes Werk sei, da nicht nein zu sagen?

Pastor Mansfeld lachte und erwiderte: Ich verstehe, jeder von uns soll seines Nachbars Sohn in Kur nehmen, ich die Affleber und Bruder Langbein die Beffleber. Das wäre nicht so übel. Was meinen Sie, Herr Bruder?

Bruder Langbein hatte zwar noch mancherlei Sorgen und Bedenken, aber er gönnte seiner lieben Gemeinde die festere Hand von Bruder Mansfeld und sah ein, daß es nicht eher besser werden würde,

bis der Lehrer Schluck seinen Meister gefunden habe. Er ließ also seine verzagte Seele durch brüderlichen Zuspruch stärken, und so kam denn der von der Regierung gewünschte Tausch zustande.

Die Affleber machten große Augen, als sie erfuhren, sie müßten, um eine Erlaubnis für Schulversäumnis zu haben, nach Beffleben zu Pastor Mansfeld gehen. Ebenso verwunderten sich die Beffleber höchlichst. Aber es half nichts, unentschuldigte Versäumnisse wurden unnachsichtlich mit ein bis drei Mark gestraft, und schimpfen half nichts, denn der Affleber Pastor machte sich nichts aus dem Zorn der Beffleber. Man fügte sich also und hatte sogar einige Schadenfreude, die Affleber über die Beffleber, und umgekehrt.

Pastor Mansfeld ließ es sich nicht verdrießen, fleißig in Affleben zu inspizieren, und da er bei dem Lehrer Schluck stets auf Unordnung traf, so sagte er ihm gründlich die Wahrheit, was diesen sehr verdroß. Als aber schließlich zutage kam, daß er ganz munter die Gemeindeschreiberei weiter besorgte, berichtete Pastor Mansfeld an die Königliche Regierung. Nach ein paar Wochen war Schluck in einen verborgnen Winkel der Provinz versetzt, und alle Rothmanns, Faulmanns und Bigelows hatten es nicht hindern können. Da war endlich Friede.

Inzwischen hatte sich Bruder Langbein in Beffleben die Lehrerwohnung angesehen und mit gütiger Hilfe des Ortspastors einen schaudererregenden Bericht an den Landrat gemacht. Die Wohnung befinde sich in einem solchen Zustande, daß sie aus sanitätspolizeilichen Gründen geschlossen werden müsse. Darauf erschien umgehend der Kreisphysikus und entschied:

die Wohnung sei zu einem dauernden Aufenthalt für Menschen ungeeignet. So wurde sie denn polizeilich geschlossen, und es mußte für den Lehrer eine Wohnung gemietet werden, die der Gemeinde ein schönes Stück Geld kostete. Darauf erschien der Kreisbaumeister. Der fing an, den Kalk in der Wohnung abzupochen, und da kamen denn erbauliche Dinge zutage, das ganze Haus steckte voll Schwamm. Nun machten die Beffleber bedenkliche Mienen, kratzten sich den Kopf und stellten Vergleiche zwischen sonst und jetzt an, und es rang sich, wenn auch nicht ohne Schwierigkeit, die Überzeugung durch: der verrückte Schneider hätte auch besser getan, das Maul zu halten. Ihr werdet sehen, jetzt gibt es statt einer Reparatur einen Neubau!

Wieder saß der Schulrat hinter seinen Akten, und wieder klopfte es.

Herein!

Guten Morgen, Herr Kollege. Wie wärs mit einem Frühschoppen? Ja, was ich sagen wollte, wie ist die Geschichte mit den Schulinspektionen in Affleben und Beffleben abgelaufen?

Ausgezeichnet.

Sehen Sie! Das würde ich nun im ganzen Bezirk einführen; ich würde allemal den Ortsschulinspektor von hier zum Ortsschulinspektor von da machen.

Na, ich weiß denn doch nicht!

12

Das rätselhafte Bild

Am Ausgang des Tiefenroder Tales, an der Grenze eines bekannten mitteldeutschen Waldgebirges liegt die Villa Eisenhort. Sie gehört einem westfälischen Eisenkönige, der sich, nachdem er genug Geld verdient und genug von seinen Nerven zugesetzt hatte, vom Geschäft zurückgezogen und in Tiefenroda angebaut hatte. Wer den Wald nicht besser kennt, meint, er sei nur im Sommer schön; wer es aber besser versteht, der weiß auch, daß der Winter dem Walde eine ganz besondre Schönheit verleiht, wenn der Rauchfrost alle Zweige überzuckert oder ein wolliger, weißer Schnee auf dem dunkeln Tannengrün liegt, oder wenn sich Sonne und Mond um den kahlen Forst streiten, wer von beiden ihn schöner anmalen könne. Unser Eisenkönig, der sich in einem langen inmitten einer schwarzbestäubten Welt zugebrachten Leben den klaren Blick für die Schönheit der Natur bewahrt hatte, wußte das wohl; darum verweilt er alle Winter ein paar Monate in der Villa Eisenhort.

Einsam war es nicht, denn das gastliche Haus war Freunden allezeit geöffnet, und Gäste fehlten nicht, denn die Küche war gut, und der Weinkeller ausgezeichnet. Und da war auch des Hauswirts jüngste, noch unverheiratete Tochter. Das wäre etwas gewesen für mancher Mutter Sohn; aber mancher Mutter Sohn hatte sich schon die Finger verbrannt. Fräulein Margarete war nicht leicht zu haben.

Diese letztern Bedenken hielten Herrn Eugen Sadelmacher nicht ab, auch seinerseits den Versuch zu machen, durch eine glänzende Partie seine etwas herabgekommnen Finanzen zu verbessern. Denn erstens war er ein entfernter Verwandter des Hauses, der Fräulein Margarete Base nennen und mit verwandtschaftlicher Zutraulichkeit behandeln durfte, und zweitens konnte er als Afrikareisender besondre Berücksichtigung beanspruchen. Zwar sagten böse Zungen, seine Afrikareisen seien Stangensche Expeditionen gewesen, von denen die erste bis zu den Pyramiden von Kairo, die zweite bis zu den Ruinen von Theben gegangen sei, und daß Vetter Eugen nichts weiter gelernt habe, als Geld ausgeben; allein Kairo und Theben liegen doch unzweifelhaft in Afrika, und Geldausgeben will auch gelernt sein. Ja es gehört ein gewisser Mut dazu, wenn man nämlich mehr ausgibt, als man hat. Im Vortrage seiner Jagdgeschichten war Vetter Eugen einfach großartig. In der Erzählung von Löwenkämpfen, wildgewordnen Krokodilen, Lebensgefahren, wunderbaren Rettungen, humoristischen Zwischenfällen war er unerschöpflich, und wenn er einen Lacherfolg bei dem männlichen Auditorium davon getragen oder ein mitleidiges Lächeln bei Base Margarete erschnappt hatte, so

war er selig; dann rezitierte er mit stiller Begeisterung aus dem Othello: Sie liebte mich, weil ich Gefahr bestand, ich liebte sie um ihres Mitleids willen.

Eines schönen Morgens waren die Bewohner von Eisenhort, der Hauswirt nebst Frau und Tochter, ein pensionierter Major, ein alter Geschäftsfreund vom Rhein und sein Sohn sowie Eugen Sadelmacher in der Veranda versammelt, die im Winter wohl verglast, wohl geheizt und zum Wintergarten eingerichtet wurde. Der Frühstückstisch war aufgestellt. Da der Herr Förster einen Hirsch, den der Major krank geschossen hatte, aufgespürt und gebracht hatte, so war auch er zum Frühstücke geladen. Natürlich gab es Jagdgeschichten, und ebenso natürlich trug Eugen Sadelmacher eine seiner Hauptgeschichten vor, die Gelegenheit gab, seinen Mut, mit dem er es mit einer ganzen Menagerie zugleich aufnahm, und die Gutmütigkeit der wilden Bestien zu bewundern, mit der sie sich geduldig abschlachten ließen.

Haben Sie schon einmal einen Bären geschossen? fragte der Major.

Bären? Nein. Bedaure aufrichtig. Gibts dort nicht.

Aber hier. Nicht wahr, Herr Förster?

Der Förster schluckte ein großes Stück Pastete hinunter und sah sich fragend um. Ein Rippenstoß seines Nachbars gab ihm die nötige Belehrung.

Bären? Die schwere Menge.

Ach Unsinn, erwiderte Vetter Eugen. Sie wollen mir bloß einen aufbinden.

Es wurde festgestellt, daß der Förster allerdings übertrieben habe. Von schwerer Menge könne nicht

die Rede sein. Aber Bären seien im Hochgebirge noch genug vorhanden, und Meister Petz mache ganz erstaunliche Wanderungen. Seien doch neulich vor den Toren von Metz Wölfe gesehen worden. Hierauf wurde mit aller forstmännischen Genauigkeit eine Fährte beschrieben, die kaum etwas andres als die eines Bären sein konnte, auch hinzugefügt, daß im Räuschengrund bei Gestell so und so Losung gefunden sei, die keinem der einheimischen Tiere angehöre.

Das wäre was für Sie, Vetter, sagte der Hauswirt, aber freilich ist die Geschichte nicht ohne Gefahr.

Gefahr? Für einen Afrikareisenden gibt es keine Gefahr. Damit schielte er nach Base Margarete, um zu erfahren, ob diese für sein Leben zittre. Aber Margarete schaute mit großem Ernst auf ihren Teller und sagte kein Wort. — Nun wohl, sagte er, wenn mich Base Margarete als ihren Ritter entsendet, will ich das Abenteuer bestehen.

Ich entsende Sie, sagte Margarete mit etwas gezwungen tonloser Stimme. Damit war das Schicksal der armen Bestie entschieden. Vetter Eugen revidierte sein Jagdgerät, das, wie es sich für einen Afrikareisenden ziemt, in bester Ordnung war, beschloß aber schließlich, den Förster aufzusuchen und ihn zu veranlassen, mitzugehn. Zwei ist immer besser als einer.

Am selbigen Abend war in Hohentann, einem oben auf dem Gebirge liegenden Dorfe, Tanzmusik. Als der Tanz zu Ende war, beratschlagten die vier Musici, die aus dem Städtchen Knierode heraufgekommen waren, ob sie der paar Stunden Nacht wegen für ihr schönes Geld noch Nachtquartier im Kruge

nehmen oder sogleich aufbrechen und heim ziehen sollten. Die letztere Meinung siegte ob. Es war ja nur eine Stunde Wegs, der Richtweg durch den Blauen Grund war ja nicht zu verfehlen, und der Mond stand ja hell am Himmel.

Jawohl! Du glaubst nicht, wie der Mond mit ein paar grellen Lichtern und ein paar schwarzen Querstrichen das Aussehen einer Landschaft verändern kann — zum Nichtwiedererkennen, besonders wenn ein kleines Schneetreiben vorgearbeitet hat. Als besagte vier Musici an die Stelle kamen, wo sich der Weg nach dem Blauen Grunde und der nach der Räuschenschlucht teilen, verfehlten sie richtig den Weg, den sonst ein Kind finden kann, und bogen in die Räuschenschlucht ein, woran, wie gesagt, der Mondschein und der Schnee schuld waren. Bald hörte die glatte Bahn auf; unter der trügerischen Schneedecke, die in leiser, treibender Bewegung war, befanden sich tiefe Löcher, unsre Künstler fielen einmal übers andre hinein, Lehmann mit der Violine, ein Kerl wie ein Schneider, wand sich durch, die Klarinette trat in die Fußtapfen der Violine, das Waldhorn fluchte lästerlich, aber der dicke Ladewig mit seinem Brummbaß blieb rettungslos sitzen.

Halt! halt! Fritze! Andres! Hols das Donnerwetter, rennen die Hunde davon und lassen einen stecken! Noch machte er einige vergebliche Anstrengungen, loszukommen, aber es war durchaus unmöglich. Als er sich nach einiger Zeit dabei ertappte, daß er müde wurde und einnicken wollte, begriff er den Ernst der Lage, streifte das Trageband seines Instruments von den Schultern, ließ seine alte treue Baßgeige stecken und zog ächzend

und stöhnend ab. Denn auch so hatte er seine liebe Not, durchzukommen, obwohl er nur ein paar hundert Schritte zum Wildgatter und von da bequemen Weg nach Tiefenrode hatte.

Bald kam die Morgendämmerung, und mit ihr erschienen unsre zwei Bärenjäger. Der Förster hatte sich nicht lange bitten lassen, denn wenn er auch ein negatives Resultat der Birsche nur zu deutlich voraussah, so winkte doch hinterher ein feines Frühstück, und hierfür war er sehr zugänglich. Vetter Eugen hatte sich in tadellosen Jagdwichs geworfen und hielt längere Vorträge über das Thema, daß es in Afrika heißer sei als hierzulande. So betraten sie das Wildgehege. Der Förster blieb zurück, und Eugen Sadelmacher ging einstweilen voraus. Einen Hund mitzunehmen hatte der Förster nicht für nötig gehalten. Aber bald zeigte es sich, wie gut das gewesen wäre. Eugen stieß auf eine halb verwehte, ganz rätselhafte Fährte. Es waren geschleifte tiefe Eindrücke in zwei Reihen dicht beieinander, sollte das eine Bärenfährte sein? Undenkbar, so nahe am Waldrande. Aber was war es sonst? Dieser Fährte mußte unbedingt nachgegangen werden.

Da — Vetter Eugen erschrak, der Afrikareisende erschrak bis in die Knochen hinein — leider müssen wir es als Tatsache berichten. Was war das? Aus dem Schnee schaute etwas hervor, ein brauner Rücken, ein dicker Kopf, eine Tatze oder Klaue, man konnte nichts genaues sehen, denn es war Dämmerung, und der Morgenwind trieb feinen Schnee darüber hinweg. Da — ein tiefer brummender Ton. Schnell die Büchse an den Kopf. Aber wenn man solches Herzklopfen hat, sieht man weder Visier noch Korn, und

der Lauf schwankt hin und her wie ein Rohr im Winde. Wenn man jetzt fehlt, ist man verloren! Das beste ist, man konzentriert sich rückwärts. Das tat denn auch Vetter Eugen mit anerkennenswerter Geschicklichkeit.

Da kam auch schon der Förster heran. Der hatte kaum die unglaubliche Nachricht vernommen, als er in ein unbändiges Gelächter ausbrechen wollte. Doch besann er sich noch schnell und erwog, daß der junge Herr mit Rücksicht auf das zu erwartende Frühstück einige Schonung beanspruchen könne. So machte er denn seine Büchsflinte schußfertig, und beide birschten nach allen Regeln der Kunst an.

Da — da! Herr Förster, dort links an der Tanne.

Himmel-Mohren-Element noch einmal! So was lebt aber doch nicht! Das Ding schien sich zu bewegen, und dabei brummte es ganz vernehmlich mit tiefem, grunzendem Basse. Der Förster rieb sich die Augen, kniff sich die Beine, faßte sich an den Kopf, in dem allerdings das Gehirn infolge einer schweren Sitzung vom gestrigen Abend etwas wackelte; es blieb alles so, wie es war.

Brennen Sie dem Luder eins auf, rief der Förster. Der Schuß hallte dahin, die Kugel flog natürlich eine halbe Elle vorbei, wie man im Schnee deutlich sehen konnte. Es rührte sich nichts. Mit schnellem Entschlusse riß der Förster seine Büchse an die Backe. Prauz! ging der Schuß hin. Daß er getroffen hatte, wußte er; aber das Ding rührte sich nicht, doch brummte es weiter. Jetzt eröffneten die beiden Schützen Schnellfeuer — ohne Erfolg.

Der Förster kratzte sich hinter den Ohren. — Herr Sadelmacher, sagte er, ich will Ihnen was

sagen, wir haben uns bis über die Ohren blamiert — weit mehr, als wenn wir einen Dachs gegraben und einen Igel gefunden hätten. Kommen Sie, wir schlagen uns seitwärts in die Büsche.

Aber wir müssen doch wissen —

Jawohl, daß man hernach unsre Spur verfolgen kann! Nichts da, lassen Sie es sein, was es sein will. Und wenn ich Ihnen raten darf, sagen Sie keiner Seele eine Silbe.

Damit verschwanden unsre beiden Helden und kamen nach einem weiten Umwege ganz hinten bei dem Tiefenroder Schacht zum Vorschein. Mit einem Frühstücke wurde es diesesmal nichts. Doch konnte der Förster nicht an der Schenke vorübergehn, ohne sich einen Bittern geben zu lassen. In der Wirtsstube befand sich die Frau Wirtin, die Gläser spülte, Klaus, ein Steinbrecher, den der Förster einmal angezeigt hatte, und ein fremder Mann, der den Kopf auf die Arme gelegt hatte und schlief.

Na, schon wieder zurück, Herr Förster? fragte die Wirtin, die natürlich längst wußte, daß der Herr Förster und ein Herr aus der Villa in den Räuschengrund gegangen waren. Es hat ja mächtig geknallt. Was haben Sie denn getroffen?

Gar nichts. Wir haben dem Herrn seine neue Büchse eingeschossen.

Früh vor Tage? meinte Klaus, ich will nur sagen, was es gewesen ist, denn ich habe es von den Wolfsklippen aus mit angesehen.

Daß du das Maul hältst, Klaus! Aber Klaus hielt das Maul nicht, und die Frau Wirtin brannte vor Neugierde. Da kam denn die ganze Geschichte zutage.

Und Sie glauben bestimmt, daß Sie getroffen haben? fragte die Wirtin.

Ich lege einen Eid darauf ab.

Und das Ding brummte weiter?

Wie ich Ihnen sage.

Und in der Räuschenschlucht ist es gewesen?

In der Räuschenschlucht beim Gestelle 8/7.

Der Mann am Tisch erhob sein schwammiges, übernächtiges Gesicht und rief im tiefsten Jammer seines Herzens: Meine Baßgeige!

Dem Förster fiel es wie Schuppen von den Augen. — Ihre Baßgeige? Herr, wie kommen Sie dazu, im königlichen Forste Ihre Baßgeigen herumzuschmeißen?

Herr, wie kommen Sie dazu, auf meine Baßgeige zu schießen. An Sie halte ich mich, Sie müssen sie bezahlen.

Den Teufel tue ich! Halten Sie sich an Herrn Eugen Sadelmacher.

Herr Sadelmacher befand sich beim Frühstück und hatte ein ernstliches Inquisitorium auszuhalten. Er versuchte den Gleichgiltigen zu spielen, aber es half ihm nichts. Von allen Seiten wurde so lange gebohrt, bis ein phantasievoller Bericht der Sache herauskam. Er wollte nicht behaupten, daß es eine Bärin mit zwei Jungen gewesen sei, denn der Förster habe nicht geduldet, näher heranzugehn, ein ganz rätselhaftes Wild aber sei es gewesen.

Da erschien Jean in der Tür und hinter ihm Ladewig, sein verwundetes Instrument auf dem Rücken. Er hatte sich einigen Mut getrunken, drängte sich vor und sagte mit unsicherer Stimme: Wenn die — hp! — hochverehrten Herrschaften Baßgeigen

für Bären halten und totschießen, so können — hp! — sie sie auch bezahlen.

Baßgeigen? Stummes Staunen. Aber es war die Stille vor dem Sturme, denn nun brach stürmische Heiterkeit aus. Der Hausherr hielt sich die Seiten, und auch Fräulein Margarete war völlig fassungslos, sie lachte, bis ihr die Tränen in den Augen standen.

Vetter Eugen machte gute Miene zum bösen Spiel und fand die Geschichte ausgezeichnet und großartig. So etwas sei ihm in ganz Afrika noch nicht passiert. Aber der Major nahm ihn ein paar Stunden später beiseite und sagte: An Ihrer Stelle würde ich jetzt abreisen.

Wieso? Warum?

Nun, für Sie hats doch keinen Zweck mehr. Über wen Frauen lachen, den heiraten sie nicht.

13

Wie sich einer zwischen zwei Stühle setzte

Samuel Kraut und sein Pastor, der Pfarrer Schlemihl zu Großweizendorf, fuhren miteinander aus der Stadt zurück. Samuel Kraut hatte an Friedheim und Kompagnie Hammel verkauft, und der Herr Pastor kam aus einer Pastoralkonferenz. Kraut brachte die Tasche voll Geld heim, und Pastor Schlemihl außer einem heißen Kopf und kalten Füßen eine neue pastorale Aufgabe.

Das war nun nichts besondres; brachte doch jedes Jahr eine solche Aufgabe, die gründlich erörtert und in Thesen festgelegt wurde, worauf alles mehr oder weniger beim alten blieb. Aber diesmal war die neue Aufgabe mit dringenderm Anspruch auf Beachtung gestellt worden. Bruder Radecke aus Ladegast hatte gewaltig geredet und tiefen Eindruck gemacht. Es hatte sich um die Frage gehandelt, wie dem Eindringen der Sozialdemokratie auf dem Lande zu steuern sei. Bruder Radecke hatte die Trägen aufgerüttelt, die Schlafenden geweckt und alle an die heilige Pflicht gemahnt, ihre Herden mit Aufbietung

aller Kraft vor dem Einbruche der Wölfe zu schützen. Da der Sozialismus seine Kraft in der Organisation habe, so müsse man sich eben auch organisieren. Man müsse Vereine gründen, man müsse die wohlgesinnten Arbeiter gegen die sozialistischen aufbieten, man müsse agitieren und konspirieren, man müsse klug sein wie die Schlangen, doch ohne Falsch wie die Tauben. Bruder Radecke hatte natürlich allgemeine Zustimmung gefunden, wenn auch einzelne der Meinung waren, daß die Frage nicht so brennend sei, wie angenommen wurde. Zu diesen einzelnen gehörte auch Pastor Schlemihl, der seiner Gemeinde sicher zu sein glaubte und von Sozialismus in ihr noch nie etwas verspürt hatte.

Beim Dunkelwerden kamen Samuel Kraut und der Pastor in Großweizendorf an. Gleich am Eingange des Dorfes steht der neue Gasthof. Hier hielt ein Omnibus; eine Menge Menschen, besonders Weiber und Kinder, waren zusammengelaufen. Eben beförderte man ein halbes Mandel junger Kerle unter großem Hallo auf die Straße. An den breiten Schlapphüten und den Ballonmützen, die sie trugen, und an einem gewissen frechen Benehmen waren sie leicht zu erkennen, es waren wirkliche Sozialdemokraten, und zwar „zielbewußte“, die eben eine Agitationsreise durch die Dörfer beendet und dabei mehr getrunken hatten, als sie vertragen konnten. Im neuen Gasthof mußte natürlich noch einmal eingekehrt werden. Als sie aber hier Lärm angefangen und auf Bismarck und das Heer geschimpft hatten, wurden sie von ein paar handfesten Leuten aus dem Dorfe auf die Straße befördert, und es fehlte nicht viel, so hätte es auch noch eine Tracht Prügel gegeben.

Endlich saß die Gesellschaft wieder auf ihrem Omnibus und schimpfte wie die Rohrspatzen. Der eine schüttelte die Faust und rief mit bierheiserer Stimme: Ihr Mistbauern! kommt doch her, ihr Mistbauern! Ein andrer schrie verzweifelt nach seiner Mütze, ein dritter ließ Flugblätter im Winde fliegen, die von den Kindern eifrig gesammelt wurden, und die übrigen stimmten, als sich der Omnibus in Bewegung setzte, die Arbeitermarseillaise an. So zogen sie ab als Besiegte, aber mit dem Bewußtsein von Siegern.

Kraut hatte seinen Wagen angehalten, um zu sehen, was los wäre. Als er sich anschickte, weiter zu fahren, rief ihm einer von den Leuten aus dem Dorfe zu: Siehst du, Samuel, so muß mans mit den Brüdern machen.

Da hast du Recht, erwiderte Kraut, so muß mans machen! Feste aufhauen, das ist das richtige.

Nein, Herr Kraut, sagte der Pastor, so muß mans nicht machen. Mit roher Gewalt werden Sie den Sozialismus nicht besiegen. Die soziale Frage ist eine geistige Frage, die mit geistigen Waffen überwunden werden muß.

Samuel Kraut konnte sich von geistigen Waffen kein rechtes Bild machen, doch scheute er sich, dem Herrn Pastor zu widersprechen, darum schwieg er. Im stillen dachte er: Was ein richtiger fester Knüppel ist, das ist doch das sicherste.

Als der Herr Pastor zu Hause angekommen war, versorgte ihn seine liebe Frau mit Schlafrock und Pfeife. Darauf setzte sie sich zurecht, um zu hören, was der Herr Superintendent gesagt habe, ob bei Diakonussens die neue Amme eingeschlagen habe, und warum Triniussens nicht beim letzten Pastoralkränzchen

zugegen gewesen wären. Aber der Herr Pastor war ein schlechter Erzähler, nicht nur überhaupt, sondern ganz besonders an diesem Abend. Er gab ein paar kurze Antworten, machte sich dann an sein Bücherpaket und fing an, das neuste, was er sich mitgebracht hatte, anzusehen. Die Frau Pastorin seufzte über ihren lieben Mann und fing einen neuen Strumpf an.

Aber die Bücher wollten heute nicht schmecken. Während der Herr Pastor äußerlich blätterte und las, waren seine Gedanken bei der Szene, die er eben erlebt hatte. Es war ihm zumute wie einem, der geglaubt hat, durch eine Mauer gegen Gefahren von außen geschützt zu sein, und der nun plötzlich wahrnimmt, daß diese Mauer nur aus morschen Brettern besteht. Er bereute es, behauptet zu haben, daß die soziale Frage in seinem Dorfe keine brennende sei. Konnten doch jeden Augenblick die Mächte des Umsturzes hereinbrechen und seinen Garten verwüsten.

Emilie, sagte der Herr Pastor, es ist durchaus notwendig, in Großweizendorf einen antisozialen Arbeiterverein zu gründen.

Was gründen? erwiderte die Frau Pastorin.

Einen antisozialen Arbeiterverein, der berufen ist, dem Eindringen der Sozialdemokratie zu wehren.

Wer sagt denn das?

Der Herr Pastor seufzte über seine liebe Frau. Daß doch die Frauen nie imstande sind, sachlich zu urteilen! Daß sie doch immer nach einer Person oder Autorität fragen müssen! Als ob es nötig wäre, daß erst jemand sagt, was er, der Pastor, tun müsse.

Darauf entwickelte er ihr in aller Geduld die Lage der Dinge und zeigte, wie notwendig es sei,

daß die Kirche eingreife und die Ihren schütze. Und zwar müsse man dieselben Mittel bei der Abwehr brauchen, die die Gegner beim Angriff gebraucht hätten, Organisation und Agitation. Das heiße hier in Großweizendorf: die Zusammenfassung der guten Elemente zu einem Verein, einem antisozialen Arbeiterverein.

Die Frau Pastorin schüttelte den Kopf und fand viele Schwierigkeiten. Wo sich denn der Verein versammeln sollte? Im Kruge gehe es nicht, da der Krugwirt ein ganz unkirchlicher Mann sei, im neuen Gasthofe auch nicht, denn da verkehrten nur die Leute aus dem Ostendorfe, und bei Rümplers sei der Saal zu klein. Ob die Ziegelarbeiter auch mitmachen sollten? Was die Frau Generalin dazu sagen würde? Und ob der liebe Mann nicht lieber die Hände von der Sache lassen wolle? Denn es gäbe doch nur viel Arbeit und viel Ärger, und zu ändern wäre an der Sache doch nichts.

Aber der Herr Pastor wies die Versuchung, die ihm in Gestalt seiner lieben Frau entgegentrat, weit von sich. Es sei seine heilige Pflicht, die Sache nicht gehn zu lassen, wie sie wolle, es sei ihm „ins Gewissen geschoben" worden, für seine gefährdete Herde einzutreten. Der Verein müsse gegründet werden und müsse sich versammeln, und wenn es hier in des Pastors Studierstube sein sollte!

Die Frau Pastorin schwieg erschrocken, denn wenn der Herr Pastor von seinem pastoralen Gewissen zu reden anfing, mußte man vorsichtig sein.

Die Schwierigkeiten, die die Frau Pastorin geahnt hatte, waren in der Tat vorhanden, die Lokalfrage erwies sich als ein fast unüberwindliches

Hindernis, und mancher andre würde entmutigt die Unternehmung aufgegeben haben. Nicht so Pastor Schlemihl. Er entschied, daß die Versammlungen im Pfarrhause stattfinden sollten. Er hielt den nächsten Sonntag eine bewegliche Ansprache, die mit der ebenso herzlichen wie dringlichen Aufforderung schloß, die wohlgesinnten Arbeiter von Großweizendorf möchten sich heute Abend um sechs Uhr zu einer Besprechung im Pfarrhause einfinden.

Der Frau Pastorin genügte aber das Studierzimmer nicht. Sie gab ihre große Stube her, ließ durch Friederike alle Stühle im Hause zusammentragen und setzte den großen Wasserkessel aufs Feuer, um die wohlgesinnten Arbeiter mit einer Tasse Tee zu stärken. Daß zum Tee auch etwas knuspriges Gebäck gehörte, war selbstverständlich. Der Herr Pastor hatte einen Vortrag über den Materialismus und seine Abwehr ausgearbeitet und wartete mit Spannung auf sein Publikum.

Es schlug sechs Uhr, aber niemand kam; es wurde ein viertel auf Sieben, die Hausglocke schwieg beharrlich. Der Herr Pastor ging in nervöser Unruhe im Zimmer auf und ab. Gegen halb sieben Uhr kam ein Trupp Menschen die Straße herauf. Man hörte eine Zeit lang vor der Hoftür murmelnde Laute, dann verlief sichs, und es wurde wieder still. Das erwartete Publikum aber saß wie gewöhnlich auf der Kirchhofsmauer und baumelte mit den Beinen. Als es sieben Uhr geworden war, trug Friederike die Stühle wieder fort, und die Frau Pastorin setzte ihren Kessel vom Feuer. Sie hatte leider keine Gegenliebe für ihren Tee gefunden, was sie einigermaßen kränkte. Ebensowenig hatte der Herr Pastor

Liebhaber für seine „Darbietung“ gefunden, was ihn noch mehr kränkte.

Ein Gefühl von Bitterkeit stieg in seiner Seele auf, aber er bekämpfte es und fand sich schnell wieder zurecht. Der erste Hieb war vergeblich gewesen, aber welcher Baum fällt auf den ersten Hieb? Er fragte sich und andre, woran es gelegen habe, daß niemand gekommen sei. Da erfuhr er denn, daß man sichs nicht getraut habe, weil niemand der erste habe sein wollen.

Nun wandte sich der Herr Pastor an wohlgesinnte Gutsbesitzer im Dorfe. Er malte ihnen die drohende Gefahr mit lebhaften Farben aus und bestimmte sie, ihre Knechte zu dem zu gründenden Verein zu schicken. Sie versprachen es auch, weniger, weil sie von der Sache überzeugt gewesen waren, als um dem Herrn Pastor gefällig zu sein. Am nächsten Sonntag waren sechs Mann da, der Herr Pastor konnte seinen Vortrag halten, und die Frau Pastorin brachte ihren Tee und ihre Kröppelchen an den Mann.

Daß es besonders einflußreiche Personen gewesen wären, die sich eingefunden hatten, konnte man nicht behaupten. Flinzer-August wenigstens zeichnete sich nicht gerade durch Intelligenz aus, er war, um es offen zu sagen, eine Schlafmütze. Und der dicke Wilhelm war nur da zu haben, wo es etwas zu essen gab. Was aber den roten Wenzel betraf, so galt dieser allgemein für einen „Jesuiter“, es war ihm also nicht zu trauen. Der einzige, der etwas zu bedeuten hatte, war der Großknecht von Samuel Kraut. Aber der hatte offen erklärt, er gehe nur wegen seines Herrn hin, und wenn ihm die Geschichte „zu dumm“ würde, dann schwömme er ab.

Der Herr Pastor gab sich nun alle erdenkliche Mühe, seine Sache in Schwung zu bringen; er bereitete sich aufs gewissenhafteste auf seine Vorträge vor und lebte eigentlich nur noch für seinen Verein. Aber der Erfolg entsprach nicht der großen Mühe. Die Mitgliederzahl mehrte sich nicht, ja auch nur die wenigen zusammenzuhalten war schwerer, als der Herr Pastor ahnte. Samuel Kraut hatte an jedem Vereinsabend seinem Knechte mit Ernst und Güte zuzureden, um ihn auf die Pfarre zu bringen. Zuletzt half auch das nicht mehr. Die Geschichte war ihm „zu dumm" geworden, er schwamm also ab. Der dicke Wilhelm fing trotz des Tees und der Kröppelchen der Frau Pastorin an zu streiken und war nur dadurch bei der Fahne zu halten, daß ihm sein Herr oder vielmehr dessen Frau jedesmal eine Extraration Wurst versprach. Im Dorfe steckte man die Köpfe zusammen und klatschte. Man nannte die Vereinsabende Betstunden und die Vereinsmitglieder Teekessel, was Flinzer-August, der sich besonders getroffen fühlte, sehr übel nahm. Das junge Volk zog unter Anführung eines Harmonikaspielers unter dem Fenster vorbei, wenn Vereinsabend war, juchzte und sang schlechte Lieder. Der Pastor merkte das wohl, aber er tröstete sich damit, daß, wenn der Widerstand der finstern Mächte zunehme, dies ein sicheres Zeichen dafür sei, daß die gute Sache fortschreite. Dies gab ihm Veranlassung, dem Hauptverein für christlich-soziale Bestrebungen von seinem antisozialen Arbeiterverein einen nicht gerade schwarz gefärbten Bericht zu senden. Dieser wurde mit großer Freude aufgenommen und unter lauten Trompetenstößen veröffentlicht. Es dauerte gar nicht lange, so galt

Großweizendorf für einen Stern am christlich-sozialen Himmel.

Inzwischen begannen die Feldarbeiten, der Besuch der Vereinsabende wurde immer unregelmäßiger, und der Herr Pastor war, um nicht wieder in die Lage zu kommen, vor leeren Stühlen zu stehn, endlich gezwungen, seinen Verein bis auf weiteres in die Ferien zu schicken.

Bald darauf las er in einer Zeitschrift eine Betrachtung über „Paulus auf dem Markte zu Athen“. In dieser Betrachtung wurde gefordert, daß das geistliche Amt, dem Vorbilde des Apostels folgend, die verödete Einsamkeit des Heiligtums verlassen, mitten unter das Volk treten und ohne Furcht davor, wie Paulus ein Lotterbube genannt zu werden, mutig Zeugnis ablegen müsse. Wie aber Paulus die Sprache seiner Zeit gesprochen habe, so komme dies dem Prediger der Gegenwart auch zu. Die Sprache der Gegenwart sei aber das gedruckte Wort. Kein Bauwerk der Welt könne die Gemeinde fassen, die der um sich versammle, der durch die Presse rede.

Dem Herrn Pastor fiel es wie Schuppen von den Augen. Er beschloß auf den Markt hinauszutreten und die Sprache der Gegenwart zu reden, d. h. in die Zeitung zu schreiben. Er machte sich mit Feuereifer daran und gestaltete seine Vorträge zu Aufsätzen für das Kreisblatt um. Aber merkwürdig! Die Aufsätze wurden alle zu lang, und ehe er sichs versah, hatten sie Text, Thema und Teile. Es fehlte nur das Amen, so wäre die Predigt fertig gewesen.

Nach ein paar Tagen fuhr er mit einem halben Dutzend leidlich geratener Aufsätze ausgerüstet in die

Stadt, um den Besitzer und Drucker des Kreisblattes, Herrn Leberecht Damm, in christlich-sozialem Sinne zu beeinflussen. Dieser Herr gehörte zu den angesehensten Bürgern der Kreisstadt. Wie hätte ihm auch nicht der Besitz eines der schönsten Häuser der Stadt, der Besitz eines blühenden Geschäfts, der Besitz des Vertrauens der Bürgerschaft, die ihn zum unbesoldeten Stadtrat erwählt hatte, endlich der Besitz einer Verwandtschaft, die ihn mit allen maßgebenden Kreisen der Stadt verband, die Hochachtung aller Wohlmeinenden erwerben sollen! Es gab zwar auch Übelmeinende, die einander zuflüsterten, daß Herr Leberecht Damm die reine Null sei, und die es nicht vergessen konnten, daß er in seiner Jugend ein armer Setzerlehrling gewesen war. Bis zum heutigen Tage stehe es bei ihm bös mit der Orthographie, sagte man, und wenn er nicht seinen Pogge hätte, brächte er nicht eine einzige Nummer seines Kreisblattes zustande. Aber das war nur böswillige Erfindung.

Als Herr Pastor Schlemihl eben eintreten wollte, begegnete ihm in der Tür der Rechtsanwalt Philippsohn. Der Herr Pastor grüßte gemessen, denn er fühlte sich unangenehm berührt. Was machte der hier? dieser Demokrat, dieser kaltherzige und kirchenfeindliche Mann? Nun war es um so nötiger, den entgegengesetzten Einfluß geltend zu machen.

Der Herr Pastor trat ein. Das Redaktionszimmer war ein düsterer, schmaler Raum, der neben seinem Hauptfenster zwei kleinere hatte. Das eine führte auf die Hausflur. Dort saß der schon erwähnte Pogge und gab dem Publikum durchs Fenster die Zeitungen aus, wie der Bäcker die Semmeln.

Das andre Fenster ging in die Druckerei. Dort saß Herr Leberecht Damm an seinem Redaktionstische. Sein Haupt war mit einer etwas fuchsigen Perücke bedeckt, seine Füße steckten in ein paar alten Filzschuhen, und sein Leib in einem Hausrocke, den man ebensogut hätte Schlafrock nennen können. Im übrigen war er ein freundliches Männchen, dem man es ansah, daß er gern einen guten Tropfen trank.

Er hieß den Herrn Pastor freundlich willkommen und nötigte ihn auf das alte Kanapee, auf dem eben der Herr Rechtsanwalt gesessen hatte, lehnte sich in seinen Sessel zurück, schob die Gläser seiner dicken Stahlbrille auf die Stirn und ließ erwartungsvoll einen Daumen um den andern kreisen.

Der Herr Pastor eröffnete das Gespräch, indem er sich über die große Bedeutung der Presse für das politische und das soziale Leben der Gegenwart verbreitete.

Da haben Sie ganz Recht, mein lieber Herr Pastor, erwiderte Herr Damm, die Bedeutung der Presse kann gar nicht hoch genug angeschlagen werden. Ich vertrete ja nur das Nimziger Kreisblatt, aber glauben Sie mir, Herr Pastor, unsre Fäden reichen weit, sie reichen hoch hinan. — Dabei sandte er einen Zustimmung fordernden Blick auf Pogge, der ein halbdutzendmal nachdrücklich mit dem Kopfe nickte. — Haben Sie unsern Leitartikel vom Sonnabend schon gelesen? Wir sind der Anmaßung Amerikas höchst energisch entgegengetreten und haben Innehaltung der Verträge und gerechtere Behandlung unsers Zuckers gefordert. Unsre Stimme ist auch nicht ungehört verklungen. Haben Sie schon die Rede des Staatssekretärs in der Dienstagssitzung

des Reichstags gelesen? Nicht? Pogge, geben Sie mal die Nationalzeitung her.

Pogge gab die Zeitung herüber. Sie war so zerschnitten, daß sie aussah wie eine Bänderfahne beim Mädchenlaufen. Man suchte die Stelle, aber sie war schon herausgeschnitten und befand sich bereits in der Druckerei. Schadet nichts, sagte Herr Damm, Sie werden es ja lesen. Ich sage Ihnen, eine direkte Antwort auf unsre Forderungen.

Der Herr Pastor wunderte sich sehr. Er hätte nicht gedacht, daß das Rimziger Kreisblatt eine solche Bedeutung habe. Um so glücklicher mußte er sich schätzen, wenn es ihm gelang, diese Kraft für den Dienst der christlich-sozialen Arbeit zu gewinnen. Er trug also sein Anliegen vor und fand überraschend viel Verständnis bei Herrn Damm und überraschend schnelles Entgegenkommen. Von Honorar wurde natürlich nicht geredet. Herr Damm erklärte es für eine Ehrenpflicht des Kreisblattes, alle Bestrebungen zu unterstützen, die dem vielleicht doch möglichen Umsturz aller Vermögensverhältnisse entgegenwirken könnten. Wenn es die Kirche unternehme, die arbeitende Bevölkerung zur Geduld zu ermahnen, so sei ihm das ein durchaus sympathischer Gedanke. Nur den einen Wunsch hatte er, daß der Herr Pastor nicht mehr als drei Spalten beanspruchen möchte. Er versprach auch einen der Aufsätze, den „über die soziale Frage und das Christentum", gleich in der nächsten Nummer abzudrucken. So schied man voneinander, beiderseits sehr befriedigt.

Herr Stadtrat, sagte Pogge, da müssen wir aber doch den Artikel von Philippsohn über Schulze-Delitzsch wieder ablegen lassen.

Ich dächte gar! erwiderte der Herr Stadtrat. Kümmern Sie sich doch nicht um Dinge, die Sie nichts angehn.

So erschien denn die nächste Nummer unter christlich-sozialer Beeinflussung, das heißt im Hauptblatt stand ein Aufsatz, worin das eherne Lohngesetz als das Gesetz und Schulze-Delitzsch als der Heiland hingestellt wurde, und im Beiblatt stand der Aufsatz von Pastor Schlemihl, worin Schulze-Delitzsch als Stümper bezeichnet und die christliche Weltanschauung als das Heil gepriesen wurde.

Herr Damm las sein Blatt mit Wohlgefallen. Er fühlte die Befriedigung des Geschäftsmanns, dem es gelungen ist, allen Wünschen gerecht zu werden. Mit gleichem Wohlgefallen las der Herr Pastor seinen Aufsatz. Er erwartete von ihm eine große Wirkung auf das Volk, es stand ihm außer Frage, daß die Stimme der Wahrheit gehört werden würde und müßte. Die gute Sache hatte durch den Eintritt einer wohlberatenen Presse in den Kampf eine wesentliche Hilfe erfahren. In diesem Sinne berichtete er an den Hauptverein für christlich-soziale Bestrebungen, der in der nächsten Nummer seines Vereinsblattes gebührend Notiz nahm und nicht verfehlte, die rührige Arbeit im Kreise Rimzig andern trägen Gegenden zum Vorbild aufzustellen.

Inzwischen brachte die Botenfrau jeden Sonnabend ein immer größeres Paket Zeitungen mit ins Dorf. Es war der soziale Sonntagsbote, ein Blatt, das heimlich verteilt und mit Eifer gelesen wurde. Es kostete ja auch nichts.

Dennoch blieben die Aufsätze des Herrn Pastors nicht ohne Wirkung. Und diese Wirkung äußerte sich

an ihm selbst. Von seinem Eifer und dem Beifall befreundeter Kreise getrieben, versenkte er sich immer tiefer in das Studium der sozialen Frage. Die Gerechtigkeit forderte es, auch die Meinung der Gegner kennen zu lernen. Er las sozialdemokratische Blätter und fand, nachdem er gelernt hatte, alles Bestehende, und was er sonst als ehrwürdig und unantastbar angesehen hatte, leichtfertig zu behandeln, daß jene Blätter nicht ohne Logik geschrieben seien. Er fand, daß „ein Körnlein“ Wahrheit in den sozialen Forderungen enthalten sei; und dieses Körnlein wuchs mit der Zeit zu einem ansehnlichen Umfang. Er las volkswirtschaftliche Werke, er lernte die gesellschaftsrettenden Theorien der verschiednen Nationalökonomen kennen und war erstaunt, mit welcher Leichtigkeit durch ein paar Schlüsse alle Übelstände beseitigt und eine neue beglückende Gesellschaftsordnung an Stelle der alten verrotteten Zustände gestellt werden könnten. Er war erstaunt, was man alles zu denken und auszusprechen wagen durfte, und was für eine leichte Sache es sei, diese ganze alte, mit tausend verwirrten Fäden durchflochtne Welt, alle Weisheit der Alten, alle Erfahrung der Neuen kurzerhand zu beseitigen und die eigne erdachte, ideal schöne Welt an die Stelle zu setzen. Man konnte das ohne weiteres unternehmen, man konnte die Gefäße zerschlagen, ohne fürchten zu müssen, daß auch nur ein Tropfen des Inhalts verschüttet würde, denn man vertrat ja „die Wahrheit“. Die gute Sache mußte zum guten Ende kommen. Was schadete es, wenn die alten Formen in Stücke gingen, wenn die Mächtigen vom Stuhl geworfen und die Satten aus dem Hause getrieben wurden, was schadete es, wenn die sozialistischen Bataillone, deren Tritte man

von Osten und Westen und Norden und Süden vernahm, ihren Siegeszug durchs Land nahmen, wenn nur nach gewonnenem Siege aus Wölfen Lämmer wurden und die neue Gesellschaftsordnung unterm Zeichen des Kreuzes stand. Darum war es nötig, daß sich die Kirche der Bewegung bemächtigte, daß der materialistische Sozialismus zum christlichen werde. Aber würden die Besitzenden freiwillig die neue Ordnung anerkennen? Würden der Kapitalismus, der Egoismus und der Mammonismus und andre ismen durch Vernunftgründe zu überzeugen sein? Schwerlich. Der Egoismus gibt nur dann nach, wenn er muß. Also zwinge man ihn. Darum auf, ihr Armen und Bedrückten, tut euch zusammen, erzwingt euer Recht, der vierte Stand gegen die andern! Natürlich unter dem Banner der christlichen Weltanschauung. Spricht doch Christus selbst: Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, womit er das arme geknechtete Volk meint; hat er doch so oft über die Reichen Wehe gerufen!

Auch Pastor Schlemihl fing an, über die Reichen Wehe zu rufen. Erst waren es die Reichen in abstracto, dann aber nahmen sie die Gestalt seiner Großweizendorfer Bauern an. Er hatte ja ihre harten Köpfe und ihren Geiz schon lange gekannt, aber das hatte ihn nicht verhindert, freundschaftlich mit ihnen zu verkehren. Nun erschienen sie ihm mehr und mehr als der Feind, der sich dem Siege der guten Sache in den Weg stellte, der besiegt und vertrieben werden mußte.

Die Bauern kamen ruhig nach wie vor Sonntags in die Kirche, setzten sich breitspurig auf ihre Plätze und ließen sich ausschimpfen. Das war des Pastors

Pflicht und ihr gutes Recht. Und es hatte ja auch weiter keine Folgen. Nur die alte Ronneburgerin war nicht zufrieden. Die hatte viel Not im Leben gehabt und ging in die liebe Kirche, um sich trösten zu lassen, und hörte nun eine soziale Predigt nach der andern und hatte nichts davon. Und ebenso ging es der alten Leisewitzen. Wenn die beiden alten Weiber kopfnickend aus der Kirche kamen, so machten sie, wo sich ihre Wege trennten, noch ein Ständerchen und klagten über die traurigen Zeiten, und daß es immer schlechter im Dorfe würde, und daß man nicht einmal mehr in der lieben Kirche seine Erbauung hätte.

Einen ganz besondern Ingrimm hatte der Herr Pastor gegen die Frau Generalin. Wenn er, wie es oft genug geschah, hören mußte: Ah, Sie haben ja Frau von Tirpitz in Ihrem Orte, eine so überaus christliche und wohltätige Dame, da sind Sie ja zu beneiden! so empörte sich sein ganzes Innere. Aber er mußte schweigen. Es hätte ihm ja doch niemand geglaubt, wenn er gesagt hätte, daß die fromme Dame mit ihrer Wohltätigkeit ein wahrer Unsegen für die Gemeinde sei, daß sie mit ihren die Empfänger so erniedrigenden Gaben einen allgemeinen Haß erzeuge und die Sozialdemokratie geflissentlich ins Dorf hereinrufe. Man hätte ihn nicht verstanden, wenn er erwidert hätte, daß solche Leute wie die Frau Generalin der sozialen Besserung das schwerste Hindernis bereiten. Wenn er gekonnt hätte, wie er wollte, so hätte er am Schloß eine Tafel angebracht, auf der geschrieben stand: Alle, die etwas auf sich halten, werden gewarnt, Wohltaten von der Frau Generalin anzunehmen. Darin ging er nun etwas zu weit, aber richtig war, daß die Frau Generalin eine unglückliche Hand hatte,

und es war nicht zu leugnen, daß sie mit ihren Wohltaten, die sie vom Schlosse aus, wie es standesgemäß war und in maßgebenden Kreisen gern gesehen wurde, unter die Leute verstreute, wenig Segen stiftete. Auf der einen Seite züchtete sie einen Schwarm von Schmarotzern, die der gnädigen Frau die Hände küßten und untertänig taten, worauf sie großen Wert legte, auf der andern Seite spottete man über die Sachen und Sächelchen, die sie verschenkte, und vergalt ihr mit schnödem Undank. Ein besonders gutes Verhältnis hatte zwischen Pfarre und Schloß nie bestanden; jetzt verschlechterte sich die Lage zum Leidwesen der Pastorin zusehends. Der Herr Pastor wurde täglich grimmiger. Er hielt keine Predigt, in der er nicht ein paar scharf zugespitzte Pfeile nach dem Patronatsstuhle verschossen hätte. Die Frau Generalin verzog keine Miene, sie thronte in ihrem Stuhl in ihrer unnahbaren Majestät, hoch erhaben über alles, was die Leute da unten anging, und worüber sich der Herr Pastor ereiferte. Darüber erboste sich der Herr Pastor aber nur von neuem.

Eines Sonntags war das Evangelium vom reichen Mann und vom armen Lazarus an der Reihe. Natürlich konnte der Herr Pastor ein solches Evangelium nicht vorübergehn lassen, ohne eine soziale Predigt zu halten und einen Hauptschlag gegen den Patronatsstuhl zu führen. Er schilderte des reichen Mannes Haus so, daß jeder das Weizendorfer Schloß vor Augen sah, und den reichen Mann so, daß man zu hören erwartete: Eigentlich ist es eine reiche Frau gewesen. Die Brosamen, die von des Reichen Tische fielen, das waren die Almosen, die der Armut hingeworfen werden. Lazarus war der geknechtete und geplagte

vierte Stand. Soll dieser Lazarus, so rief er aus, vor der Reichen Tür liegen und betteln? Sollen die Nöte der Zeit durch Almosen geheilt werden? Nein, du christliches Volk, an deiner reichen Brüder Tische zu sitzen ist dein christliches Recht! Der Herr Pastor verließ die Kanzel mit dem befriedigenden Bewußtsein, den Patronatsstuhl ordentlich getroffen zu haben.

Als er den Chorrock auszog, kam atemlos die Frau Pastorin angestürzt: die Frau Generalin sei unten. Der Herr Pastor erschrak ein wenig, denn es ist immerhin etwas andres, von der Kanzel aus seine Pfeile zu schießen und einer so streitbaren Dame, vor der auch der selige Herr General nicht hatte aufkommen können, auf ebner Erde gegenüberzustehn.

Herr Prediger, sagte die Frau Generalin, ich komme wegen Ihrer heutigen Predigt. Ich weiß nicht — ich habe nicht recht verstanden. Sie meinten doch, Lazarus habe das christliche Recht, an des reichen Mannes Tische zu sitzen. Sagen Sie mal, Herr Prediger, ich weiß nicht — es gibt doch eigentlich gar keine Rechte im Reiche der Gnade, sondern nur Pflichten. Der reiche Mann hat die Pflicht, Werke der Barmherzigkeit zu tun — nicht wahr? Aber Lazarus hat doch nicht das Recht, sie zu fordern. — Hier suchte der Herr Pastor zu Worte zu kommen, aber die Frau Generalin erhob ihre Stimme und fuhr fort: Man sollte doch den Leuten nicht vorreden, daß sie Wohltaten fordern dürften. Sonst hört ja alles auf, und wo bleibt die freie christliche Liebestätigkeit? Arme und Reiche müssen untereinander sein. Nicht wahr? Das ist eine Gottesordnung. Die Kirche hat doch die Aufgabe, solche Ordnungen zu stützen und nicht gegen sie zu kämpfen. Die Reichen

haben die Pflicht der Wohltätigkeit, und die Armen haben die Pflicht der Dankbarkeit und des Gehorsams. — Der Herr Pastor bemühte sich wieder vergebens, zu Worte zu kommen. — Sie reden immer von der sozialen Frage, fuhr die Frau Generalin fort. Eine soziale Frage gibt es in Weizendorf nicht. Was fehlt denn den Leuten? Es gibt nur Gottlosigkeit und Übermut. Daraus entstehn die Sozialdemokraten. So etwas darf man doch nicht fördern.

Jetzt kam endlich der Herr Pastor zu Worte. Das Ende aber war, daß die Frau Generalin stolz zur Tür hinausrauschte, und der Herr Pastor mit rotem Kopfe unzähligemal im Zimmer auf und ab lief.

Von diesem Tage an blieb der Patronatsstuhl leer. Patronat und Pfarre hatten mit einander gebrochen. Dem Herrn Pastor war es ja nicht lieb, aber er fühlte sich zu sehr als Streiter für eine gute Sache, als daß er darauf hätte achten dürfen, was rechts und links fiel. Über eins ärgerte er sich aber, über die Behauptung, daß es in Großweizendorf keine soziale Frage gebe, und daß er nichts Begründetes darauf zu antworten gewußt hatte. Seine eigne Überzeugung stand ja fest, aber zu einem triftigen Beweise ist doch eine statistische Erhebung unerläßlich, und diese war allerdings noch nicht angestellt worden. Deshalb mußte sie schleunigst nachgeholt werden.

Jedermann weiß, daß die Statistik eine außerordentlich große Menge Papier fordert. Aber der Herr Pastor wandte sie daran, und dazu manche Stunde angestrengter Arbeit, um ein Schema aufzustellen, das aus 35 Haupt-, 69 Unter- und 28 Unter-Unterfragen bestand. Es war ein Meisterstück von Gründlichkeit und Logik; es erstreckte sich nicht nur

auf das Salzen der Suppe und den Henkel am Rocke, sondern auch auf alle denkbaren geistigen Bedürfnisse, auf das Familien- und Eheleben, kurz auf alles, wonach man nur fragen konnte.

Mit einem Bleistift und einer dicken Mappe bewaffnet ging er nun von Haus zu Haus. Aber es zeigte sich bald, daß es leichter ist, zu fragen als zu antworten, und daß es noch viel schwerer ist, aus den Antworten brauchbare Folgerungen zu ziehen. Häufig widersprachen sich die Angaben. Man mußte vermuten, daß die Gefragten selbst nicht wußten, was sie einnahmen, was sie ausgaben, und wie hoch sie beim Kaufmann im Borgbuche standen, und daß sie nur das allgemeine Gefühl hatten, es wäre doch eine schöne Sache, mehr ausgeben zu können. Die einen redeten dem Herrn Pastor nach dem Munde, und die andern hielten hinterm Berge oder machten falsche Angaben, weil sie das Mißtrauen hatten, es möchte wohl eine neue Steuer hinter der Fragerei lauern. Doch das schadete ja alles nichts, denn da sich bekanntlich bei statistischen Angaben die Fehler ausgleichen, so hat man ja Fehler nicht zu fürchten. Überdem trat mit großer Bestimmtheit hervor, was von vornherein feststand, daß sich die Arbeiter den Besitzern gegenüber in einer ungünstigen wirtschaftlichen Lage befanden, daß das eine soziale Frage bedeute, und daß es die Aufgabe sei, diese Frage zu lösen. Ob diese Lösung durch Organisation der ländlichen Arbeiter zu erzwingen, oder ob Staatsgesetze zu bewirken seien, durch die der Bodenbesitz in andrer Weise geregelt werden solle, war noch eine offne Frage. Jedenfalls fühlte sich der Herr Pastor mit seinem statistischen Material mehr denn je zum Reformator berufen.

Er veröffentlichte die Ergebnisse seiner Erhebung im Kreisblatte und knüpfte daran die Aufforderung, die ländlichen Gutsbesitzer möchten ihre Arbeiter besser stellen, sie möchten für freundliche und luftige Wohnungen sorgen, auf das geistige Wohl ihrer Arbeiter Bedacht nehmen und alles daransetzen, die Arbeiter zu befriedigen. Weniger als so und soviel Lohn dürfe kein Arbeiter haben, denn der Lebensunterhalt koste so und soviel, die sonstigen Bedürfnisse so und soviel, Wohnung so und soviel, Erziehung der Kinder so und soviel. Dies alles müsse vorweg als Produktionskosten vom Ertrag abgezogen werden; was dann übrig bliebe, könne als Gewinn angesehen werden, und das sei immer noch mehr als genug.

Nach einigen Tagen erschien eine Entgegnung im Kreisblatte. Der Verfasser war ein Herr Kräuter, eine im Kreise wohlbekannte, aber wegen ihrer scharfen Zunge und ihrer Allwissenheit wenig beliebte Person, ein Mann, der stark in Politik machte und sich mit Vorliebe einen Bauern nannte. Dieser warf die Frage auf, woher der Herr Pastor den Auftrag nehme, als Reformator in landwirtschaftlichen Dingen aufzutreten? was denn der Herr Pastor überhaupt mit weltlichen Dingen zu tun habe? Der Herr Pastor möge Seelsorge treiben, aber die Finger von Erwerbsfragen lassen, die ihn ganz und gar nichts angingen. Die Landwirte wüßten allein, was sie zu tun hätten, und bedürften der Belehrung dilettierender Pastoren nicht. Alle aufgestellten Zahlen und Berechnungen seien falsch. Von der Belastung der Landwirtschaft durch die sozialen Gesetze scheine der Pastor keine Ahnung zu haben, ebensowenig von den Unkosten

der Ackerbestellung. Ob der Herr Pastor wohl wisse, wie hoch dem Landwirt eine Fuhre Dünger zu stehn komme, und was die Herstellung von einem Morgen Roggen koste? Es sei unverantwortlich, die Begehrlichkeit der Arbeiterschaft durch solche Aufsätze, wie sie der Herr Pastor zu schreiben beliebe, zu reizen. Ein Zeichen brüderlicher Liebe sei es jedenfalls nicht, den Besitzern ihren sauer verdienten Gewinn wegzunehmen und ihn solchen Leuten in den Schoß werfen zu wollen, die ihn in Schnaps vertränken. Dies erinnere an das Verfahren des Schutzheiligen der Schuster, der den Gerbern Felle stahl, um den Armen Schuhe daraus zu machen.

Der Herr Pastor ärgerte sich natürlich über diese Entgegnung gewaltig. Vor allem über Leberecht Damm, den er bisher für wohlgesinnt gehalten hatte. Wie konnte dieser Damm eine solche Entgegnung aufnehmen! Nicht weniger ärgerte er sich über den Ton der Entgegnung, er fühlte sich dadurch in seiner pastoralen Würde verletzt. Daß er die Vorwürfe nicht auf sich sitzen lassen dürfe, war ihm selbstverständlich.

Er antwortete in scharfer, aber würdiger Weise. Auf Düngerberechnungen und Kostenanschläge ließ er sich wohlweislich nicht ein, dagegen legte er die Grundzüge einer Bodenreform dar. Die sozialen Schwierigkeiten könnten nicht durch kleine Mittel beseitigt werden, sondern nur durch gerechtere Verteilung von Grund und Boden. Dieser Grund und Boden müßte als Kollektiveigentum in die Verwaltung des Staates übergehn. Ob das Herrn Kräuter und seinen Gesinnungsgenossen gefalle, darauf komme es nicht an, sondern nur darauf, daß einer schreienden sozialen Not abgeholfen werde.

Aber Herr Kräuter ließ sich nicht werfen; er antwortete jetzt noch bösartiger als das erstemal, ja er stimmte ein wahres Triumphgeschrei an. Jetzt sähe man doch, was diese christlichen Herren im Schilde führten, und worauf ihr soziales Christentum hinauslaufe. Um einer hirnverbrannten Idee willen gingen sie darauf aus, ihre eignen Gemeindeglieder von Haus und Hof zu bringen. Das möchten sich die Herren Gutsbesitzer wohl merken. Bebel wolle zwar auch nichts andres, aber der spreche sich wenigstens deutlich aus und verberge sich nicht hinter christlichen Redensarten. Bebel sei ihm viel lieber als so ein Talmi-Bebel.

Dieser Zeitungsstreit, der sich noch eine Weile fortspann, machte großes Aufsehen. Herr Leberecht Damm rieb sich vergnügt die Hände. So ein Streit brachte Leben in die Bude und half die Abonnenten mehren. Die Weizendorfer Bauern, die ihre Seelenruhe bewahrt hatten, solange der Herr Pastor seinen Sozialismus auf der Kanzel zum besten gegeben hatte, wurden aufmerksam und unruhig, als der Herr Pastor seine Stimme in der Zeitung erhob. Denn was in der Zeitung steht, ist in viel eigentlicherm Sinne wahr, als was gepredigt wird. Also von Haus und Hof sollten sie gebracht werden! Den Boden, an dem sie sich angewachsen fühlten, wollte man ihnen nehmen, und das beabsichtigte ihr eigner Pastor zu tun! Man redete nicht viel, man wiegte den Kopf und machte eine kurze Bemerkung, aber man war mit dem Manne fertig. Die Bezeichnung Talmi-Bebel wurde zum geflügelten Worte. Wo sich der Herr Pastor Schlemihl zeigte, begegnete er beredtem Schweigen und hochgezognen Augenbrauen, aber hinter seinem Rücken hieß es: Talmi-Bebel! Das gereichte den einen zum

Vergnügen und den andern zum Ärgernis. Selbst der Herr Superintendent hörte schließlich von der Sache und machte eine bedenkliche Miene. Bruder Gruneberg aber, der von jeher von dem neumodischen Unsinn nichts hatte wissen wollen, schimpfte, was er konnte, so etwas sei ein Skandal und kompromittiere den geistlichen Stand. Es war aber auch arg, was alles geredet und in die Zeitung gebracht wurde.

Herr Pastor Schlemihl sah endlich selber ein, daß es so nicht weiter gehn könne. Er entschloß sich kurz, ging zum Staatsanwalt und verklagte den Herrn Kräuter wegen Beleidigung im Amte. Der Herr Staatsanwalt nahm die Klage an. Wenn es beleidigend ist, einen Geistlichen als Sozialdemokraten zu bezeichnen, so war es doppelt beleidigend, ihn Talmi-Bebel zu nennen und ihn dem Hasse und der Verachtung der Mitwelt zu überantworten.

Als der Herr Pastor, als Zeuge vorgeladen, das Gerichtsgebäude betrat, geschah es mit dem Bewußtsein, daß ihm die Gerechtigkeit des Staates eine glänzende Genugtuung schulde. Aber seine Zuversicht wurde merklich herabgestimmt, als er seine Gegner, den Herrn Gutsbesitzer Kräuter und dessen Anwalt, den Rechtsanwalt Philippsohn, erblickte. Diese Herren waren keineswegs zerknirscht, sie waren nicht einmal feierlich ernst gestimmt, wozu doch jeder gute Bürger dem Walten der bürgerlichen Gerechtigkeit gegenüber verpflichtet ist, sondern machten die Miene von Leuten, die sich auf einen Spaß freuen.

Der Angeklagte bestritt nicht, den Ausdruck gebraucht und auf den Kläger gemünzt zu haben, aber eine Beleidigung sei in der Bezeichnung „Talmi-Bebel“ nicht zu finden. Der Rechtsanwalt Philippsohn erklärte

sich bereit, den Beweis der Wahrheit anzutreten. Dieser Beweis bestand darin, daß er die Amtsführung des Herrn Pastor Schlemihl einer scharfen Kritik unterzog. Dabei wurde jedes Vorkommnis in der jetzigen wie in der frühern Gemeinde desselben vorgebracht und in gehässiger Weise breitgetreten. Jedes von Hinz oder Kunz ausgesprochne Urteil, jeder Klatsch wurde als vollwichtiges Beweismittel gegen den Kläger verwertet. Der Herr Rechtsanwalt war sogar geneigt, seinem Vortrage den Charakter eines Verhörs zu geben, indem er seine Sätze mit: Ich frage den Herrn Pastor, ob es nicht wahr ist — der Pastor wird eingestehn müssen — und ähnlichen Wendungen begann.

Der Herr Pastor war entrüstet und rief: Ich bitte den Herrn Amtsrichter, mich vor einer solchen unerhörten Behandlung zu schützen. Der Herr Amtsrichter ermahnte auch den Herrn Rechtsanwalt, die der Verteidigung gesteckten Grenzen nicht zu überschreiten. Der aber ließ sich nicht stören und ging zu der Erörterung der häuslichen und persönlichen Verhältnisse des Klägers über.

Der Herr Pastor geriet außer sich, und auch der Herr Amtsrichter fragte den Herrn Rechtsanwalt, „wieso" die Erörterung dieser Dinge zum Wahrheitsbeweise gehöre. Der Herr Rechtsanwalt erwiderte, sein Beweisthema sei, zu zeigen, daß der Herr Pastor die Bezeichnung Talmi-Bebel verdiene. Für einen Pastor, wie er sein solle, sei diese Bezeichnung allerdings eine Beleidigung; für einen Mann wie Schlemihl, der seine pastorale Tätigkeit hinter der des Politikers und Agitators zurücktreten lasse, der, wie er aus seinen öffentlichen Äußerungen nachweisen werde, Ansichten habe, die sich mit denen der

Sozialdemokraten deckten, könne die Bezeichnung Halbsozialist, denn das wolle das Wort sagen, nichts Beleidigendes haben. Er nehme für seinen Mandatar den Schutz des § 193 (Wahrnehmung berechtigter Interessen) in Anspruch und beantrage kostenlose Freisprechung. Es sei undenkbar, daß ein Mann wie Kräuter, der allezeit furchtlos unlautern und ungesunden Bestrebungen entgegengetreten sei, verurteilt werden könnte.

Aber der Herr Rechtsanwalt drang — was er wohl auch nicht erwartet hatte — mit seinem Wahrheitsbeweise nicht durch. Wenn auch der Zeuge, so führte der Richter aus, eine für einen Geistlichen befremdliche Stellung einnehme, und wenn er auch Lehren verbreite, die unzweifelhaft sozialistisch seien, so habe doch das Wort Talmi-Bebel ebenso unzweifelhaft einen beleidigenden Sinn. Auch sei aus dem Zusammenhange, in dem das Wort gebraucht worden sei, die Absicht einer Beleidigung zu erkennen. Daß der Angeklagte berechtigte Interessen wahrgenommen habe, könne nicht zugegeben werden. Er würde erst dann den Schutz des angeführten Paragraphen anrufen dürfen, wenn eine von dem Zeugen ins Leben gerufne Bewegung seine Interessen tatsächlich berührt hätte. Das sei aber nicht der Fall. Bei Abmessung der Strafe komme als erschwerend die Bildung des Angeklagten in Betracht. Dieser hätte sich bewußt sein sollen, daß es nicht gestattet sei, jemand „Talmi-Bebel“ zu nennen, als strafmildernd dagegen falle der Umstand ins Gewicht, daß der Angeklagte schwer gereizt worden sei. Er, der Richter, könne dem Zeugen nicht den Vorwurf ersparen, daß er die von seinem Amte geforderte Zurückhaltung nicht gewahrt habe.

Schließlich wurde auf zwanzig Mark Geldstrafe oder im Unvermögensfalle auf vier Tage Gefängnis sowie auf Einziehung der betreffenden Nummer des Kreisblattes erkannt. Außerdem wurde der Besitzer des Blattes mit fünfzehn Mark und Herr Pogge, weil er sich durch Ausgabe der Nummer (durch das bewußte Fenster) an der Verbreitung des beleidigenden Inhalts mit schuldig gemacht habe, mit zehn Mark bestraft.

Das also war die erwartete Genugtuung! Der Herr Pastor Schlemihl kam sich wie geprügelt, wie der eigentliche Verurteilte vor. Nicht allein, daß er die Unverschämtheiten des Advokaten über sich hatte ergehn lassen müssen, er hatte sich auch eine Kritik seiner Amtsführung von einem Juristen gefallen lassen müssen!

Der Herr Pastor gab sich selber das Wort, nie wieder wegen Beleidigung zu klagen. Herr Kräuter bezahlte seine zwanzig Mark mit Vergnügen und zog mit seinem Rechtsanwalt und einigen Gesinnungsgenossen in den Gasthof, um das fröhliche Ereignis, daß sie einem von den Schwarzen etwas am Zeuge geflickt hatten, mit ein paar Flaschen Extragutem zu feiern. Herr Leberecht Damm war tief verstimmt. Er gehörte zu den altmodischen Leuten, die sich noch über eine Verurteilung in Preßangelegenheiten aufregen. Am härtesten aber war der arme Pogge getroffen, der die zehn Mark, die er für nichts und wieder nichts bezahlen mußte, schwer entbehren konnte. Herrn Damm fiel es nicht ein, dem armen Kerl den Schaden zu ersetzen. Dagegen schrieb er in kühlem, geschäftsmäßigem Ton dem Herrn Pastor einen Brief, worin er erklärte, daß er auf weitere Beiträge verzichte.

Er hätte es nicht nötig gehabt. Der Herr Pastor dachte nicht daran, seine Kraft ferner an die undankbare Aufgabe zu verschwenden, herz- und gefühllosen Geldsäcken Verständnis für soziale Aufgaben beizubringen. Er wandte sich jetzt von den Besitzenden ab und dem besitzlosen Volke zu. Bei ihm hoffte er offne Ohren und freudiges Entgegenkommen zu finden. Gleich für den nächsten Sonntag berief er eine Volksversammlung, indem er ankündigte, daß er über seinen Prozeß und die Feinde der sozialen Besserung reden werde.

Der Saal war über alle Erwartung gut gefüllt. Der Herr Pastor hielt seine Rede, berichtete über seine Erlebnisse vor Gericht und hielt selbst ein Gericht über seine Gegner. Das gefiel den Leuten. Zum vollständigen Gelingen hätte freilich noch eine Diskussion gehört, die wollte aber nicht zustande kommen.

Der Herr Pastor wiederholte hierauf seine Versammlungen und erfreute sich, besonders wenn Freibier gespendet wurde, eines lebhaften Zuspruchs. Schon waren alle Vorbereitungen getroffen, einen christlichen Arbeiterverein ins Leben zu rufen, schon war der Saal gemietet und der Vorstand ausgesucht, schon waren die Statuten entworfen, als durch große, auf rotes Papier gedruckte Anschläge zu einer Versammlung der ländlichen Arbeiter im Saale des neuen Gasthofs zu Großweizendorf eingeladen wurde, in der Genosse Schlick, ein bekannter sozialdemokratischer Agitator, reden würde.

Der Herr Pastor erschrak. Doch faßte er sich schnell. Bei näherm Zusehen mußte es ihm sogar lieb sein, daß es zu einer Auseinandersetzung mit den

Sozialdemokraten kam. Das Aufeinanderplatzen der Gegensätze mußte der Wahrheit zum Siege verhelfen.

Natürlich stand es ihm von vornherein fest, daß er die Versammlung besuchen und den Sozialdemokraten entgegentreten werde. Hierzu bereitete er sich aufs gewissenhafteste vor. Er legte sich die triftigsten Gründe zurecht, ersann zündende Worte und packende Gleichnisse und arbeitete eine ganze Rede aus, durch die er seine Gegner zu vernichten gedachte. Er dachte sichs sehr schön, mutig in die Burg der Gegner einzubrechen und an der Spitze seiner christlichen Arbeiter jenen gottlosen und vaterlandslosen Volksverführern heimzuleuchten, daß sie das Wiederkommen vergäßen.

Aber die Sache nahm von Anfang an eine unerwartete Wendung. Es erschien ein junger Mensch, der den Herrn Pastor in der höflichsten Weise zur Versammlung einlud. Und als er am Abend in der Versammlung erschien, wurde er aufs zuvorkommendste empfangen und zu einer Art von Ehrenplatz geleitet.

Die Herren Sozialdemokraten hatten den ganzen Apparat, Schleifen, Inschriften, eine rote Fahne, das „Bureau" sowie den Vorsitzenden, dazu eine Leibgarde von einigen Dutzend junger „Zielbewußter" mitgebracht. Nur das Bier lieferte der Wirt, und die Zigarre brachte sich jeder selbst mit.

Der Saal war gedrängt voll. Der im Entstehn begriffne christliche Arbeiterverein war erschienen bis auf den letzten Mann. Nachdem man lange Zeit gezögert hatte, nachdem die Spannung den erforderlichen Grad und der Tabakrauch die gehörige Dichtigkeit erreicht hatte, bestieg Genosse Schlick die Tribüne

und hielt seine Rede. Er sagte, was über den Gegenstand schon einige tausendmal gesagt worden war. Das besondre an seiner Rede war, daß er sich sehr vorsichtig ausdrückte. Ja er ließ durchblicken, daß man auch mit dem Kaiser, wenn er sich belehren lasse, nicht zu brechen brauche, und daß selbstverständlich Religion Privatsache sei, die niemand antasten werde.

Hierauf meldete sich der Herr Pastor zum Worte, das ihm bereitwilligst gestattet wurde. Jedes Murren der „Zielbewußten" wurde sofort vom Vorsitzenden unterdrückt. Wer eine Zwischenbemerkung machte, wurde derb abgekanzelt und zur Ordnung gerufen.

Der Herr Pastor befand sich in übler Lage. Alle seine schönen Kraftworte konnte er nicht brauchen, denn es war ja gar keiner angegriffen worden. Es blieb ihm nichts weiter übrig als eine sachliche Erörterung in farblosem Gewande. Er mußte dem Vorredner in den Hauptpunkten Recht geben. Der Sinn seiner Rede war der: Die soziale Reformation muß allerdings gemacht werden, aber ihr sollt sie nicht machen, sondern wir wollen sie machen. Daß er mit seiner Rede keine große Wirkung erzielte, fühlte er wohl, und da er deshalb seine Rede verlängerte, schadete er sich doppelt.

Genosse Schlick antwortete in dem Tone eines wohlwollenden Höhergestellten. Er lobte den Herrn Pastor und seine Bestrebungen sehr. Es gebe wenig Pastoren, die die Vorurteile ihres Standes in der Weise wie Herr Pastor Schlemihl überwunden hätten, und die so tief in die soziale Frage eingedrungen wären. Aber die letzten Folgerungen habe er noch

nicht gezogen. Er stehe auf der Grenze, aber den entscheidenden Schritt habe er noch nicht getan, denn dieser bedeute den Eintritt in die sozialdemokratische Partei. Keine Halbheiten! Die Zeit, sich mit Flickwerk zu begnügen, sei vorüber; wer etwas Ganzes erreichen wolle, müsse auch ganze Arbeit machen.

Hier erhob sich der alte Kalkbrenner. Das war einer von den „Heimlichen" im Orte. Daß der schon einmal öffentlich geredet hätte, dessen konnte sich niemand entsinnen. Er redete überhaupt wenig, aber er las viel und machte sich über alles seine besondern Gedanken. Dieser nahm seine kurze Pfeife aus dem Munde und sagte bedächtig: Unsereins ist nur ein dummer Bauer, und so schön reden wie die Herren kann unsereins nicht. Aber ich muß auch einmal was sagen. Die Pastoren haben uns immer schöne Worte gemacht, und goldne Berge haben sie uns versprochen, aber gehalten haben sie leider wenig. Und darüber wird man alt, und es bleibt alles, wie es gewesen ist. Ich dächte, wir versuchten es einmal auf andre Weise. (Großer Beifall.) Schlechter kanns ja nicht werden. (Zwischenruf: Jawohl!) Was bei dem christlichen Arbeiterverein rauskommen soll, weiß ich nicht. (Zwischenruf: Kommt nichts bei raus. Ackerpacht runtersetzen! Gelächter.) Ich dächte, wir versuchten es einmal mit Bebeln. (Erneuter großer Beifall.)

Dem Herrn Pastor war zumute, als wenn der Boden unter seinen Füßen wankte. Er hatte geglaubt, auf festem Grunde zu stehn, nun war er einem Wandrer gleich, der auf die grüne, trügerische Decke eines Moores geraten ist. Unter denen, die Beifall riefen, waren Leute, von denen er das nun und nimmermehr erwartet hätte. Er erhob

sich nochmals, warnte und bat, aber seine Worte machten keinen Eindruck. Er forderte seine christliche Arbeiterschaft auf, sich um ihn zu scharen, die Fahne der christlichen Weltanschauung festzuhalten und das Ohr fremden und verderblichen Einflüsterungen zu verschließen. Aber es scharte sich niemand um ihn, niemand trat für ihn ein, niemand hatte den Mut, sich dem siegenden Feinde entgegenzuwerfen. Er fühlte, daß er die Zügel gänzlich verloren, und daß er hier nichts mehr zu suchen hatte. Als er betrübt die Treppe hinabstieg, hörte er, daß man oben die Arbeitermarseillaise sang.

Am andern Tage sagte seine liebe Frau zu ihm: Höre, Albert, willst du nicht einmal zum alten Kraut gehen? Er hat die Lungenentzündung und wird wohl sterben.

Dem Herrn Pastor fiel es schwer aufs Gewissen, daß er über den sozialen Kampf seine Gemeinde ganz vergessen hatte. Er nahm seinen Hut und ging hin. Die Frau und die Schwiegertochter des Kranken empfingen den Herrn Pastor mit sichtlicher Verlegenheit. Sie führten ihn in die Stube und gingen hinauf, um zu fragen, ob der Großvater Besuch annehmen könne. Es dauerte eine lange Weile, ehe sie wiederkamen. Währenddessen waren der Herr Pastor und Samuel Krauts Enkel allein in der Stube. Der Knabe hatte sein Tischchen umgedreht, den Nußknacker, in Decken gewickelt, hineingelegt und zwei Stühle als Pferde davorgespannt.

Was machst du denn da, August? fragte der Herr Pastor.

Großvater begraben. Großvater kommt ins Bullerloch. August kriegt Kuchen.

Bist du denn nicht traurig, wenn der Großvater stirbt?

August nicht traurig. Großvater ganz alt. Großvater kann sterben, aber Pastor soll nicht zu Großvater gehn.

Warum denn nicht?

Kann Pastor nicht brauchen. Pastor will Großvater vom Hofe bringen. Großvater allein sterben will.

Die Frauen kamen mit vielen Entschuldigungen zurück. Der Kranke sei zu schwach, es werde ihn aufregen, wenn ihn der Herr Pastor besuchte. Der Herr Pastor hörte kaum zu, sondern ging davon. Er wußte ja, warum man ihn nicht wollte.

Acht Tage lang ließ sich der Herr Pastor nicht sehen. Während dieser Zeit wandelte er unzählige mal in seiner Studierstube auf und ab. Er ging mit sich selber und seinen Bestrebungen ins Gericht. Daß die christlich-soziale Sache eine verwerfliche sei, davon konnte er sich nicht überzeugen; aber es kam ihm der Zweifel, ob er als Geistlicher das Recht habe, in die Reihe der Streitenden zu treten, ob er nicht für die ganze Gemeinde zum Pastor bestellt sei, und ob er nicht auf beiden Seiten zu lehren, zu trösten und zu helfen habe.

Am andern Montage reiste er in die Provinzialhauptstadt, stellte sich dem Konsistorium vor und bat um seine Versetzung.

14

Die Mönkeberger Kapelle

In Quakenborn wurde die „Inkommunalisierung“, das heißt die Eingliederung der bisher selbständigen Vorstadt Mönkeberg in die Stadtgemeinde durch ein Festessen gefeiert. Dieses Festessen nahm einen glänzenden Verlauf. Die Beteiligung der Bürger war sehr rege gewesen, der Wirt hatte seine Schuldigkeit getan und wirklich alles mögliche für zwei Mark fünfundzwanzig geleistet, und die hohen Behörden, geistliche wie weltliche, waren vertreten. An der Ehrenseite der, wie üblich, in Hufeisenform gestellten Tafel saßen der Herr Regierungsrat, der Herr Landrat, der Herr Amtsgerichtsrat, der Herr Superintendent, der Herr Bürgermeister, der Herr Stadtverordnetenvorsteher und der Herr Progymnasialdirektor, dann reihten sich nach Rang und Würde die Herren Stadträte und Stadtverordneten, Beamten, Lehrer und Bürger an. An der einen untern Tafelseite hatte sich, wie ebenfalls üblich, die scharfe Ecke gebildet, an der der Herr Subrektor unter seinen Freunden, dem Brauereibesitzer, dem Grubendirektor und andern

schweren Leuten, den Vorsitz führte. Der Herr Subrektor machte die Witze, und die Freunde schenkten ein.

Das Festessen hatte seinen Höhepunkt überschritten, man war schon beim Braten angelangt. Die offiziellen Tischreden waren gehalten, jedem war sein Teil geworden. Jetzt war der Zeitpunkt gekommen, wo sich die Rede in breiterm Strome und freierer Richtung ergießen konnte. Diesen Zeitpunkt nahm schleunigst der Herr Oberprediger von St. Katharinen, zu dessen Kirchspiel der Mönkeberg gehörte, wahr, er erhob sich feierlich und klopfte ans Glas.

Kinder, sagte der Subrektor zu seinen Freunden, nehmt euch gleich erst noch einen ordentlichen Happen, daß ihr inzwischen nicht verhungert. Wann der aufhört, das kann kein Mensch wissen.

In der Tat, es wurde eine lange Rede. Während ein gelindes Getöse von eifrig klappernden Messern und Gabeln den Saal erfüllte, während der Herr Regierungsrat dem Herrn Landrat die angefangne Geschichte leise weiter erzählte, während der Herr Superintendent seine nächste Tischrede im stillen bei sich überlegte, und der Herr Bürgermeister seinem Freunde, dem Oberpfarrer, aufmerksam zuhörte, rekapitulierte dieser erst einmal alles, was zuvor schon geredet worden war. Aber ein Punkt, meinte er, sei noch von niemand gebührend gewürdigt worden, nämlich die bessere geistliche Pflege, die dem Mönkeberg nunmehr von der Stadt zuteil werden müsse. Er wolle die bisherigen Verhältnisse einer Kritik nicht unterziehen, müsse aber der hochansehnlichen Versammlung die Frage vorlegen, ob der Betsaal des

Hospitals für eine Gemeinde von über zweitausend Seelen ausreiche. Er könne es den Mönkebergern nicht verdenken, wenn sie, statt sich in den engen und niedrigen Raum zu setzen, den man eine Kirche zu nennen beliebe, am Sonntag früh in die Felder hinausgingen. (Zuruf aus der scharfen Ecke: Um zu mausen. Heiterkeit.) Das werde nun anders werden. Der heutige Tag bedeute einen Wendepunkt auch in der geistigen Geschichte des Mönkeberges. Der Magistrat der Stadt Quakenborn als Patron von St. Katharinen, wozu nun auch der Mönkeberg gehöre, werde gewiß seines Amtes warten und einsehen, daß er den neuen Mitbürgern nicht bloß das Licht neuer Gaslampen, sondern auch das Licht des Evangeliums zu geben schuldig sei. Ich zweifle nicht, fuhr er fort, daß mein lieber Freund, der Bürgermeister, die Gelegenheit ergreifen wird, heute vor Ihnen allen zu erklären, daß ihm und dem Magistrat die geistige Pflege des Mönkebergs ganz besonders am Herzen liegt. Der Mönkeberg, meine Freunde, ist vor siebenhundert Jahren besiedelt, aber bis zum heutigen Tage nicht vollendet worden. Sein Gipfel ist noch unbebaut. Dort soll, mein geistiges Auge zeigt mirs deutlich, eine neue Kirche, die Mönkeberger Kirche stehen. Ich fordere die Anwesenden auf, den Mönkeberg und seine zukünftige Kirche leben zu lassen. Hoch! hoch! und noch einmal hoch!

Na, aber darüber wird sich sein Freund, der Bürgermeister, freuen, sagte der Subrektor.

Daß er eine neue Kirche bauen soll?

Nein, daß er jetzt reden muß. Ihr wißt doch, reden ist seine starke Seite nicht.

Der Herr Subrektor hatte Recht. Der Herr Bürgermeister war über die Anzapfung des Oberpfarrers keineswegs erfreut. Er hatte glücklich seine wohlstudierte Rede auf die Ehrengäste vom Stapel gelassen und sollte jetzt unvorbereitet noch einmal losgehen, das gefiel ihm gar nicht. Aber was konnte es helfen, die Rede des Oberpredigers durfte nicht unerwidert bleiben, und so klopfte er denn in Gottes Namen ans Glas, räusperte sich nachdrücklich und begann:

Meine Herren, unsre Stadt, die sich von jeher durch ihren wahrhaft kirchlichen Sinn ausgezeichnet hat (Beifall. Zuruf: Na! na!), betrachtet es als eine besondre Aufgabe, ihren Mitbürgern neben dem Lichte, das eine vorzüglich geleitete Gasanstalt spendet, auch das Licht des Evangeliums zu bieten. Insonderheit wird die städtische Verwaltung nicht müde, die Pflege der kirchlichen Angelegenheiten zu ihren besondern Obliegenheiten zu rechnen. (Subrektor halblaut: Aber in die Kirche kommt keiner.) Der städtische Etat setzt eine Summe von — hm! — der städtische Etat, meine Herren, setzt eine erhebliche Summe für kirchliche Zwecke ein. — Meine Herren, wir haben aus dem Munde unsers Oberpredigers gehört, daß die Mönkeberger schlechte Christen seien. (Oberprediger: Habe ich nicht gesagt. Scharfe Ecke: Es stimmt aber. Zuruf: Still, keine Beleidigungen.) Ich hoffe, daß, nachdem der Mönkeberg in die Stadtgemeinde Quakenborn inkommunalisiert worden ist, die Mönkeberger sich bestreben werden, an Bürgersinn und Gottvertrauen allen andern gleichzustehen. Meine Herren, die Religion ist das Fundament der bürgerlichen Gesell-

schaft und des bürgerlichen Wohlstandes. Wie unser hochseliger großer Kaiser gesagt hat: Ich will, daß dem Volke die Religion erhalten bleibe. Meine Herren, das Volk muß Religion haben. (Der Subrektor: Kinder, schenkt mir schnell einmal ein, jetzt wird der Bürgermeister fromm, darauf muß ich erst einmal trinken.) Meine Herren, wir müssen die Kirche unterstützen, ja meine Herren, wir müssen, wenn es not tut, auch Kirchen bauen. (Zuruf: Aber nicht gleich.) Quakenborn, das durch Inkommunalisierung des Mönkeberges seiner zukünftigen Größe und Bedeutung erheblich näher gekommen ist, Quakenborn, das damit an Steuerkraft mächtig gewonnen hat, es wird sich der Verpflichtung nicht entziehen können, wenn es von der Behörde gefordert wird, auch neue Kirchspiele zu gründen. Quakenborn, die Stadt des Gewerbefleißes, des Bürgersinnes und des Gottvertrauens lebe hoch!

Nachdem sich der frohe Aufruhr, den diese Worte hervorgerufen hatten, gelegt hatte, und nachdem sich der Herr Bürgermeister anerkennende Worte beim Herrn Regierungsrat eingeholt hatte, erklang das Redesignal aus einer Region der Festtafel, aus der sonst selten Propheten hervorzutreten pflegten, und es erhob sich Herr Doktor Blütgen, der Archäolog und Kunstverständige des Ortes. — Meine Herren, sagte er, es ist der Wunsch ausgesprochen worden, daß auf dem Mönkeberg eine Kirche gebaut werden möchte. Gestatten Sie mir auf eine Tatsache, die ziemlich unbekannt zu sein scheint, hinzuweisen, daß nämlich der Mönkeberg schon eine Kirche hat. (Zuruf: Jawohl, die Spittelkirche.) Nein, außerdem noch eine wirkliche Kirche, eine Kapelle, eine Perle

frühgotischer Baukunst. Sie wissen, daß sich der Rote Hof, gegenwärtig eine königliche Domäne, aber bis zum Jahre 1729 ein Ursulinerinnenkloster, an den Mönkeberg anschließt. Die südliche, gegenwärtig nicht mehr benutzte Scheune der Domäne, die wie gesagt vom Mönkeberge nur durch das sogenannte Dreckloch getrennt ist, ist in ihrem Innern eine völlig wohl erhaltene Kirche. Wenn es nun gelingt, daß diese Kirche von der Domäne abgetrennt wird, wenn die Kapelle freigelegt und in würdiger Weise wiederhergestellt wird, wenn auch ein Kirchweg um das Dreckloch herum gelegt wird, so hat der Mönkeberg, was er sich wünscht, eine eigne Kirche, und die Stadt würde damit zugleich um ein wertvolles, künstlerisches Denkmal bereichert werden. — Damit setzte sich Doktor Blütgen, ohne seine Rede zu einem Hoch zuzuspitzen, was der scharfen Ecke nicht recht war. — Leben lassen! leben lassen! rief man. Der Doktor Blütgen soll leben! hoch! Der Amtsrat und seine Scheune soll leben! Das Dreckloch soll leben! Die Sache nahm an diesem Ende der Tafel schon einen etwas chaotischen Charakter an.

Währenddessen war der Doktor Blütgen zum Herrn Regierungsrat gebeten worden. Der Herr Regierungsrat, selbst Kunstkenner, fand die Idee, die Kapelle ihrer ursprünglichen Bestimmung wieder zuzuführen, außerordentlich glücklich und interessierte sich aufs höchste für die geschichtlichen und kunsthistorischen Mitteilungen, die Herr Doktor Blütgen machte. Auch der Herr Superintendent und der Herr Landrat nahmen die Idee mit Eifer auf, und es folgte eine lange Unterredung, in der erörtert wurde, auf welchen geschäftlichen Wegen man die

Lostrennung der Kapelle von der Domäne erreichen könnte. Als der Herr Regierungsrat aufbrach und im Gänsemarsch von dem Herrn Landrat, dem Herrn Bürgermeister und dem Herrn Stadtverordnetenvorsteher um die Tafel herum zu seinem Wagen geleitet wurde, versprach er nochmals, alles, was in seinen Kräften stehe, zu tun, um die Sache zum erfolgreichen Ende zu führen. Der Herr Oberprediger war in gehobenster Stimmung, schüttelte dankbar dem Herrn Doktor Blütgen die Hand und verabredete mit dem Herrn Stadtbaumeister eine lange Reihe von Einzelheiten, die nach seinem Ermessen bei dem Bau der Mönkeberger Kirche zu berücksichtigen wären. Und die scharfe Ecke feierte den großen Augenblick, indem sie alles, was irgend leben konnte, leben ließ. — Kinder, sagte der Herr Subrektor, stärkt euch im voraus, ihr könnt nicht wissen, was für eine Seeschlange aus der leichtsinnigen Idee des kleinen Blütgen wird.

Der Herr Subrektor hatte wieder Recht gehabt, es entwickelte sich aus der Sache eine Seeschlange allerschlimmster Art. Das Finanzministerium, das Kultusministerium, das Konsistorium, den Magistrat und den Gemeindekirchenrat unter einen Hut zu bringen, war eine schwierige und langwierige Sache. Wir müssen es uns versagen, zu erzählen, wie oft die Verhandlungen aufs tote Gleis gerieten, was die einzelnen Behörden für Sicherheiten forderten, welche Bedingungen sie stellten, welche Künste der Magistrat in Quakenborn gebrauchte, um ohne Kosten bei der Sache davon zu kommen, und welche Schwierigkeiten besonders der Mönkeberg machte, der die Notwendigkeit der Sache durchaus nicht einsah. Es

wäre sicher aus dem Unternehmen nichts geworden, wenn nicht zwei Kräfte gearbeitet hätten, die Provinzialregierung, die die Kapelle wiederherstellen wollte, und der Gemeindekirchenrat von St. Katharinen, der unter der Führung des Oberpfarrers mutig erklärte, er trete für alles ein. Zuletzt war noch der Widerspruch einflußreicher Gemeindeglieder zu überwinden, die geltend machten, es sei viel besser, von vornherein eine neue Kirche zu bauen. Denn was Neubauten kosteten, wisse man, was Reparaturen kosteten, könne kein Mensch wissen. Außerdem stehe die Kapelle hinterm Dreckloche auch nicht an geeigneter Stelle und entspreche auch an sich nicht den Anforderungen der Gegenwart. Das war ja nun ganz richtig, indessen war dem Oberprediger der Sperling in der Hand lieber als die Taube auf dem Dache, und so ging er mit aller Kraft für die Kapelle ins Zeug.

Endlich war die Kapelle vom Fiskus an den Gemeindekirchenrat zu St. Katharinen in aller Form abgetreten, was der Herr Amtsrat, der ein Hauptgegner des Kirchenprojekts gewesen war, dadurch äußerlich bekundete, daß er eine häßliche Bretterplanke zwischen seinem Hofe und der alten Scheune errichten ließ. Der Gemeindekirchenrat nahm feierlich Besitz von der Kirche, und der Herr Oberpfarrer hielt eine vorläufige, schöne, leider nur zu lang geratne Einweihungsrede. Für die Frau Oberpfarrer aber begannen traurige Zeiten. Ihr lieber Mann kroch Vormittags und Nachmittags in der staubigen Scheune herum, er war weder zum Frühstück noch zum Mittagbrote zur rechten Zeit zu Hause, und seine schönen schwarzen Kleider sahen zum Erbarmen

aus. Alle Augenblicke kam ein Baubeflissener oder Kunstfreund, der sich die Perle in der schmutzigen Schale ansehen wollte, und der Herr Oberpfarrer ließ es sich nicht nehmen, einen jeden in eigner Person herumzuführen. Als aber die Wände niedergerissen wurden, in denen die Kapelle versteckt war, kam der Herr Oberprediger überhaupt nicht mehr nach Hause, und der Herr Küster mußte seinen Oberhirten mehr als einmal vom Bau zu seinen Amtshandlungen rufen. Und in der Tat, was zum Vorscheine kam, war überraschend schön, Doktor Blütgen hatte nicht zu viel gesagt, als er von einer Perle mittelalterlicher Kunst redete.

Freilich so, wie sich die Kapelle darstellte, war sie zu einer Kirche für den Mönkeberg nicht recht geeignet. Sie war offenbar zu kurz, die Fenster waren auffallend klein, und die Gewölbe gingen mit ihren Diensten auffallend tief herab. Der Herr Stadtbaumeister, der vom Gemeindekirchenrat beauftragt war, einen Wiederherstellungsentwurf auszuarbeiten, trug diesen Mängeln Rechnung. Er zeichnete als Verlängerung der Kapelle ein Stück Kirche modern gotischen Stils mit hübsch hoher Wölbung und hübsch großen Fenstern und setzte oben einen Turm auf, in dem zwei Glocken Platz hatten. Die Fenster erhielten einfach weißes Glas, die Gestühle sollten aus Tannenholz gefertigt werden, ebenso die Empore an der Westseite. Hier sollte eine kleine Orgel Platz haben. Dieser Anschlag gefiel allgemein, einesteils weil er praktisch, andernteils weil er billig war.

Inzwischen hatte sich beim Wegbrechen eingebauter Lehmwände gefunden, daß noch in zwei Fenstern Reste von Glasmalerei vorhanden waren.

Die Arbeiter waren schon dabei, diese Reste, einen Haufen fast schwarzer, verwitterter und mit einer dicken Kruste von Schmutz überzogner Glasstückchen, herauszunehmen und in eine Kiste zu werfen, als der kleine Blütgen ankam und in erregten Worten unter Vorweisung einer Legitimationskarte Veto einlegte. Er sei vom Landeskonservator für Kunst und Altertümer beauftragt, darüber zu wachen, daß an der Kapelle nichts beschädigt werde oder abhanden komme, er mache den Herrn Bauführer verantwortlich für jedes Glasstück, das etwa zerbrochen würde. Der Herr Bauführer kriegte keinen schlechten Schreck und jagte seine Leute von den Fenstern weg. Die Glasmalereien blieben also vorläufig hängen und liegen, wurden skizziert und photographiert, numeriert und katalogisiert und dann mit größter Vorsicht herausgenommen und unter Verwendung vieler Tafeln Watte eingepackt. Auch das alte Blei, das noch in Fetzen an den Rahmen hing, wurde sorgfältig losgelöst und aufbewahrt.

Die Staatsbehörde hatte sich bei der Abtretung der Kapelle vorbehalten, die Wiederherstellungspläne zu prüfen und zu genehmigen. Der Plan des Herrn Stadtbaumeisters wurde also an die Königliche Regierung eingesandt. Nach gemessener Zeit kam er zurück mit der Antwort, der Plan sei völlig unannehmbar. Der Anbau sei gänzlich unorganisch angefügt, die Maße des Gebäudes seien willkürlich geändert, die neuen Fenster im Verhältnis zu den alten zu groß, das Gewölbe zu hoch. Eine hölzerne Empore dürfe nicht eingebaut werden. Wenn der Westgiebel hinausgerückt werden solle, wogegen ernstliche Bedenken geltend gemacht werden könnten, so

müßte das alte Material beim Aufbau wieder verwandt werden, und jeder Werkstein sorgfältig wieder an die Stelle kommen, wo er zuvor gesessen hätte. Die Fenster seien mit Glasmalereien zu versehen. Der projektierte Turm sei viel zu schwer, es müßte statt seiner ein schlanker Dachreiter auf die Mitte des Daches gestellt werden. Man habe den Kreisbauinspektor beauftragt, die Kapelle zu untersuchen und Vorschläge zu ihrer Wiederherstellung zu machen.

Dem Herrn Oberpfarrer fiel alle Butter vom Brote. Was er so sorgfältig überlegt, was er oft beraten, worauf der Herr Stadtbaumeister so verständnisinnig eingegangen war, es wurde alles kurzerhand verworfen — aus Gründen der Kunst, als ob der Entwurf des Herrn Stadtbaumeisters nicht auch künstlerisch gewesen sei. Man remonstrierte: die Fenster des alten Teils seien zu klein, darum habe man die des neuen Teils größer gemacht. Das Gewölbe des alten Teils liege so niedrig, daß man keine Empore einbauen könne, darum habe man es im neuen Teile höher gelegt. Die Westfassade könne aber nicht unverändert bleiben, da die Eingangstür für eine Kirche zu eng sei. Hierauf erfolgte die Antwort, daß es lediglich bei der Verfügung vom soundsovielten zu verbleiben habe. Die Königliche Regierung könne im Einverständnisse mit dem Herrn Landeskonservator nicht zugeben, daß ein Bauwerk, eine Perle mittelalterlicher Baukunst, durch eine unsachgemäße Restauration verunstaltet werde. Die zu ergänzenden Teile müßten durchaus im Sinne und Geiste der alten Bestandteile ausgeführt werden. Hierzu gehörten auch die allgemeinen Verhältnisse

der Kirche, und wenn es nicht möglich sei, bei den niedrig liegenden Gewölben eine Empore einzubauen, so müßte diese eben wegbleiben. Keinesfalls aber dürften architektonische Bestandteile, wie Türen oder Fenster, abgeändert werden.

Der Herr Kreisbauinspektor erschien denn auch binnen kurzem, untersuchte alles und jedes und fand, daß unter dem Putze im Innern des Westgiebels eine Wandmalerei war, eine großartige Entdeckung, über die der Herr Bauinspektor hocherfreut war. Natürlich trat jetzt alles andre zurück. Ehe über irgend etwas entschieden werden konnte, mußte diese Malerei bloßgelegt werden. Der Gemeindekirchenrat von St. Katharinen hatte für die Kosten aufzukommen, es stand also nichts im Wege, sachverständige Arbeiter kommen zu lassen, die vier Wochen lang pochten und scheuerten, bis aller Mörtel entfernt war. Richtig, es kam eine Wandmalerei zum Vorschein, die die ganze Wand von der Tür an aufwärts bedeckte. Leider war sie sehr beschädigt. Man sah zwei Beine, einen Hund mit einer Schelle am Halse, einige Holzscheite mit etwas daran, das man vielleicht für Feuer halten konnte, eine jüdische Kegelmütze und mehrere hochgehobne Hände, dazu die Inschrift ... JS CRE ... IS ANNO D .. M ... IL. Diese Inschrift wurde von Doktor Blütgen ergänzt und beleuchtet. Sie lautete: Judaeis crematis anno Domini 1349 oder 1449, für beides lagen Gründe vor. Die Aufdeckung des Bildes machte großes Aufsehen. Durch alle Zeitungen gingen ausführliche Berichte. Wenn sich die Herren Archäologen auch nicht über Stil, Zeit und Gegenstand einigen konnten, so war doch das Bild höchst interessant. Jedenfalls sind Hunde in

Kirchen, noch dazu mit einer Schelle am Halse, äußerst selten nachzuweisen, und der Hund stellte sich als ein Denkmal von hohem kulturhistorischem Werte dar.

Eines Tages kamen auch der Herr Landeskonservator, der Herr Regierungsbaurat und noch ein großes Tier, wohl aus dem Ministerium, an. Der Herr Oberprediger hatte es sich nicht nehmen lassen, die Herrn zu führen, aber seine Erläuterungen und Bemerkungen fanden keine Gegenliebe. Die Herren waren überrascht und entzückt. Jeder fand neue besondre Feinheiten, die bisher noch übersehen waren. Die Säulen, die Kapitäle, das Maßwerk, die Profile, die engen Fenster, das niedrige Gewölbe, die romanische Tür in der Westfassade — eine romanische Tür im jüngsten Teil des Baues war eine sehr beachtenswerte Erscheinung —, alles dies fand sachverständige Würdigung, alles war ganz unschätzbar und durfte nicht angerührt werden. Vor allem bedurfte das Bild der sorgfältigsten Pflege und Schonung. Es mußte sogleich eine Bretterwand errichtet werden, hinter der das Bild während des Baues Schutz finden konnte.

Aber, meine Herren, sagte der Herr Oberprediger, die Wand muß doch um acht Meter verschoben werden.

Lieber Herr Prediger, erwiderte der hohe Herr aus dem Ministerium, kein Gedanke daran. Die Wand darf nicht angetastet werden. Das Bild bleibt an seiner Stelle, und es bleibt genau so, wie es ist.

Es soll also nicht restauriert werden?

Mein Gott, was wollen Sie denn daran restaurieren? Getrauen Sie sich, Herr Prediger, das

Fehlende aus Ihrer Phantasie zu ergänzen? Sie müssen doch selbst sagen, daß jede Ergänzung auf eine Fälschung des Originals hinauslaufen würde. Das Bild wird mit Wasserglas getränkt, die fehlenden Räume werden mit Zementmörtel ausgefüllt und mit einer neutralen Farbe angestrichen. Es wird ja nicht besonders schön aussehen, aber wir dürfen doch um Gottes willen nicht ein solches Kunstdenkmal ergänzen oder übermalen.

Aber die Empore, Herr Geheimrat.

Kann natürlich nicht gebaut werden. Die Orgel muß zu ebner Erde aufgestellt werden. Nehmen Sie doch ein Harmonium, Herr Prediger.

So. Nun wurde die Kirche auch nicht erweitert. Die für die Erweiterung ausgeworfne Summe wurde für eine um so reichere und sorgfältigere Ergänzung des Schmuckwerks ausgegeben, wofür das Geld nach der Meinung der Herren viel besser angewandt werde als zur Errichtung eines Anbaus von sehr fraglichem architektonischem Werte.

Jetzt kamen die Fenster dran. Der Gemeindekirchenrat hatte einfache weiße Scheiben gewünscht, es war aber vorgeschrieben worden, es müsse Glasmalerei sein. Nun aber kam Doktor Blütgen und legte seine alten Glasscheiben vor. Mit großer Mühe und vielem Scharfsinn hatte er die Trümmer zusammengepaßt und wirklich einige ziemlich vollständige und einige unvollständige Tafeln zusammengestellt und ihren Sinn gedeutet. Es waren Szenen aus dem Leben des heiligen Ansgarius, und es ergaben sich interessante Beziehungen des Klosters zu der Kapelle zu Corvey und der Normandie. Außerdem hatte er einige Wappen rekonstruiert und die alten

Geſchlechter feſtgeſtellt, denen ſie gehörten, und die Beziehungen zur Kapelle hatten. Dieſe Wappen hatten vermutlich die unterſten Felder der Fenſter eingenommen. Dies alles legte Doktor Blütgen in einer ausführlichen Denkſchrift dar; er erreichte auch wirklich, daß entſchieden wurde, die Fenſter ſeien wiederherzuſtellen. Die Königliche Regierung ſchoß ſogar aus ihren Fonds fünfhundert Mark zu, verlangte aber, daß die Fenſter in der königlichen Glasmalerei zu Ch. hergeſtellt würden, was die Sache um ſechshundert Mark verteuerte. Dafür lieferte aber auch die königliche Anſtalt Bilder, die durchaus ſtilgerecht und mit allen archäologiſchen Härten behaftet waren. Auch die Wände der Kapelle wurden ſtilgerecht gemalt, nicht hell, wie es moderne Menſchen lieben, ſondern mit ſatten Farben und reichen Teppichmuſtern. Da der Maler dem Herrn Bauinſpektor nicht zu Dank arbeitete, ſo mußte manches zwei oder dreimal gemacht werden. Die Geſtühle erhielten dunkle Eichenholzfarbe, die Tür wurde mit Eiſen gepanzert, als ſei es ein Feſtungstor, aber die Panzerung war ganz ſtilgerecht. Der Kreisbauinſpektor durfte ſich rühmen, die Kapelle in ſo würdiger und ſtilvoller Weiſe wiederhergeſtellt zu haben, daß auch ein ſtrenger Kritiker nichts ausſetzen konnte. Freilich hatte das Geld zu einer Orgel nicht gereicht, man hatte ein Harmonium kaufen müſſen, das hinten in eine Ecke geſetzt wurde. Auch für Paramente und die heiligen Gefäße war nur wenig übrig geblieben, man hatte im letzten Augenblick noch etwas Billiges gekauft. Und die Fenſter —

Nein, Herr Bauinſpektor, ſagte der Herr Regierungsbaurat, als er den Bau in Augenſchein

nahm, so geht das nicht. Man sieht ja jedes alte Stück neben dem neuen. Die neuen sind ja viel zu transparent. Was haben sie denn da in Ch. gemacht?

Eiligst schrieb man nach Ch. und erhielt die Antwort, anders ließe sich das nicht machen. Die alten Gläser seien sehr verwittert, der Schmutz habe sich tief in die Glasmasse gefressen und sei durch kein Waschen zu entfernen. Man hätte, um den neuen Gläsern das Aussehen der alten zu geben, eine schwarze Lasur auflegen müssen, aber das ginge doch wohl nicht.

Warum denn nicht, schrieb der Herr Regierungs=baurat an den Herrn Bauinspektor, lassen Sie ruhig eine schwarze Lasur auflegen. Dies geschah, und nun waren die Fenster wie aus einem Gusse. Der Gesamteindruck war stimmungsvoll, die Kapelle machte den Eindruck des Echten. Wer eintrat, mußte sich in frühere Jahrhunderte versetzt glauben, der Hauch vergangner Zeiten wehte ihm ahnungsvoll entgegen. Von den Wandmalereien und dem kostbaren Bilde am Westgiebel sah man freilich nicht viel.

An einem hellen Junimorgen wurde die Kapelle eingeweiht. Ein geheimnisvoller Dämmerschein füllte den Raum. Die Harmoniumtöne klangen wie über=irdische Klänge aus weiter Ferne. Das beste Publikum aus der Stadt füllte den ganzen Raum, nur ein paar alte Mütterchen vom Mönkeberge hatten sich schüchtern auf die letzten Bänke gesetzt. Der Herr Generalsuperintendent, der die Kapelle weihte, hielt eine schöne Rede — ein Hochgenuß für Feinschmecker — über den „Schmuck des verborgnen Menschen un=verrückt“. Darauf folgte das übliche Festessen. Aber

es fehlte die rechte Festfreude. Der Gemeindekirchenrat von St. Katharinen war verschnupft. Der Bau hatte unmenschlich viel Geld gekostet. Die Kirchenkasse war auf ein Menschenalter ruiniert Man hatte kirchliche Umlagen ausschreiben müssen, und das hatten die Mönkeberger sehr übel genommen, indem sie es für ein schreiendes Unrecht hielten, für eine Kirche, die sie nicht gewollt hatten, auch noch etwas zahlen zu müssen. Man hatte sich nicht verhehlen können, daß die Bimmel auf dem schlanken Dachreiter geklungen hatte wie sieben Jahre teure Zeit, daß das Harmonium kaum zu hören gewesen war, daß die zwei Beine und der Jagdhund mit der Schelle nicht gerade erbaulich ausgesehen hatten, und daß der Raum viel zu eng gewesen wäre, wenn nicht die Mönkeberger vorgezogen hätten, zu Hause zu bleiben. Daß die Tür sowohl zu eng als auch zu niedrig sei, war allgemein aufgefallen. Man hatte den Vorschlag gemacht, wenn nun einmal die alte Tür nicht geändert werden dürfe, zwei neue Türen rechts und links davon einzubrechen, war aber auch hiermit auf Widerstand gestoßen. Dies sei wider den Stil, und es sei nicht ausgeschlossen, daß Sprünge in der Wand entstünden, und daß solche Sprünge sogar über die zwei Beine oder über die Judenmütze liefen.

Seht ihrs, sagte der Herr Konrektor am Stammtische, wenn jetzt einmal einer von euch in dieser Mausefalle totgequetscht wird, dann wißt ihr doch wenigstens, warum es geschieht.

Aber das schlimmste zeigte sich erst im nächsten Winter. Da wurde es so stilvoll dunkel, daß man überhaupt nichts sah. Man mußte Licht auf den

Altar und die Kanzel stellen. So konnte wenigstens der Herr Diakonus notdürftig sehen. Aber von der Gemeinde konnte niemand in seinem Gesangbuch lesen, wenn er nicht ein Wachslicht mitbrachte. Man beschwerte sich beim Herrn Bauinspektor und verlangte Abhilfe. — Ach was, antwortete dieser, in der Kaiser-Wilhelms-Gedächtniskirche in Berlin brennen sie im Winter früh auch Licht. Schafft doch Lichthalter an, natürlich stilvolle mit fünf Armen, das Stück zu hundert Mark. Darauf erklärte der Gemeindekirchenrat, es fiele ihm gar nicht ein, für die Mönkeberger Kapelle auch nur noch einen Groschen auszugeben, sie sei jetzt schon viel zu teuer.

So steht nun die Sache. Was werden soll, weiß niemand. Aber beklagen wir uns nicht. Vollkommnes gibt es nicht in der Welt, und alles Neue muß sich erst einleben. Hoffen wir vielmehr das beste von der Zukunft. Wenn erst einmal ein Hagelwetter die Glasmalerei zerschlagen hat, wird man gewiß nicht anstehn, die neuen Scheiben heller zu machen. Der Herr Oberpfarrer ist leider nicht zu seinem Ziele gekommen, die sittliche Erneuerung des Mönkeberges muß auf spätere Zeiten verschoben werden, dagegen hat der kleine Blütgen seine Absicht erreicht — Quakenborn ist um ein Kunstdenkmal bereichert worden.

15

Von Steuern und Lasten

Wenn man Alt-Rodersdorf in der Mitte seiner dunkeln Bäume, seiner grünen Wiesen und wohlbestandnen Felder liegen sieht, so muß man sich sagen, das ist doch einmal ein Stück Erde, wo es zufriedne Leute gibt. Und wenn man ins Dorf hinein kommt und die sauber weiß gestrichnen Häuser sieht, die schmucken Höfe, die stattliche Domäne, das Schloß des Barons inmitten seines schönen Parks, die neue Schule und die alte Kirche, so wird dieser Eindruck nur noch bestärkt. Und doch hat neulich das ganze Dorf mit Ausnahme des Pastors, des Oberamtmanns und seines Kutschers und einiger andrer, die man an den Fingern herzählen kann, sozialdemokratisch gewählt. Schulze, Schöppen, Kossäten, Häuslinge und Arbeiter haben dem Arbeiterkandidaten Luthals ihre Stimme gegeben. Der Herr Gerichtsdirektor, der Führer der staatserhaltenden Parteien in der Kreisstadt, war ganz außer sich über das Resultat und fragte jedermann nach Auskunft, ohne daß ihm jemand einen bestimmten Grund hätte angeben können. Hätte er mich gefragt,

ich hätte schon Antwort gewußt. Wer die Verhältnisse in Alt-Rodersdorf kennt, dem ist es nicht zweifelhaft, wo die Schuld liegt.

Aber hier muß ich mich erst einmal gegen die Einwürfe meines Freundes Opitz verwahren, der, als ich ihm diese Skizze zu lesen gab, sagte: Fritz Anders, du schwindelst, so etwas gibt es in Preußen nicht. Erstens: von Schwindel kann überhaupt nicht die Rede sein, sondern höchstens von dem Rechte künstlerischer Gestaltung. Und zweitens: gibt es so etwas wirklich in Preußen; das Alt-Rodersdorf steht wirklich auf der Landkarte, wenn auch unter anderm Namen, und was ich erzähle, sind Tatsachen. Aber die Einwendung von Freund Opitz kommt daher, daß Opitz Jurist ist, ein grundgelehrter Herr, der sich nicht denken kann, daß die Dinge in der Wirklichkeit immer noch anders aussehen als in den Akten und den Gesetzbüchern.

Also —

In Rodersdorf gibt es eine Domäne, ferner ein Rittergut, nämlich das freiherrlich Malowsche Gut, und den sogenannten Kamphof, ein Gut mittlerer Größe, sozusagen die ländliche Zugabe zu einem großen Parke und einer schönen Villa. Der Kamphof ist im Besitz eines bekannten, schwer reichen Industriellen, des Herrn Klammbart in M., der im Sommer einige Monate in Rodersdorf verbringt und sein Gut durch einen Inspektor bewirtschaften läßt. Außerdem gibt es noch fünf Bauernhöfe, ein Dutzend Kleinbauern und eine große Zahl von Arbeitern, die teils eigne Häuser haben, teils in Bodenkammern und Hinterhäusern, teils in Arbeiterkasernen untergebracht sind. Diese Arbeiterbevölkerung ist durch die Domäne und Herrn von Malow ins Dorf gezogen worden. Herr

von Malow ist einer von den modernen Edelleuten, die nicht einsehen, warum der Adel daran hindern soll, Geld zu verdienen. Er hat, da sich auf seinem Grund und Boden gute Tonerde findet, eine Steingutfabrik erbaut und beschäftigt einen Haufen Arbeiter.

Für den großen Kindersegen dieser Arbeiterbevölkerung reichten nun die beiden Schulklassen bei weitem nicht aus, es mußte eine dritte Schule gebaut werden, was bekanntlich eine ganze Menge Geld kostet. Wer sollte jetzt die Kosten des Schulbaues aufbringen? Nach dem Gesetze: die Vereinigung der Schulväter. Die bei weitem überwiegende Zahl der Schulväter war aber Arbeiter, die überhaupt keine Staatssteuer, nicht einmal Schulgeld und an die Gemeinde jährlich ein paar Groschen Kommunalsteuern zahlten. Somit blieb die Last auf den Schultern der Besitzenden liegen, die also die Verpflichtung hatten, den Nichtbesitzenden eine Schule zu bauen.

Kinder, sagte der Schulze bei Gelegenheit einer Schulvorstandssitzung, die Sache kann nicht schlimm werden — wir haben ja genug schwer reiche Leute im Orte. Der Oberamtmann? na, der Oberamtmann hat sein Schäfchen im trocknen, und Herr von Malow hat ein schönes Gut und außerdem noch seine Fabrik, und Herr Klammbart ist gut seine drei Millionen wert.

Im Vertrauen auf diesen Hinterhalt beschloß also der Schulvorstand die dritte Schule zu bauen. Da aber ein Bauer bei aller Vorsicht doch die Dinge gern falsch anfaßt, so baute man erst, und dann fragte man danach, wie die Kosten aufzubringen seien. Man wandte sich an Herrn von Malow mit dem Ersuchen, seinen Beitrag zur Schulbaukasse zu liefern. Herr

von Malow erwiderte: In Anbetracht dessen, daß er durch seine Fabrik viele Arbeiter in den Ort gezogen habe, halte er es für billig, daß auch er zum Schulbau beitrage. Er wolle also der Gemeinde fünfhundert Mark schenken.

Was! schenken? riefen die Bauern. Wir lassen uns nichts schenken. Und fünfhundert Mark? So eine Lumperei? Wir werden ihm was flöten, er soll zahlen, was er zu zahlen schuldig ist, nicht einen Pfennig weniger.

Man sandte also an den Herrn Baron ein Schreiben, das nicht in den höflichsten Wendungen abgefaßt war, und verlangte, der Herr Baron solle seinen vollen Anteil bezahlen, was nach der Morgenzahl berechnet so und so viel mache. Dies nahm der Herr Baron sehr übel. Er ließ die Herren Bauern wissen, wenn sie mit dem nicht zufrieden seien, was er ihnen freiwillig angeboten habe, so bekämen sie gar nichts. Denn er sei überhaupt nicht verpflichtet, zu den Schulkosten beizutragen.

Nicht verpflichtet? das wollen wir doch einmal sehen, sagte der Schulze. Der Baron denkt, weil er Baron sei, könne er tun, was er wolle. Gott bewahre, vor dem Gesetze sind alle gleich. Wir wollen doch einmal sehen, ob es noch Gerechtigkeit im Lande gibt.

Der Schulze wanderte mit seinem Papier zu befreundeten Schulzen, Amtsvorstehern und Gerichtssekretären, und alle waren der Ansicht, daß der Baron so gut wie jeder andre zahlen müsse. Darauf verklagte die Gemeinde den Baron, daß er als Patron der Schulstellen und Mitglied des Schulväterverbands seinen Beitrag zur Schulkasse zahlen solle — und verlor den Prozeß mit Glanz. Der Baron habe nach

den Bestimmungen des Allgemeinen Landrechts II, 12 § 36 und dem Ministerialerlasse vom Juni 1888, vergleiche die Entscheidung des Oberverwaltungsgerichts vom 11. Dezember 1896, als Gutsherr des Dorfes das Bauholz zum Schulbau zu liefern, sei aber von andern Schullasten frei. Da es sich nun bei vorliegendem Streite nicht um Lieferung von Baumaterialien handle, sondern um Beiträge zur Schulkasse, so habe der Baron nichts zu zahlen. Die Bauern machten verdutzte Mienen und meinten, das ginge nicht mit rechten Dingen zu, der Baron müsse wohl Freunde auf dem Gerichte haben, und eine Krähe hacke der andern die Augen nicht aus. Und der Schulze lief mit seinem Papiere bei allen benachbarten Schulzen und rechtsverständigen Leuten herum. Aber da war nichts zu machen. Halt! Als Gutsherr war der Patron von Schulbeiträgen frei, aber nicht als Besitzer einer Steingutfabrik. Na warte, Baron, sagte der Schulze, wir werden dich jetzt schon fassen.

Es war wieder nichts. Es stellte sich heraus, daß die Fabrik zwar unmittelbar an der Flurgrenze, aber doch jenseits, auf dem Gebiete von Neu-Rodersdorf liege. Von Neu-Rodersdorf aus wurde die Fabrik zu den Kommunalsteuern herangezogen, und die Neu-Rodersdorfer machten damit ein ausgezeichnetes Geschäft, und dies um so mehr, als dort keine Fabrikarbeiter wohnten. Das ist aber doch ungerecht! sagten die Alt-Rodersdorfer. Wiederum erfolgte allgemeines Zucken der Achseln. Es war nichts zu machen. Höchstens, hieß es, könnten die Alt-Rodersdorfer die Neu-Rodersdorfer auf Grund von § 53 des Kommunalsteuergesetzes vom 14. Juli 1893 auf Schadenersatz verklagen.

Die Bauern griffen schleunigst zu, verklagten die Neu-Rodersdorfer und — verloren ihren Prozeß. Nach § 53 des gedachten Gesetzes sei Neu-Rodersdorf verpflichtet, die Kommunalausgaben zu ersetzen, wenn durch eine auf Neu-Rodersdorfer Flur gelegne Fabrik der Alt-Rodersdorfer Gemeinde „erhebliche" Lasten entstünden. Es könne jedoch nicht anerkannt werden, daß die von letzterer Gemeinde nachgewiesnen Lasten erheblich seien, und daß eine „Überbürdung" der Gemeinde stattfinde, wenn auch einzelne Mitglieder der Gemeinde belastet seien. Wieder sahen sich die Bauern mit verdutzten Gesichtern an und meinten, das gehe nicht mit rechten Dingen zu und habe nur darum einen solchen Ausgang genommen, weil des Amtsrichters Schwager eine Neu-Rodersdorferin zur Frau habe. Der Schulze aber schleuderte in der Schulvorstandssitzung die Entscheidung des Gerichts entrüstet auf den Tisch und rief: Das ist ja aber zum demokrat'sch werden.

Nun war noch der Herr Oberamtmann da. Auch dieser hatte viele Arbeiter ins Dorf gebracht und hatte seinen Nutzen von ihnen. Von den Arbeitern war nichts zu haben, also mußte doch wohl die Domäne für den Schaden aufkommen, den ihre Arbeiter der Gemeinde verursachten, meinten die Bauern. Wenns nur wahr ist, sagte einer, der schon mißtrauisch geworden war. Richtig! vom Oberamtmann war auch nichts zu haben. Königliche Domänen dürfen zu Steuern nicht herangezogen werden. Als der alte Michaels einmal im Tomsholze beim Scheibenschießen mit dem Herrn Oberamtmann zusammenkam, interpellierte er ihn über die Steuerfrage: Was ich Sie fragen wollte, Herr Oberamtmann, aber Sie dürfen

mirs nicht übel nehmen — unsereins ist ja nur ein dummer Bauer und versteht das nicht so . . .

Fragen Sie nur, lieber Michaels.

Also was ich fragen wollte: Jeder Mensch muß doch seine Steuern zahlen, und das muß auch sein. Warum müssen Sie denn keine Steuern zahlen?

Weil ich meine Pacht an den Staat zahlen muß. In der Pacht stecken meine Steuern drin. Verstehn Sie das?

Michaels zog die Augenbrauen hoch und dachte nach, aber er verstand es nicht.

Na sehen Sie mal, Michaels, ich muß, ich will einmal sagen 29700 Mark Pacht und 300 Mark Steuer zahlen, so ist das doch ganz genau dasselbe, als wenn ich 30000 Mark Pacht und keine Steuern zahle. Die Steuern sind eine Last, und die Last geht, wie Sie wissen, von der Pacht ab. Verstehn Sie das?

Ja, sagte Michaels, das verstehe ich. Wenn Sie extra Steuern zahlen sollten, das würde so sein, wie wenn der Staat sein Geld aus der rechten in die linke Hosentasche steckt.

Ganz genau so.

Aber Herr Oberamtmann, warum bezahlen Sie denn keine Kommunalsteuern?

Die zahle ich wohl, aber nicht an euch. Ihr wißt doch, daß die Domäne einen Gutsbezirk für sich bildet.

Ja, das weiß ich. Sie und Ihre liebe Frau und Mamsell Schattenberg und der Kutscher und der Amtshof machen die Amtskommune, und wir und alle Ihre Arbeiter und alle Wege und Brücken und das Armenhaus und die Schulen machen die Ortskommune.

Ganz genau so.

Michaels zog wieder die Augenbrauen hoch und dachte nach. — Herr Oberamtmann, was ich sagen wollte, nichts für ungut, unsereins hat das nicht studiert und ist nur ein dummer Bauer, warum tragen Sie denn keine Schullasten?

Ja, lieber Michaels, für seine Kinder muß jeder selber sorgen.

Da haben Sie ja Recht, Herr Oberamtmann, so wars früher. Da hatte jeder sein Schulgeld zu zahlen und seine Würste und Brote und sein Quartalgeld. Aber jetzt ist das Schulgeld abgeschafft, und es wird alles aus der Schulkasse bezahlt. Na, was die Arbeiter zahlen, das wissen Sie ja selbst, das ist leider wenig, also müssen die paar Besitzenden den Arbeitern die Schule bauen und den Lehrer anstellen.

Die starken Schultern müssen eben für die schwachen mittragen.

Ja, das müssen sie. Sie gehören aber doch auch zu den starken Schultern und tragen nicht mit.

Ich sagte Ihnen ja schon, lieber Michaels, erwiderte der Oberamtmann, der anfing, ungeduldig zu werden, daß ich nicht zur Kommune gehöre.

Sie nicht, aber Ihre Leute, die Sie ins Dorf gebracht haben, und von denen Sie Nutzen ziehen. Aber die Gemeinde hat gar nichts davon wie Scherereі und Kosten, und nun sollen wir paar Bauern für Ihre Arbeiter Schulen bauen. Ist denn das recht?

Ob das recht ist, weiß ich nicht, es ist aber einmal so, erwiderte der Oberamtmann und ging ab. Michaels zog die Augenbrauen hoch und fing an, an der Gerechtigkeit des Staates ernstlich zu zweifeln, und der Oberamtmann meinte: Es ist doch ein alter

Krakeeler, der Michaels. Ich hätte es von dem Manne nicht gedacht, daß er auch schon von den modernen Ideen angesteckt ist.

Da der Baron und der Oberamtmann zu den Schullasten nicht heranzuziehn waren, so schieden aus der Flur 3500 Morgen aus, es blieben nun noch 2000 Morgen übrig, die sich nach Abzug des geringen Anteils, der auf die Kleinbauern und Häusler kam, zur einen Hälfte auf das Klammbartsche Gut, zur andern Hälfte auf die fünf größern Bauernhöfe verteilten. Die Besitzer dieser Höfe waren Michaels, Schrader, der zwei Höfe besaß, Wunnecke und der Schulze Schierholz. Jetzt kam also auf Klammbart fast die Hälfte der Schullasten. Das ärgerte diesen Herrn sehr. Nicht daß es ihn besonders belastet hätte, aber er sah nicht ein, warum gerade er den Bauern die Schule unterhalten sollte, während der Oberamtmann und der Baron befreit waren. Er verpachtete also kurzerhand sein Gut an seinen Inspektor, baute sich eine Villa im Taunus und ward von Stund an in Alt-Rodersdorf nicht mehr gesehen. Er konnte nun nicht mehr zu irgendwelchen Steuern herangezogen werden, da er seinen Wohnsitz nicht mehr im Dorfe hatte. — Warum übernehmt ihr denn nicht die Schulkosten auf die Gemeinde, riet der Herr Stadtsekretär dem Schulzen, der klagenderweise bei ihm vorgesprochen hatte. Hernach muß Klammbart in die Kommunekasse seine Steuern zahlen, er mag wohnen, wo er will. Ging wieder nicht. Denn auch das Klammbartsche Gut bildete einen Bezirk für sich. Ei, so legt doch die drei Bezirke zusammen, sagte der Stadtsekretär. — Geht denn das? fragte der Schulze. — Freilich, nach § 128 der Landgemeindeordnung

können mehrere Bezirke zu einem Zweckverbande zusammengelegt werden. Auch das gelang nicht, denn da zwei der Beteiligten widersprachen, so mußte das Beschlußverfahren eintreten, wobei die Widersprechenden gezwungen werden konnten, wenn ein „öffentliches Interesse“ vorlag. Man entschied aber, ein öffentliches Interesse liege in Alt-Rodersdorf nicht vor, da Bezahlen der Hauptsache nach die Sache jedes einzelnen sei. Jeder Drescher, jeder Knecht, jedes Dienstmädchen wurde kräftig zur Steuer herangezogen, jedes Haus, jeder Schornstein, jedes Feldstückchen wurde besteuert. Selbst Fräulein Schattenberg mußte als „Schulvater“ zu den Schulkosten beitragen, was sie trotz der Ordnung vom September 1882 und der Entscheidung des Oberverwaltungsgerichts für eine Ungerechtigkeit und einen Skandal erklärte. Aber alles dies gab zusammen nur einen geringen Betrag. Es gehörten viele Leute dazu, hundert Mark Steuern zusammen zu bringen. Die Hauptsache mußten die vier Bauern leisten. Inzwischen konnte der Pächter des Klammbartschen Gutes aber auch nicht erheblich zur Steuer herangezogen werden, sondern nur nach dem vorgeschriebnen Satze von drei Mark Einkommen für den Morgen. Aber auch von diesem Einkommen zahlte er nichts, denn inzwischen waren die Preise in unerhörter Weise gesunken. Der Weizen kostete 120 Mark, der Roggen 135 und der Zucker 13 Mark. Es wurde dem Pächter leicht, auf Grund seiner Bücher nachzuweisen, daß er unter diesen Umständen nichts verdiene, sondern zusetze, und er wurde steuerfrei.

Die Schullast blieb jetzt auf den vier Bauern hängen. Sie mußten Kapital aufnehmen, das Kapital verzinsen und amortisieren und hätten auch einen

neuen Lehrer besolden müssen, wenn nicht die Regierung ein Einsehen gehabt und gestattet hätte, daß die zwei schon angestellten Lehrer den Unterricht der drei Klassen unter sich verteilten.

Auch der Herr Oberamtmann reklamierte bei der Steuereinschätzungskommission und erreichte, daß er auf zwölf Mark Steuer herabgesetzt wurde, daß er also gerade so viel zahlte wie sein Kutscher. Und der Herr Baron, der sich seine Bücher von seinem Rechnungsführer nach allen Regeln der Kunst führen und seine wirtschaftliche Bilanz in Leipzig aufstellen ließ, rechnete ebenfalls heraus, daß er nichts verdiene, und wurde ebenfalls steuerfrei.*) Aber die Herren Michaels, Schrader, Wunnecke und Schierholz mußten zahlen.

So reklamiert doch, sagte der Herr Oberamtmann.

Was wirds helfen, erwiderte Michaels, unsereins ist ja nur ein dummer Bauer. Wenn Sie kommen, Herr Oberamtmann oder der Herr Baron, dann gilt, was Sie sagen, wenn aber unsereins kommt, so heißt es: Nichts, es muß gezahlt werden.

Michaels, erwiderte der Herr Oberamtmann, seien Sie doch nicht ein solcher Schlummerkopf. Geschenkt wird in Preußen niemand etwas, mir nicht und dem Baron auch nicht. Man muß sein Recht suchen. Und wenn ihr das nicht tut, dann könnt ihr euch nicht wundern, wenn euch euer Recht nicht wird. Also reklamiert doch.

---

*) Diese Bilanz ausrechnenden Anstalten mögen den Herren Interessenten warm empfohlen werden. Mir ist ein Fall bekannt, daß 80000 Mark Unterbilanz ausgerechnet wurden, während tatsächlich der Witwe des Besitzers 20000 Mark Ertrag ausgezahlt wurden. Mehr kann man nicht verlangen.

Wenn Sie meinen, Herr Oberamtmann.

Michaels steckte also seine alte schmierige Brieftasche, in der er die Hieroglyphen einzutragen pflegte, die seine Buchführung vorstellten, in die Tasche, ging zur Stadt zur Steuereinschätzungskommission, reklamierte und wurde kurzerhand abgewiesen. — Na ja, sagte er zu seinen Leidensgenossen, ich habe es doch gleich gesagt, wenn unsereiner reklamiert, dann hilft das nichts. Die vier Bauern also zahlten ihre Steuern, und der Herr Oberamtmann und der Herr Baron zahlten nichts oder so gut wie nichts.

Man sah aber den armen reichen Leuten, die keine Steuern zahlten, durchaus nicht an, daß sie hungerten. Der Oberamtmann gab ein großes Jagdessen nach dem andern, und der Herr Baron feierte eine Taufe, bei der es hoch herging und der Champagner nicht geschont wurde. Eine Karosse nach der andern fuhr durchs Dorf und aufs Schloß von lauter armen Leuten, die keine Steuern zahlten. Das ärgerte Michaels ganz gewaltig. Er nannte den Baron nur noch den Schnorrer und sagte, er werde es dem Baron schon noch weisen, wer er, der Baron, und wer er, Michaels, sei.

Bald darauf ging das Gerücht durchs Dorf, Michaels, der alte brave Michaels hätte den Baron verhauen und müßte ins Zuchthaus. So schlimm war nun die Geschichte nicht gewesen, aber immerhin schlimm genug. Folgendes war geschehn. Michaels war mit einer Fuhre Mist den Riesberger Weg gefahren, der Baron war mit seinen ungeduldigen Pferden hinter ihm hergekommen. Der Weg war zu schmal, als daß ein Wagen leicht am andern hätte vorbeifahren können. Michaels wußte das wohl, aber rührte sich nicht.

Der Kutscher des Barons klatschte und schimpfte, Michaels zog den Kopf zwischen die Schultern und wich nicht aus. Jetzt versuchte der Kutscher des Barons den Ackerwagen zu umfahren und geriet dabei mit zwei Rädern in den Graben, Michaels bog auch nicht einen Schritt zur Seite. Da schlug der Kutscher, um sich Raum zu schaffen, nach den Pferden des Bauern und traf diesen über die Hand, der schlug wieder zurück nach dem Kutscher und traf den Herrn Baron auf seinen neuen feinen Hut. Der Baron war wütend gewesen und hatte gedroht, das solle Michaels teuer zu stehn kommen.

Es dauerte auch nicht lange, so wurde er als Angeklagter in Sachen tätlicher Beleidigung des Freiherrn, Baron von Malow vor Gericht gefordert.

Michaels zog also am angegebnen Tage sowohl zerknirscht, als auch ingrimmig zur Stadt und aufs Gericht und wurde, wenngleich die Herren die Sache milde ansahen, zu zwanzig Mark Strafe verurteilt. Die Tatsache allein, daß Michaels nicht hatte ausbiegen wollen, stellte sich als ein Ausdruck der Mißachtung dar und müsse als Beleidigung gestraft werden. Eine Stunde darauf saß Michaels in Lindemanns Wirtschaft, um seinen Zorn mit einigen Gläsern Bier abzukühlen. Dort schlossen sich ihm einige bekannte Herren aus der Stadt an, und Michaels erzählte seine Geschichte mit gebührender Ausführlichkeit.

Es war aber doch nicht recht von Ihnen, daß Sie vor dem Baron nicht auswichen, sagte Doktor Müller.

Herr Doktor, erwiderte Michaels, wer keine Steuern zahlt, der ist in meinen Augen ein Schnorrer, und vor einem Schnorrer weiche ich mit meinem

Wagen nicht aus. Denn das ist doch ein Unrecht vom Staate, der Oberamtmann zahlt keine Steuern oder leider wenig, der Baron gar nichts, und wir Bauern müssen zahlen, daß uns die Augen übergehn.

Ja, lieber Michaels, warum reklamieren Sie nicht?

Habe ich getan, Herr Doktor. Da hieß es, ich müßte nachweisen, was mein Einkommen sei. Gut, ich lege meine Brieftasche hier vor, in der alles drin steht, was ich eingenommen habe. Da lachten mich die Herren aus und sagten: Das gelte nicht.

Nein, Herr Michaels, das gilt auch nicht. Sie müssen eine ordentliche Rechnung aufstellen.

Das haben sie mir auf dem Landratsamte auch gesagt, eine Rechnung wie beim Bankier mit Bilanz, Inventar und allem Zauber.

Ja freilich. Sie müssen eben alles ordnungsgemäß aufschreiben, dann wissen Sie, was Sie für ein Einkommen haben. Rechnen, rechnen, lieber Michaels!

So reden Sie. Unsereiner rechnet auch, aber in seiner Weise. Alles aufschreiben wie ein Kaufmann, das geht nicht. Das geht ganz und gar nicht.

Herr Michaels hat Recht, sagte einer der Anwesenden. Der Bauer ist kein Kaufmann, der Bauer hat gar keine Zeit zur Buchführung, er hats übrigens auch nicht gelernt.

Nun, so lerne er es, meinte der Doktor Müller.

Das ist so einfach nicht, Herr Doktor. Die jetzt jung sind, die könnten es vielleicht noch lernen, aber die alten können es nicht mehr lernen. Sollen sie rechtlos sein, weil sie nicht mehr gelernt haben, als zu ihrer Zeit für genügend gehalten wurde?

Das sage ich ja, meinte Michaels.

Und dabei ist die Schreiberei nicht einmal gut, fuhr der andre fort, das gibt die bekannten lateinischen Bauern, die alles schönstens in den Büchern und nichts in der Scheune haben.

Das sage ich ja, das sage ich ja, rief Michaels.

Meine Herren, ist das nicht himmelschreiend, der große Ökonom, der sich seinen Buchhalter halten kann, rechnet es sich heraus, daß er nichts verdient, und wird steuerfrei, aber der kleine Landwirt, der unter der schlechten Zeit ebenso leidet, muß volle Steuern zahlen, weil er nicht imstande ist, eine Rechnung aufzustellen, die vor den Herren in der Kommission Gnade findet. Das muß doch die Leute verbittern.

Das sage ich ja. Das ist doch ein Unrecht, und das muß doch einen Menschen kränken. Und darum bleibe ich dabei, wer keine Steuern zahlt, das ist ein Schnorrer, und vor einem Schnorrer weiche ich nicht aus, und wenn es zwanzig Mark kostet.

Man konnte den alten Michaels beklagen, aber helfen konnte man ihm nicht. Man ging nach Haus, und Michaels blieb sitzen, trank Bier und erzählte seine Geschichte noch ein halbes Dutzend mal. Je öfter er sie aber vortrug, desto verbitterter wurde sein Gemüt, und desto mehr schimpfte er auf den Staat, wo es nicht nach Recht und Ordnung zugehe. Als er aber am Nachmittag etwas wankenden Schrittes nach Hause ging, stand es bei ihm fest: Das nächstemal wird der Sozialdemokrat gewählt.

Auch Schrader beklagte sich, daß ihm Unrecht geschehe. Schrader besaß zwei Höfe, seinen väterlichen Hof und einen andern, den er bei einer Erbschaft übernommen hatte. Er hatte aber an die Miterben soviel auszahlen müssen, daß ihm selbst von dem Hofe

nicht viel Eigentum übrig geblieben war. Bei der Verteilung der Schulsteuern wurde er nun doppelt herangezogen, für seinen alten und seinen neuen Hof. Er erhob Widerspruch und wandte ein, daß der neue Hof so sehr mit Schulden belastet sei, daß er ihm eigentlich gar nicht gehöre. Aber seine Beschwerden wurden zurückgewiesen. Bei den Schulsteuern dürften Schulden nicht in Abzug gebracht werden, es gehe bei der Verteilung einfach nach dem Werte der Grundsteuer. Schrader wollte das nicht begreifen und erkundigte sich allenthalben, ob das auch Rechtens sei. Es war aber Rechtens. — So, sagte Schrader, wenn das recht ist, so ist es auch recht, wenn ich das nächstemal den Sozialdemokraten wähle.

Nicht weniger fühlte sich Wunnecke ungerecht belastet. Er hielt auf Bildung und hatte seine zwei Söhne in die Stadt auf die Realschule geschickt, wo sie nur mäßige Fortschritte machten. Das kostete den Vater für Schulgeld und Pension jährlich 1800 Mark. Er zahlte also über sein Vermögen Schulkosten nach der Stadt und sollte nun auch noch die Dorfschule unterhalten, von der er für seine Kinder nichts hatte. Und die Arbeiter, die täglich Geld genug zum Vertrinken hatten, zahlten nicht einmal Schulgeld. Das sei Unrecht vom Staate, meinte er, wenn das nicht anders würde, so ginge alles zugrunde, und man täte am besten, den Sozialisten zu wählen.

Inzwischen hatte die Lage der Dinge auch das Mißfallen der Herren Sozialen erregt. In einer ihrer Versammlungen war zur Sprache gebracht worden, daß in Alt-Rodersdorf drei Schulklassen von zwei Lehrern unterrichtet würden, sodaß auf jeden Lehrer über hundert Kinder kämen. Da nun die

Sozialdemokraten gerade mit der Vorbereitung der Reichstagswahlen beschäftigt waren und jede Gelegenheit benutzten, um an die ländliche Bevölkerung heranzukommen, so entsandten sie ein paar Genossen, um die Sache zu untersuchen und eine Bewegung in Gang zu bringen. Die Genossen fanden es denn auch so, wie berichtet worden war, und das gab ihnen eine schöne Gelegenheit, bei den Arbeitern nach bewährter Methode einzuheizen: Was, so etwas laßt ihr euch gefallen? Das ist nur der Geiz von den Bauern, die den dritten Lehrer ersparen wollen. Am liebsten nähmen sie euch auch noch die zwei weg, daß eure Kinder dumm bleiben und nicht wissen, was ihr Recht ist. Kein Lehrer darf mehr als siebzig Schulkinder haben. Das ist das Gesetz, aber bei euch wird das Gesetz nicht gehalten. Ihr müßt euch beschweren und der Regierung schreiben, wie es in Rodersdorf zugeht. Ihr zahlt doch auch eure Steuer, aber nach euch fragt kein Mensch, wenn nur der fette Bauer hübsch warm sitzt. Und so kam eine mit zahlreichen Unterschriften versehene Petition an die Regierung zustande, in der um Abstellung der schreienden Mißstände gebeten wurde. Zu derselben Zeit erschien im Parteihauptblatte ein bösartiger Aufsatz, worin zu lesen war: Im Regierungsbezirke M. herrschten unglaubliche Zustände. Dort gebe es Schulen, in denen drei Klassen von je hundert Schülern von zwei Lehrern unterrichtet würden (etwas mußte doch dazu gelogen werden), sodaß auf den Lehrer hundertfünfzig Schüler kämen. In einem Orte der Inspektion Labichau sei dies der Fall. Dazu sei der eine Lehrer alt und stumpf, und der andre spiele alle Abend Skat. In der Armee komme auf zwölf Gemeine ein Unteroffizier,

also auf zwölf Lernende ein Lehrer. So sorge der Militarismus für sich. Aber bei den Kindern der Arbeiter komme ein Lehrer auf hundertfünfzig Schüler. Da sehe man es wieder, daß im Staate alles verfault und verrottet sei. Es werde auch nicht eher besser werden, als bis die neue soziale Weltordnung eingeführt sei. Dann werde man es erleben, daß auf zwölf Kinder ein Lehrer komme, dann werde aller Unterricht frei sein, und dann könne auch des Arbeiters Sohn Professor werden.

Daß ein Exemplar dieser Zeitung in die Hände des Ministers geraten und dabei eine Anfrage bei der betreffenden Regierung eingelaufen sei, ist wahrscheinlich, aber nicht bekannt geworden, jedenfalls verfügte die Königliche Regierung bald darauf, daß die Verwaltung von drei Klassen durch zwei Lehrer zu Alt-Rodersdorf nicht mehr gestattet werden könne. Der Schulamtskandidat Schmidt habe den Auftrag erhalten, am Ersten nächsten Monats zur Übernahme der dritten Stelle in Rodersdorf einzutreffen.

Dies verursachte einen großen Schrecken im Schulvorstande. Man machte der Regierung sogleich dringende Vorstellungen. Es sei nichts geschehn, weswegen die bisher gegebne Erlaubnis zurückgezogen werden müßte. Der Herr Schulrat habe sich bei seiner letzten Revision selber anerkennend über den Stand der Schule ausgesprochen. Die Gemeinde sei schwer belastet, und man bitte, es bei der bisherigen Einrichtung zu lassen. Die Regierung antwortete kurz und schneidig, es müsse lediglich bei der Verfügung vom so und sovielten bleiben.

Da warf der Schulze zornig seine Mütze auf den Tisch und rief: Jetzt ist es aber wirklich zum demo-

krat'sch werden. — Ja, das ist es, antwortete der Chorus.

Acht Wochen später wählte ganz Alt-Rodersdorf sozialdemokratisch.

Nach einiger Zeit traf der Oberamtmann den alten Michaels. — Sie sind mir ein schöner Patriot, sagte er, Sie haben doch auch den Arbeiterkandidaten gewählt.

Das habe ich, Herr Oberamtmann, wir sind ja nur dumme Bauern —

Ja, weiß Gott, das seid ihr. Seht ihr denn nicht ein, daß ihrs macht wie jener Junge, den seine Stiefel drückten, und der sie auszog und ins Wasser warf und heulte: Das ist meinem Vater schon recht, daß ich nun frieren muß, warum kauft er mir keine bessern Stiefel? O ihr Schlummerköpfe, denkt ihr denn, daß euch die Sozialdemokraten helfen? Wißt ihr denn nicht, daß es Luthals gewesen ist, der euch die Sache mit dem dritten Lehrer eingebrockt hat?

Michaels zog die Augenbrauen hoch und dachte nach. Eine Ahnung von Verständnis wollte in ihm aufdämmern, aber bald verschwand sie wieder. — Ja, wer hilft uns? Uns hilft kein Mensch.

Ich habe vor Jahr und Tag eine Geschichte erzählt: „Was für Erfahrungen der Herr Konsistorialrat machte." Diese Geschichte ist in die rechten Hände gekommen und hat mit dazu beigetragen, daß alte, widersinnig gewordne Verordnungen durch ein neues Gesetz ersetzt worden sind. Hoffentlich hilft das neue Schullastengesetz auch hier.

16

Der fiskalische Wald

Das Andenken des alten Oberförsters Schlettau in Buchenbeck wird in der ganzen Gegend des Buchenbecker Forstes bis auf den heutigen Tag wert gehalten. Als er gestorben war und das Trauergeleite, an dem sich Stadt und Land der ganzen Umgegend beteiligt hatte, auseinanderging, wurde einstimmig die Meinung geäußert: So einen Oberförster kriegen wir nie wieder. Man muß nicht denken, daß der Oberförster Schlettau ein nachlässiger Beamter gewesen sei, er war jederzeit auf seinem Posten, und er ließ auch kein Unrecht durchgehen, aber er verstand die große Kunst, Nebensachen als Nebensachen zu behandeln. Er war kein Bureaumensch, er hatte seine Freude an seinem Walde und gönnte diese Freude auch andern Leuten. Er hatte es gern, Wanderern in seinem Walde zu begegnen, und wenn sie sich halbwegs zivilisiert betrugen, so dankte er auf einen Gruß mit tiefen Baßtönen und freundlichem Nicken.

Der Herr Oberförster hatte nämlich über den

Wald seine besondern Gedanken, von denen wir von vornherein zugeben wollen, daß sie altmodisch waren, und zwar waren es sozialpolitische Gedanken. Die Sozialdemokratie auf dem Lande, pflegte er zu sagen, kommt von der Separation. Dadurch, daß die Bauern allen gemeinsamen Besitz unter sich aufgeteilt haben, ist der besitzlose Stand auf dem Lande entstanden. Wer nichts hat, ist natürlich zu allen Dummheiten zu haben. Wer seine Beine noch auf ein Stückchen Erde stellt, das ihm gehört, der ankt nicht nach sozialdemokratischen Luftschlössern. Wo gibt es aber jetzt noch Besitz, an dem auch der Ärmste seinen Anteil hat, außer dem Walde? Ich freue mich, wenn das Proletarierkind im Walde seine Blumen und seine Beeren pflückt. Den Förster hole der Deibel, der es dabei stört. Nur Unfug treiben sollen sie nicht. Ich freue mich über den Arbeiter, der Sonntags im Walde spazieren geht. Davon wird er nicht schlechter. Und wenn er sich im Jahre einmal einen Schippenstiel oder sein Junge eine Gerte mitnimmt, davon werden wir nicht ärmer.

Grob war der Herr Oberförster, das muß man sagen, sogar sackgrob. Es nahm ihm aber niemand seine Derbheit übel. Denn es war keine bösartige Grobheit, sondern nur eine rauhe Schale zu einem weichen Kern. Man wußte, daß er es gut meinte, und zwar gerade dann am besten, wenn er am gröbsten war. Die Kinder fürchteten sich nicht vor seinem wilden, rötlich-weißen Barte — ein gutes Zeichen. Wenn der Oberförster einem Trupp Kinder im Walde begegnete, so liefen sie nicht davon, sondern stellten sich fein ordentlich an den Weg, schwenkten die Mützen und krähten ihren: Guten Morgen, Herr Ober-

förster. Darauf nickte er ihnen zu und sagte, grimmig schmunzelnd: Verflixtes Grobzeug.

Auch mit den Bauern kam er ausgezeichnet aus. Wenn Holzauktion war, so wußte er durch etliche Kraftworte zur rechten Zeit die Kauflust im Gange zu erhalten: Na, Meister Hannes, Sie alter Leimsieder, Sie denken wohl, wir sollen Ihnen noch Ihr Holz auf den Hof fahren? Warum bieten Sie denn nicht? Bequemer können Ihnen die Stämme doch nicht liegen. Taxe: Vierundzwanzig Mark. — Fünfundzwanzig, sagte Meister Hannes, dem die Anregung förderlich gewesen war, und die Sache war gemacht. Noch mehr bedeutete es, daß er auch den heikelsten Punkt der Bauern, die Jagdfrage, zur allseitigen Zufriedenheit mit seiner urwüchsigen Grobheit löste.

An den fiskalischen Wald grenzten die Fluren von Schiedlingen, Bossenstedt und Blankenbeck. In der Jagdzeit setzten sich nun die Herren Bauern Abends auf ihre Felder dem Walde gegenüber und schossen jeden unvorsichtigen Hasen und jeden kleelüsternen Rehbock weg. Das mußte natürlich den Forstmann kränken. Zu machen war nichts. Die Bauern waren in ihrem Rechte. Wenn sie es nun einmal wieder zu toll getrieben hatten, so erschien der Oberförster auf einer Dorftreibjagd — eingeladen wurde er jedesmal — und „kaufte sich seine Urians“:

Guten Morgen, meine Herren. Sie jagen schon wieder? Ich wundre mich nur, daß bei Ihnen auf der Flur noch was Schießbares herumläuft.

Wieso denn, Herr Oberförster?

Weil ihr Himmelhunde das Pulver nicht halten könnt. Herrgott, was habt ihr einmal wieder unterm

Forst gepulvert. So was ist keine Jagd, so was ist eine Schweinerei.

'S ist auch wahr, es ist ein bißchen viel dies Jahr geschossen worden.

Freut mich, wenn ihr das einseht. Denkt ihr denn, daß bei mir im Walde die Rehe jungen wie die Karnickel? Wenn ihr alles wegschießt, was kaum handhoch aufgesetzt hat, dann muß es doch auch einmal alle werden. Und den Schiedlingern könnt ihr in meinem Namen sagen, wenn sie nichts weiter fertig brächten, als so eine arme Kreatur von Ricke anzukrakeln, daß sie hernach die Füchse holen, dann möchten sie lieber mit ihren Knarren zu Hause bleiben.

Jawohl, Herr Oberförster, schießen kann von den Schiedlingern keiner, das weiß die ganze Gegend.

Und wenn ihr einmal den Blankenbecker Kantor seht, so könnt ihr ihn von mir grüßen und ihm sagen, wenn ers durchaus nicht lassen könnte, auf den Anstand zu gehn, so sollte er wenigstens sein Gewehr wie ein Christenmensch tragen, man sehe es ihm ja auf eine halbe Stunde weit an, daß er keinen Jagdschein habe.

Solche Erörterungen verursachten großes Gaudium. — Es ist ein alter Deutscher, pflegten dann die Bauern zu sagen. Aber es ist ein guter Mann. Und Recht hat er auch. Darauf beschränkte man seine Jagdlust und verabredete sogar eine Art von Schießplan.

Das Hauptsommerfest der ganzen Gegend war das Eggelinger Brunnenfest. Mitten im Forste lag ein Gasthaus: „Zum Eggelinger Brunnen." Hier pflegten die Revierförster der Gegend zusammenzukommen und ihre Schießübungen zu halten. Auch

Gäste aus den umliegenden Dörfern und aus der Stadt Dorneberg pflegten sich einzustellen — meist zu Wagen, denn die Entfernungen waren etwas groß. Wenn aber Eggelinger Brunnenfest war, gab es an schönen Tagen eine ganze Völkerwanderung. Man pflückte Blumen, man bestieg die Königseiche, in deren Zweigen eine Bühne nebst Leitern angebracht war, man lagerte sich auf der Wiese und kochte Kaffee. Das Holz zum Kaffeefeuer wurde aus dem Walde geholt, mag sein, daß dabei auch manch gutes Stück mit verbrannt wurde. Wenn sich ein allzu diensteifriger Förster darüber beklagte, erwiderte der Oberförster: Ach was! Dummheiten. Mit dem, was eure Holzhacker an einem Tage über ihr Deputat wegschleppen, bestreite ich das ganze Brunnenfest. Der Oberförster fehlte zum Feste nie, er und seine Frau und sein Mariechen, ein junges Mädchen mit großen braunen Augen, lachendem Munde und langen Zöpfen, saßen in der Honoratiorenlaube und empfingen die angesehenen Gäste. Sie betrachteten das Fest als ihre Gesellschaft, die sie der umliegenden Gegend im Forste gaben. Es war sehr hübsch da. Und wenn der Tag verregnete, so gab es eine schwere Sitzung in der Gaststube des Wirts. Kenner behaupten, das sei bisweilen, wenn der Oberförster bei Laune war, noch hübscher gewesen.

Nun war er gestorben, und die öffentliche Meinung der Gegend hatte sich dahin ausgesprochen: Einen solchen Oberförster kriegen wir nie wieder. Der neue Oberförster, Herr von Papenberg, war weit davon entfernt, dieser Meinung zuzustimmen. Vielmehr hielt er es für unbegreiflich, wie man einen Mann, der so wenig Beamter und fast schon verbauert gewesen

sei, solange im Amte habe lassen können. An dem Zustande der Registratur hatte er, wahrscheinlich mit Recht, manches auszusetzen. Der Wald war aber in Ordnung, und der Ertrag, den er gab, gehörte zum höchsten des ganzen Bezirks. Nichtsdestoweniger nahm sich der neue Oberförster vor, auch hier energisch einzugreifen und die Waldwirtschaft seines Bezirks zu einer Musterwirtschaft zu machen.

Natürlich wurde der neue Oberförster von allen Seiten sogleich in scharfe Beobachtung genommen. Der Wald war für die ganze Einwohnerschaft der Gegend, die hier ihren Unterhalt hatte, ihren Holzbedarf kaufte oder stahl oder ihre Erholung suchte, eine Sache von großer Bedeutung. Die ersten Beobachtungen, die man machte, waren nicht erfreulich. Der Oberförster trug Handschuhe und einen Kneifer, rauchte Zigaretten und trank keinen Grog. Im Kasino zu Dorneburg, wo der alte Herr gerngesehener Stammgast gewesen war, ließ er sich nicht sehen, worüber sich die Bürger zurückgesetzt fühlten, und auch mit den Bauern kam er schlecht aus. Daß die Bauern sich auf ihre Felder setzten, um fiskalische Rehe und Hasen, die auf den Feldern der Bauern ihre Nahrung suchten, wegzuschießen, war ihm ein Greuel. Am liebsten hätte er die ganze Grenze eingegattert. Das wäre aber eine sehr teure Geschichte geworden. Er gab also seinen Forstlehrlingen den Auftrag, abends die Grenze abzupatrouillieren, zu schießen, Lärm zu machen und den Bauern die Jagd zu verderben. Natürlich kam nun kein Wild heraus, und die Bauern kamen nicht zum Schusse und ärgerten sich. Darauf beschlossen sie, auch keine Rücksicht mehr zu nehmen, sondern alles wegzuschießen, was aus dem Walde

kam und geschossen werden durfte. Da es nun nicht möglich war, die Waldgrenze alle Abende von den Forstlehrlingen abgehn zu lassen, und die Bauern die größere Ausdauer hatten, ging es von da an den armen Rehböcken schlecht.

Nicht weniger war dem Oberförster der „Eggelinger Brunnen“ ein Greuel. Was hat ein Gasthaus im Walde zu suchen? Der Wald ist fiskalisches Eigentum und gehört dem Staate, nächstdem der Forstverwaltung. Außer den beamteten Personen hat niemand etwas dort zu suchen. Und nun gar das Eggelinger Brunnenfest! Diesem Unfug mußte durchaus gesteuert werden. Gleich nach dem nächsten Feste gab es eine Reihe von Strafmandaten. Alle, die Kaffee auf der Wiese gekocht hatten, mußten drei Mark Strafe zahlen, weil sie offnes Feuer im Walde angemacht hatten, was nach der Forstpolizeiordnung verboten sei. Die Wiese, die dem Wirte gehörte, konnte nicht abgesperrt werden, dagegen ließ Herr von Papenberg die Bühne aus der Eiche nehmen, alle Fußwege, die an der Wiese mündeten, abgraben und absperren und den ganzen Waldesrand mit schönen Strohwischen verzieren. Das gab eine große Unzufriedenheit in der ganzen Gegend, aber was war zu machen?

Von Dorneberg aus über Bossenstedt führten zwei Wege nach dem Eggelinger Brunnen und von da weiter nach Buchenbeck, der eine über den Stuckenwinkel, der andre, die Landstraße, in weitem Bogen über Blankenbeck. Hierzu hatte der alte Herr einen dritten Weg über den Quitscherenberg anlegen lassen. Und dieser Weg war extra für die Bequemlichkeit der Spaziergänger bestimmt. Das hatte man dem alten

Herrn besonders hoch aufgenommen. Und man muß auch sagen, ein Oberförster, der für Spaziergänger in seinem Forste Wege anlegen läßt, ist ein rarer Vogel. Das erste, was der neue Oberförster tat, war, diesen Weg einzuziehn, ihn mit einem Verhau zu versperren und mit jungen Tannen zu bepflanzen. Eine Warnungstafel bedrohte mit drei Mark Strafe jeden, der sich unterfangen würde, diesen Weg zu gehn. Die Barriere wurde nächtlicherweile umgeworfen, und die jungen Bäume wurden ausgerissen. Es half nichts, der Wald behielt Recht, die Büsche, die nicht mehr zurückgeschnitten wurden, überwucherten den Weg, und so verschwand er. Ebenso erklärte der Oberförster auch den andern Weg über den Stuckenwinkel für einen Forstabfuhrweg privaten Charakters und verbot ihn im Amtsblatte, das niemand las, und wonach sich niemand richtete. Die Revierförster, die es einsahen, daß es für die Bauern eine üble Sache sein würde, den weiten Weg über Blankenbeck fahren zu müssen, und die es mit der Bevölkerung nicht verderben wollten, wußten es so einzurichten, daß sie nie einem Wagen auf dem verbotnen Wege begegneten. Schließlich kam aber der Oberförster dahinter, er machte ein gewaltiges Donnerwetter, und nun mußte angezeigt werden. Einer der ersten, die drei Mark Strafe zahlen sollten, war der Schulze von Bossenstedt. Der kratzte sich hinter den Ohren und hätte am liebsten kein Wort gesagt und in der Stille seine Strafe bezahlt. Aber die Sache war bekannt geworden, und die Bossenstedter benutzten den nächsten Sonntag Nachmittag, um sich über den Oberförster und seine neuen Manieren gründlich auszusprechen. Die ältesten Leute wurden als Zeugen angerufen, daß der Weg

über den Stuckenwinkel immer ein öffentlicher Weg gewesen sei. Und alle konnten sich noch erinnern, daß an der Eggelinger Wiese ein Wegweiser gestanden habe mit der Inschrift: Kommunalweg nach Bossenstedt. Und das sollte nun nicht mehr gelten? Der Oberförster müsse wohl närrisch sein. Das Verbot des Oberförsters sei null und nichtig, und der Schulze dürfe sich das nicht gefallen lassen. Der Schulze sagte nicht ja und nicht nein und — zahlte am andern Tage seine Strafe, denn er erwog, welche Kosten und welche Zeitversäumnis er haben werde, wenn er nach der Kreisstadt drei Stunden weit aufs Gericht müsse. Bald erklangen auch Wehrufe aus Schiedlingen. Der Oberförster hatte den Weg von Schiedlingen nach Buchenbeck neu beschütten lassen, es war ein Staat, wie schön der Weg geworden war. Die Schiedlinger freuten sich, daß sie einen so schönen Waldweg erhalten hatten, und beschlossen, ihn fleißig zu benutzen. Aber kaum war er fertig, so schloß ihn der Oberförster zu und verbot ihn für fremdes Fuhrwerk. Die Schiedlinger schimpften, wenn sie unter sich waren, in den lautesten Tönen: Das könne ihnen der Oberförster nicht verbieten, und das wollten sie einmal sehen, wer sie hindern wollte, ihren Weg zu fahren. Sie fuhren also trotz des Verbots, erhielten ihr Strafmandat — und zahlten. Es war immer noch billiger und bequemer, mit drei Mark davonzukommen, als aufs Gericht in die Stadt zu müssen. Und den Advokaten ist nicht zu trauen, man kann nie wissen, wer gewinnt, und wer verspielt.

Aber Leute, sagte der Dorneberger Doktor, der in dieser Gegend bis nach Buchenbeck hin seine Praxis hatte, seht ihr denn nicht, worauf es der Oberförster

abgesehen hat? Er will euch alle eure Wege abknöpfen, und wenn ihr Strafe zahlt, so gebt ihr ihm ja Recht.

Das ist ganz richtig, Herr Doktor, aber was kann man denn dagegen tun?

Widerspruch erheben, den Oberförster verklagen!

Ja ja, aber die Vossenstedter könnten doch auch was tun.

Und die Vossenstedter sagten: Ja ja, aber die Blankenbecker könnten doch auch etwas tun, und so geschah nichts. Nicht einmal dann, als der gute Blankenbecker Pastor, der im Frühling zusammen mit seiner lieben Frau im Pastorenkutschchen in sein eignes Holz gefahren war, angezeigt und mit drei Mark bestraft worden war, weil der Forstabfuhrweg wohl mit Leiterwagen, aber nicht mit Kutschen befahren werden dürfe.

Aber Sie wenigstens, Herr Pastor, werden doch reklamieren, sagte der Doktor Emser, es ist doch ein haarsträubender Unsinn, Ihnen den Zugang zu Ihrem eignen Holze verwehren zu wollen.

Aber der Herr Pastor war sehr erschrocken, er wollte lieber mit der Sache nichts zu tun haben; er wagte nicht gegen die Obrigkeit vorstellig zu werden und wollte gern seine Strafe zahlen.

Da geschah das Unerhörte, daß Doktor Emser selbst in Strafe genommen wurde, weil er den Weg über den Stuckenwinkel gefahren war, als er zu des Oberförsters eigner Schwiegermutter gerufen worden war. Doktor Emser erhob Widerspruch. Er sei Arzt, und ihm sei, wenn Gefahr in Verzug sei, auch erlaubt, verbotne Wege zu fahren. Die Heerstraße über Blankenbeck sei eine ganze Stunde um.

Hierauf erwiderte der Oberförster: Seine Schwiegermutter sei nicht so krank gewesen, sie hätte ganz gut die Stunde warten können. Worauf der Doktor mit seinem Einwande abgewiesen wurde. Jetzt sah er ein, daß er einen falschen Einwand vorgebracht hatte. Er hätte behaupten und beweisen müssen, daß der Weg über den Stuckenwinkel als öffentlicher Weg nicht verboten werden durfte.

Einige Zeit darauf las man im Kreisblatte, daß sich ein Forst-Rechts-Schutz-Verein mit dem Sitze Dorneberg gebildet habe. Dieser Verein übernehme es, die Prozesse seiner Mitglieder gegen den Forstfiskus zu führen. Die Kosten würden aus der Vereinskasse gedeckt werden. Dies war ein feiner Gedanke. Doktor Emser hatte ihn ausgedacht, der Beifall der Bewohnerschaft hatte nicht gefehlt, und die Kasse verfügte über eine hübsche Summe. Na warte, Oberförster! Ein kühner Dorneberger Fleischer wurde mit seinem Wagen auf den verbotnen Weg geschickt, um sich abfassen zu lassen. Das geschah denn auch, das Strafmandat lief ein, und der Prozeß begann. Der Oberförster zog den Prozeß in die Länge, veranlaßte zahllose Termine, Lokalbesichtigungen und Zeugenaussagen und trieb den Prozeß aus einer Instanz in die andre. Das Ende war, daß er den Prozeß verlor, und daß die Forstkasse tausend Mark zahlen mußte. Die Umgegend triumphierte. Als man aber den erstrittnen Weg befahren wollte, fand man eine funkelnagelneue Warnungstafel, auf der der Weg als Holzabfuhrweg bezeichnet und für fremdes Fuhrwerk verboten wurde. Der Oberförster hatte nämlich den alten Weg, der in bequemen Bummellinien durch den Wald zog, mit einer neuen, schnurgeraden Straße

durchschnitten, sodaß vom alten Wege hier ein Bogen rechts und dort ein Bogen links lag. Und der Oberförster ließ es jeden wissen, der es hören wollte, der neue Weg sei sein Weg. Die Bauern könnten ja auf ihrem alten Wege fahren. Wer auf dem neuen Wege getroffen werde, werde in Strafe genommen.

Nein sowas! sowas! Man entrüstete sich in der ganzen Gegend über diesen Oberförster. Auf der alten Straße fahren zu sollen, nachdem sie durch die Gräben des neuen Wegs ein dutzendmal zerschnitten war, war doch der reine Hohn. Die Rechtsverständigen steckten die Köpfe zusammen und brachten heraus, es sei ein reiner Unsinn, einen öffentlichen Weg einziehn zu wollen, nachdem man ihn verlegt und ausgebessert habe. Der Oberförster müsse unbedingt den Prozeß verlieren. Aber dieser Prozeß mußte doch erst angestrengt werden. Die Arbeit begann also von neuem. Wieder sollte ein mutiger Bürger in den Wald geschickt werden, aber es wollte sich lange keiner finden. Die Termine in der Kreisstadt hatten doch gar zu viel Geld und Zeit gekostet. Endlich erklärte sich ein Dorneberger Rentier, wenn man ihm Pferde und Wagen stelle, bereit, das Wagnis zu übernehmen. Der kühne Rentier fuhr die verbotne Straße, wurde gesehen, aber es lief keine Anzeige ein. Die Sache wurde wiederholt, aber mit gleichem Erfolg. Dagegen wurden von Bossenstedt und Schiedlingen aus Anträge an den Verein gestellt, Prozesse zu führen, was auch geschah.

Aber ehe diese Prozesse beendet waren, war auch die Kraft des Vereins und waren die Mittel seiner Kasse erschöpft. Die Beiträge liefen schlecht ein, und Doktor Emser machte die Erfahrung, daß es für einen

Arzt nicht gut sei, sich in die Streitigkeiten seiner Gegend einzumischen. Er hörte nämlich, daß der Oberförster Schritte getan habe, einen Arzt nach Buchenbeck zu ziehn. Damit würde er nicht allein Buchenbeck, sondern vielleicht auch Blankenbeck verloren haben. Er ließ also seinen Verein im Stiche und machte seinen Frieden mit dem Oberförster. Die schwebenden Prozesse kamen also nicht zur Entscheidung. Die Bauern gewöhnten sich an den Gedanken, den fiskalischen Forst als ein verlornes Paradies anzusehen und den Weg durch den Wald auf dem weiten Umwege über Blankenbeck machen zu müssen. Und der Oberförster hatte die Genugtuung, auf seinen schönen Forstwegen in seinem Einspänner ganz allein durch den Forst fahren zu können.

Den Fußgängern und Spaziergängern, wenigstens dem anständigen Teile des Publikums, ging es nicht viel besser als dem fahrenden Publikum. Menschen im Walde oder gar Kinder waren dem Oberförster überaus zuwider. Das Bellen des Rehbocks, „Schrecken" nennt es der Weidmann, der bei diesem Worte etwas Wonnevolles empfindet, die schnarrende Kommandostimme des Revierförsters, die Schläge der Holzaxt waren ihm Musik, Rufen und Gesang ein Greuel. Vor allem durfte das Wild nicht gestört werden. Der fiskalische Rehbock mußte sich in voller Sammlung auf die Stunde vorbereiten, wo er nach den Regeln der Kunst abgeschossen werden sollte. Als der Oberförster aber einmal ein paar Sprenkel fand und den dazu gehörigen Jungen erwischte, machte er ein Aufhebens, als sei ein Mord geschehn.

Heute hat der Chef aber wieder einmal einen Hauptspektakel gemacht, sagte der Blankenbecker Förster

zu seinem Kollegen. Ich dachte, er wollte den Jungen mit seinen Sprenkeln gleich auffressen. Und in meiner Küche stand ein ganzer Korb voll Singvögel, die sich bei mir in den Dohnen gefangen hatten.

Das ist nicht anders, erwiderte der Kollege. Wir können doch neben die Schlinge keine Warnungstafel für die Rotkehlchen hängen!*) Wenn wir überhaupt Dohnen aushängen, dann fangen wir in den ersten Wochen auch Singvögel.

Lauter Singvögel! Der Korb Krammetsvögel, den der Chef neulich an den Oberforstmeister geschickt hat, das waren doch lauter Singdrosseln. Und um so einen Sprenkel macht er solchen Lärm.

Wer durch den Wald ging und begegnete dem Oberförster, der konnte darauf gefaßt sein, daß ihm etwas Unangenehmes begegnete, ehe er noch den Wald verließ. Entweder wurde ihm von einem Holzhacker klar gemacht, daß er sich auf verbotnem Wege befand, oder daß der wüste Fleck, auf dem er stand, eine Schonung sei, oder man wurde gefragt, woher die Blumen und Beeren stammten, die man in der Hand trug, oder man wurde auf gewisse Strohwische aufmerksam gemacht, die alle Wege und Waldränder zierten, oder zur Ruhe ermahnt oder zur Vorsicht mit der Zigarre. Schließlich fühlte sich kein Mensch mehr sicher, wenn er von der Landstraße abgebogen war. Der Blankenbecker Herr Pastor war seit seiner Bestrafung mit keinem Rade mehr in den Wald gekommen. Am liebsten hätte er den Wald gänzlich gemieden, wenn es ihm nicht ein Bedürfnis gewesen

---

*) Einer unsrer weisen Gesetzgeber im Reichstage hat in der Tat vor einiger Zeit einen Gesetzparagraphen vorgeschlagen, daß in den Dohnen nur Drosseln gefangen werden dürften.

wäre, seine Nerven im Grünen zu erfrischen, und wenn er nicht ein großer Pilzfreund und Pilzkenner gewesen wäre. Der Blankenbecker Herr Pastor zog also mit seinem Pilzsäckchen durch den Wald und begegnete dem Herrn Oberförster, mit dem er ein wissenschaftliches Gespräch über Pilzsorten und Pilzstandpunkte führte. Bald darauf erschien — offenbar im Auftrage des Herrn Oberförsters — ein Forstwärter und eröffnete, verlegen die Mütze in der Hand drehend, dem Herrn Pastor: Pilze seien fiskalisches Eigentum, und es sei nicht gestattet, fiskalisches Eigentum mitzunehmen. Der Herr Pastor erschrak, warf alle Pilze von sich und eilte, ernstlich in seinem Gewissen beunruhigt, nach Hause, um nie wieder den Wald zu betreten. Ähnlich ging es den Töchtern des Bossenstedter Amtmanns, die wegen eines Sträußchens Erdbeeren behelligt wurden. Der Amtmann wütete und brachte seine Beschwerde auf dem Dorneberger Jahrmarkte, wo er sich mit einigen Bekannten traf — auch der Blankenbecker Förster war darunter —, zur Sprache: Er hätte doch wahrhaftig nicht nötig, seine Töchter zum Beerenstehlen in den Wald zu schicken. Der Oberförster sei verrückt, und ein Verbot, Erdbeeren im Walde zu pflücken, gebe es gar nicht.

Doch! wurde ihm entgegnet, das gäbe es doch! Im Forste gehöre alles, auch die Schnecken und die Eicheln und die Erdbeeren dem Fiskus.

Kaufen Sie sich doch einen Pflanzen-, Pilz- und Beerenschein, sagte der Blankenbecker Förster, kostet fünf Pfennige. Hernach können Sie hingehn, wohin Sie wollen, und der Chef darf Ihnen kein Wort sagen. Kein Wort darf er sagen. Habe ich nicht Recht? Kein Wort darf er sagen.

Obwohl dem Amtmann die Geschichte mit dem Scheine gar zu dumm war, entschloß er sich doch, sich einen solchen Schein für seine Kinder ausstellen zu lassen. Ja es erschien ihm ein sehr schöner Gedanke, wenn sich jetzt ein paar hundert Menschen für je fünf Pfennig Beerenscheine ausstellen ließen. Davon hätte der Oberförster eine schöne Arbeit. Er schrieb also einen ordnungsmäßigen Antrag und legte fünfzehn Pfennige für einen Pilz-, Pflanzen- und Beerenschein bei. Hierauf erhielt der Amtmann sein Schreiben und seine fünfzehn Pfennige zurück mit der Randbemerkung: Petent müsse sich erst über seine Person und Würdigkeit durch den Schulzen rekognoszieren lassen. Was? er, der Bossenstedter Amtmann, die bekannteste Persönlichkeit in der ganzen Gegend, sollte sich von seinem Schulzen rekognoszieren lassen? Das war zum Lachen! In grimmiger Laune begab sich also der Amtmann zum Schulzen, und dieser setzte ordentlich verlegen sein Votum und Stempel darunter. Nun ging das Schreiben mit den fünfzehn Pfennigen wieder nach Buchenbeck. Worauf die Antwort unter Beifügung der fünfzehn Pfennige erfolgte, der Beerenschein könne in Buchenbeck abgeholt werden. Worauf der Amtmann einen Boten mit den fünfzehn Pfennigen absandte. Der brachte die fünfzehn Pfennige und den Beerenschein mit der Eröffnung zurück, daß die fünf Pfennige für den Schein in der Forstkasse in der Kreisstadt einzuzahlen seien, und daß für einen Pflanzen- und Pilzschein besondre Anträge gestellt werden müßten. Jetzt verzichtete der Amtmann darauf, sich je wieder einen Schein ausstellen zu lassen.

Der Oberförster erreichte, was er wünschte. Der

Buchenbecker Forst, sonst ein gern besuchter Erholungsort, wurde von dem Publikum gemieden, wenigstens von dem anständigen Publikum. Die Holzdiebe und Wilderer fragten nach dem neuen Oberförster weniger, als sie nach dem alten Herrn gefragt hatten, der immer einmal einen erwischt hatte, was dem neuen Oberförster nicht gelingen wollte.

Den Schaden davon hatte der Eggelinger Wirt. Zuerst blieben die Wagen aus, dann auch die Fußgänger. Die Gastwirtschaft kam herunter, und das Bier wurde so schlecht, daß es auch die Holzhauer nicht mehr trinken wollten. Zuletzt war der Wirt froh, als ihm der Forstfiskus seine Wirtschaft für ein Billiges abkaufte. Nun wurde ein Holzhacker in das Haus gesetzt. Der zog aber bald wieder ab, da ihm der Weg bis zum Gasthause in Buchenbeck zu weit war. Seitdem stand das Haus leer, und man benutzte es als Scheune für das Wildfutter.

Aber die Freude des Oberförsters, den Wald von Wirten gereinigt zu haben, dauerte nicht lange, denn bald nach dem Abzuge des Eggelinger Wirts errichtete der Schiedlinger Wirt auf seinem eignen Besitztum, einem Stück Ödland, nicht weit von dem Eggelinger Brunnen, eine Schankbude, wo Bier für die Arbeiter zu haben war. Sogleich zierte der Oberförster die ganze Umgegend mit Strohwischen und grub ab, verbarrikadierte und verbot alles, was nur entfernt wie ein Weg aussah. Es half ihm nichts. Der Schiedlinger Wirt baute einen eignen Zugangsweg auf eignem Grund und Boden und vergrößerte die Bude zu einem stattlichen Unterkunftshause. Und da der Besuch immer zunahm, so hätte er gern ein massives Haus mit Ofen und Küche

errichtet. Aber das wurde ihm auf Einspruch des Oberförsters untersagt. Wenn das Haus einen Ofen habe, so sei es eine Ansiedlung, und Ansiedlungen seien im Walde nicht zu gestatten. Der Wirt dürfe nur kalte Getränke verkaufen. Daß sich der Wirt einen massiven Keller baute, konnte ihm nicht verwehrt werden. Übrigens weiß jedermann, außer dem Oberförster, daß in der neuen Wirtschaft auch Kaffee und andre schöne Dinge zu haben sind. Wie das der Wirt macht, ist sein Geheimnis.

Warum war denn aber der Oberförster so bösartig?

Weil er leberleidend ist, sagte ein Dorneburger Bürger bei einer Aussprache über den alle so sehr berührenden Gegenstand.

I Gott bewahre, erwiderte Doktor Emser, keine Spur von Leberleiden. Aber er hat den pippus fiscalis acutus, den akuten Verwaltungspips.

Der alte Remscheidt schüttelte den Kopf und sagte: Das ist es alles nicht. Daran ist seine Frau schuld.

Oho! seine Frau?

Ja, daran ist seine Frau schuld; die ärgert ihn den ganzen Tag, und darum ist er schlechter Laune und ärgert die Leute weiter. Sie können es mir glauben, meine Herren, es steckt hinter allem und jedem die Frau dahinter.

Man lachte den alten Herrn aus, der wohl aus eigner Erfahrung reden mochte, aber er hatte doch nicht so ganz Unrecht. Die Frau Oberförster war eine stolze, adliche Dame, die es nicht verwinden konnte, daß sie als simple Frau Oberförster auf dem Lande sitzen mußte, während sie doch ihrer Geburt und

persönlichen Würdigkeit nach mindestens Frau Forstmeister oder Frau Oberforstmeister in der Landeshauptstadt sein mußte. Und so lag sie ihrem Manne täglich in den Ohren, daß er auf sein Avancement dringen sollte. Und so entwickelte denn der Oberförster einen ganz riesigen Diensteifer. Die Unternehmung mit den Wegen war ein feiner fiskalischer Gedanke, der ihn oben empfehlen sollte. Man nehme, so war seine Theorie, ein zweifelhaftes Recht unermüdlich wahr, so wird aus dem zweifelhaften Rechte ein unzweifelhaft anerkanntes, denn der einzelne Mann hält es auf die Dauer nicht aus, aber die Verwaltung kann es aushalten. Und welcher Gewinn für den Staat, wenn die verworrnen Rechtsverhältnisse, die man noch immer im Walde findet, aufgeklärt und festgesetzt werden — natürlich zugunsten des Fiskus.

Man erwartete den Erbprinzen zur Jagd. Hier sollte sich die Gelegenheit bieten, auf die ganz besondre Tüchtigkeit des Oberförsters hinzuweisen. Der musterhafte Zustand des Waldes sollte ihn empfehlen. Die Versetzung konnte dann auch nicht ausbleiben. Der Erbprinz kam mit etlichen Herren und schickte seine Wagen fort, um sich an einer bestimmten Stelle später abholen zu lassen. Die Jagd war wenig ergiebig, das Wetter wurde schlecht, es fiel ein feiner, kalter Regen, der Humor Seiner Hoheit wurde säuerlich. Er sah sich die wohlbeschütteten Waldwege mit tadelloser Wölbung, auf denen friedlich Gras wuchs, die Warnungstafeln an allen Ecken, die Strohwische, die abgegrabnen Fußwege und die Verhaue verwundert an und sagte: Ihr Wald ist ja recht nett, lieber Oberförster. Aber wenn ich ein Rehbock wäre,

dann wanderte ich hier aus, mir wäre es hier zu gebildet. Sagen Sie mal, ist es denn in Ihrem Walde gestattet, auch einmal — mit Verlaub zu sagen — auszuspucken?*)

Die Herren des Gefolges lachten pflichtschuldig unbändig, und der Herr Oberförster wurde blaß vor Ärger.

Man kam an den Eggelinger Brunnen. — Das ist gescheit, sagte der Erbprinz, der gern ins Trockne wollte, daß sich einer hier angebaut hat. Wie heißt das Nest? Egg? — Egg? — Das halb verwitterte Schild hing noch über der Tür, aber das Haus war verschlossen, und der Oberförster mußte die Geschichte des eingegangnen Gasthauses erzählen. — Sehen Sie, sagte der Erbprinz, das haben Sie davon. Hätten Sie den Wirt in Frieden gelassen, so hätten wir jetzt ein warmes Glas Grog.

Man machte darauf aufmerksam, daß nicht weit von hier eine Unterkunftshütte sei, und es wurde beschlossen, dahin zu gehn, um wenigstens unter Dach zu kommen. Dies geschah. Der Erbprinz verlangte etwas Warmes, einen Platz am Ofen oder ein Glas Glühwein. Der Wirt machte eine spitzbübische Miene und sagte: Der Herr Oberförster habe verboten, hier Grog oder Kaffee zu verschenken. Es dürften nur kalte Getränke abgelassen werden.

So! sagte der Erbprinz, ich meine aber, eine Tasse warmen Kaffees ist für die Leute viel dienlicher als kaltes Bier oder Schnaps.

Der Oberförster war der gleichen Meinung, machte aber untertänigst darauf aufmerksam, daß der

*) Anmerkung à la Luise Mühlbach: Historisch. Nur lautete der Ausspruch noch etwas derber.

Ofen verboten sei, damit nicht das Recht der Ansiedlung entstehe. Der Erbprinz hörte nicht darauf, sondern wandte sich an den Wirt: Es ist aber verwünscht kalt in Ihrer Bude, und ein warmer Trunk scheint mir sehr zweckdienlich zu sein. Sagen Sie mal, läßt sich da nicht Hilfe schaffen?

O ja, erwiderte der Wirt, da läßt sich schon was machen, wenn mich Hoheit nicht unserm Herrn Oberförster verraten wollen. Der Erbprinz versprach es lachend. Darauf machte der Wirt die Kellertür auf und führte seine vornehmen Gäste durch den Keller in einen Nebenraum, ein kleines Zimmer, worin ein Kanonenofen stand und lustig brannte. Auf dem Ofen summte ein Kessel mit Wasser. Der Raum war eng, aber es war behaglich warm, und es dauerte nicht lange, so hatte jeder der Herren sein Glas Grog in der Hand. Der Erbprinz war bester Laune, er beschäftigte sich mit besondrer Leutseligkeit mit dem Wirte, der ein gesundes Mundwerk und einen gesunden Mutterwitz hatte, und ignorierte den Oberförster gänzlich. — Sehen Sie, meine Herren, sagte er, der Mann gefällt mir. Ich halte es unter Umständen geradezu für verdienstlich, diesem steifleinenen Fiskus ein X für ein U zu machen. Und daß Sie mir den Mann nicht anzeigen, Oberförsterchen, wir sind ihm offenbar Dank schuldig. Man könnte ihm ja die Erlaubnis erwirken, sich eine ordentliche Stube und einen Ofen hineinzubauen.

Befehl, Hoheit.

Der Oberförster sah grün und gelb aus vor Ärger. Er wußte, daß der Wirt die Geschichte mit der nötigen Zutat in der ganzen Gegend herumtragen werde. Er war der Blamierte, seine Autorität

war niedergeworfen, und die Aussicht auf Avancement rückte in weite Ferne.

Neuerdings geht das Gerücht in der Gegend, der Oberförster werde doch versetzt, und zwar als Forstmeister in die Regierung. Ob das in Anerkennung seiner fiskalischen Verdienste geschieht, oder weil er aus der Gegend fort soll, oder weil der Erbprinz, der, wie man sagt, sich für die Versetzung besonders interessieren soll, ein Pflaster auf die Wunde legen wollte, hat nicht festgestellt werden können. Die Leute sehen die Sache mit etwas mißtrauischen Augen an: Wer weiß, obs was wird. Und wer weiß, was dann für ein Oberförster kommt. So einer, wie der alte Schlettau war, kommt nicht wieder. — Und damit werden sie wohl Recht haben.

17

Warum der Herr General von seiner Vorliebe für Hospize zurückgekommen ist

Ansichts-Postkarte. An Fräulein Rosa von Gräbenhorst in N. Pontresina, den 15. August. — Himmlisch, großartig, überwältigend! Aber Papa ist ärgerlich und will abreisen! Wir haben eine angenehme Bekanntschaft gemacht, Herrn Generalsuperintendenten Malchow und seinen Sohn. Reizender alter Herr. Eure Meta.

Kartenbrief. An Fräulein Meta Nachhausen in Pontresina. N., den 18. August. — Wir sind alle hier. Tausend Grüße und Küsse! — Namentlich letztere! — Wir auch! — Wir gratulieren zur Bekanntschaft. Wie heißt „er" denn? — Grüße „ihn" von uns. — Das Kränzchen der Ungezognen. Rosa, Charlotte, Lenchen, Annemarie. — Warum ist denn Papa ärgerlich?

Ansichts-Postkarte. An Fräulein Rosa von Gräbenhorst in N. Silvaplana, den 24. August. — Leider verbietet mir diese offne Karte, euch zu sagen,

was ihr seid. Papa hat sich über den Reiseplebs geärgert und ist richtig davon gelaufen. Mit „ihm“ war es also nichts. Übrigens heißt er Kurt und ist Leutnant bei der Artillerie, also bei der Waffe Papas. Eure Meta.

Brief. Generalsuperintendent Malchow an General z. D. Nachhausen in N.... So sehr ich es bedauert habe, daß Sie, mein lieber und werter Herr und Freund, uns so schnell verließen, so kann ich Ihnen nicht Unrecht geben, wenn Sie diesem confluxus hominum auswichen. Man reist doch nicht in die Berge, um in ein Menschengedränge zu geraten oder sich wie ein Gepäckstück von Hotel zu Hotel versenden zu lassen. Seitdem hat mich der Gedanke nicht verlassen, den Sie, verehrter Herr General, aussprachen, als wir eines Abends im Rosegtale wanderten: Hier, angesichts des Roseggletschers, die alten Arven zur Seite, den rauschenden Strom zu Füßen, hier müßte ein Hospiz stehn, ein Haus, in dem man in guter Gesellschaft wäre, und in dem der Ton des gebildeten, christlichen Hauses herrschte. Wäre ich in meinem Amte nicht so schwer belastet, so würde ich es versuchen, diesen Gedanken zur Wirklichkeit auszugestalten. Aber es wäre eine Aufgabe für Sie, Herr General...

Die Reihe der im Laufe des Winters abzuessenden Soupers hat begonnen. Der Herr General sitzt auf seinem etatsmäßigen Platze zwischen der Frau Geheimrätin und der Frau Landrätin.

Wo waren Sie denn in diesem Sommer, Herr General? fragte die letztere. In Pontresina? Nicht

wahr, großartig! Diese Berge und diese Täler und diese Gletscher, großartig!

Ja, meine Gnädige, der liebe Gott hat dort seine Sache ausgezeichnet gemacht, aber die Menschen miserabel.

Ach? Ich denke, man ißt dort ausgezeichnet, zum Beispiel im Hotel zur Krone.

Ja, man ißt dort ausgezeichnet. Das ganze Nest ist ein großer Speisesaal, und die schöne Natur ist die Tapete dazu, und der Beherrscher vom ganzen ist der Oberkellner. Und dazu diese mehr als gemischte Gesellschaft! Ich habe es positiv nicht ausgehalten und bin sehr zur Betrübnis meiner Meta davongegangen.

Ja aber, wie wäre das überhaupt zu ändern?

Ein Hospiz! ein Hospiz! meine Damen. Man tut soviel fürs Volk, man tue auch etwas für die gebildeten Stände, besonders für den Beamtenstand, die Geistlichen, die Offiziere. Man errichte Hospize für Leute, die ihre Erholung in anständiger Gesellschaft, bei mäßigen Preisen und in Ruhe suchen. Das wäre ein wahrhaft gutes Werk.

Und ein gutes Geschäft, sagte Herr Schulze, der gegenüber saß.

Wieso Geschäft?

Nun, in einer Zeit, wo so viel gereist wird, wird auch viel verdient. Es steht mir außer Frage, daß, wenn ein solches Hospiz an der rechten Stelle steht und richtig geleitet wird, das Anlagekapital mit mindestens sechs Prozent verzinst wird. Das ist eine schöne Einnahme.

O! wirklich? Unglaublich! sagten die Damen.

Ich meinerseits, fuhr Herr Schulze fort, wäre gar nicht abgeneigt, einhunderttausend Mark oder mehr in ein solches Geschäft zu stecken.

Sensation, großer Beifall. Auch der Herr General und andre Anwesende staunten und waren bereit, sich nach Maßgabe ihres Vermögens an einem derartigen Unternehmen zu beteiligen, und es wäre vielleicht noch an demselben Abend zu einer Gründung gekommen, wenn nicht Herr Schulze ein langsameres Tempo angeraten hätte. Man müsse die Frage studieren, Anschläge machen und die bereits gemachten Erfahrungen verwerten.

Selbstverständlich, sagte der Herr General, wenn wir etwas unternehmen, so muß es das Allerbeste werden, was nur zu denken ist. — Der Herr General beschloß, seine freie Zeit, die ihm reichlich zu Gebote stand, der Aufgabe zu widmen.

Ansichts-Postkarte. An Fräulein Annemarie Hoff in N. Bahnhof Halle, den 19. Juli. Kinder, mit Kösen wird es dies Jahr nichts. Papa, Herr Schulze und ich sind bereits auf der Reise, wie ihr seht. Wir bereisen die Hospize. In R. treffen wir mit dem Herrn Generalsuperintendenten Malchow zusammen, ihr wißt doch, der reizende alte Herr, den wir in Pontresina kennen lernten. Eure Meta.

Wir befinden uns im Speisezimmer des Vereinshauses in der Sadowastraße in B. Daselbst sehen wir unter andern Gästen, deren Bekanntschaft zu machen wir keinen Anlaß haben, den Herrn General Nachhausen, gnädiges Fräulein Tochter und Herrn Schulze. Natürlich hatten sich der Herr General und

wahr, großartig! Diese Berge und diese Täler und diese Gletscher, großartig!

Ja, meine Gnädige, der liebe Gott hat dort seine Sache ausgezeichnet gemacht, aber die Menschen miserabel.

Ach? Ich denke, man ißt dort ausgezeichnet, zum Beispiel im Hotel zur Krone.

Ja, man ißt dort ausgezeichnet. Das ganze Nest ist ein großer Speisesaal, und die schöne Natur ist die Tapete dazu, und der Beherrscher vom ganzen ist der Oberkellner. Und dazu diese mehr als gemischte Gesellschaft! Ich habe es positiv nicht ausgehalten und bin sehr zur Betrübnis meiner Meta davongegangen.

Ja aber, wie wäre das überhaupt zu ändern?

Ein Hospiz! ein Hospiz! meine Damen. Man tut soviel fürs Volk, man tue auch etwas für die gebildeten Stände, besonders für den Beamtenstand, die Geistlichen, die Offiziere. Man errichte Hospize für Leute, die ihre Erholung in anständiger Gesellschaft, bei mäßigen Preisen und in Ruhe suchen. Das wäre ein wahrhaft gutes Werk.

Und ein gutes Geschäft, sagte Herr Schulze, der gegenüber saß.

Wieso Geschäft?

Nun, in einer Zeit, wo so viel gereist wird, wird auch viel verdient. Es steht mir außer Frage, daß, wenn ein solches Hospiz an der rechten Stelle steht und richtig geleitet wird, das Anlagekapital mit mindestens sechs Prozent verzinst wird. Das ist eine schöne Einnahme.

O! wirklich? Unglaublich! sagten die Damen.

Ich meinerseits, fuhr Herr Schulze fort, wäre gar nicht abgeneigt, einhunderttausend Mark oder mehr in ein solches Geschäft zu stecken.

Sensation, großer Beifall. Auch der Herr General und andre Anwesende staunten und waren bereit, sich nach Maßgabe ihres Vermögens an einem derartigen Unternehmen zu beteiligen, und es wäre vielleicht noch an demselben Abend zu einer Gründung gekommen, wenn nicht Herr Schulze ein langsameres Tempo angeraten hätte. Man müsse die Frage studieren, Anschläge machen und die bereits gemachten Erfahrungen verwerten.

Selbstverständlich, sagte der Herr General, wenn wir etwas unternehmen, so muß es das Allerbeste werden, was nur zu denken ist. — Der Herr General beschloß, seine freie Zeit, die ihm reichlich zu Gebote stand, der Aufgabe zu widmen.

Ansichts-Postkarte. An Fräulein Annemarie Hoff in N. Bahnhof Halle, den 19. Juli. Kinder, mit Kösen wird es dies Jahr nichts. Papa, Herr Schulze und ich sind bereits auf der Reise, wie ihr seht. Wir bereisen die Hospize. In R. treffen wir mit dem Herrn Generalsuperintendenten Malchow zusammen, ihr wißt doch, der reizende alte Herr, den wir in Pontresina kennen lernten. Eure Meta.

Wir befinden uns im Speisezimmer des Vereinshauses in der Sadowastraße in B. Daselbst sehen wir unter andern Gästen, deren Bekanntschaft zu machen wir keinen Anlaß haben, den Herrn General Nachhausen, gnädiges Fräulein Tochter und Herrn Schulze. Natürlich hatten sich der Herr General und

Herr Schulze acht Tage zuvor angekündigt, und sie hatten auch noch ein paar enge Zimmer im vierten Stockwerke erhalten. Jetzt waren sie mit ihrem Abendessen, Filetbraten und Moselwein beschäftigt. Der Herr General wurde mit aller Aufmerksamkeit bedient, denn ein General kommt nicht alle Tage in einem Vereinshause vor. Nicht um den würdigen Herrn herabzusetzen, sondern nur aus historischer Gewissenhaftigkeit bemerken wir, daß er als Obrist bei der Artillerie mit dem Titel eines Generalmajors pensioniert worden ist. Man nannte ihn aber, teils aus Höflichkeit, teils der Abkürzung wegen kurzweg: Herr General. Herr Schulze spielte eine weniger eindrucksvolle Rolle. Wie kann einer auch Herr Schulze heißen, und wie kann man es einem Herrn Schulze ansehen, daß er ein wohlgesinnter und einflußreicher Mann und Großindustrieller ist und nahe vor dem Kommerzienrate steht. Der Herr Oberkellner oder Hausverwalter, oder was er sonst war, ließ demgemäß auch den Herrn Schulze sein geringeres Maß von Hochachtung spüren. Herr Schulze seinerseits betrachtete seine Umgebung mit kritischen Blicken, konnte mit seinem Filetbraten nicht einig werden und äußerte unverhohlnes Mißtrauen gegen den Moselwein. Der General dagegen war sehr zufrieden, lobte alles und hatte eine geringe Meinung von jeglicher Art von Gasthäusern.

Da kamen noch neue Gäste an, Divisionsprediger Reinhold und Familie, eine freudige Überraschung. Der Herr General kannte den Herrn Divisionsprediger vom Jahre 1870 her und hatte lange Jahre mit ihm zusammen in Stettin gestanden. Man begrüßte sich also mit großer Lebhaftigkeit und beschloß, das un-

erwartete Zusammentreffen durch eine fröhliche Sitzung bei einer Flasche guten Weines zu feiern. Man bestellte also.

Bedaure, erwiderte der würdige Herr Kellner, nach zehn Uhr werden keine Getränke mehr verabfolgt.

Na nu? sagte der Herr General.

Es ist gegen die Hausordnung.

Aber, mein Gott, rief Herr Reinhold, wir können doch hier in B. nicht um zehn Uhr ins Bett gehen.

Die Gäste dürfen nach zehn Uhr miteinander sprechen, aber nichts trinken.

Man blieb also noch einige Zeit trocken sitzen und erfreute sich an der würdevollen Haltung des Oberkellners, der mit seinem schwarzen Rocke und seiner weißen Binde wie ein Konsistorialrat aussah, und an den frommen Sprüchen an der Wand, die erkennen ließen, daß man sich auf dem Boden der christlichen Weltanschauung befinde.

Als am andern Morgen die Gesellschaft am Kaffeetische wieder beisammen saß, bereit zum Aufbruch, überreichte der Herr Oberkellner oder Hausverwalter, oder was er sonst war, ganz gehörig gesalzne Rechnungen. Stummes Staunen.

Dafür hätten wir auch im Fürstenhofe logieren können, meinte Herr Schulze, und das Filet wäre dort besser gewesen, und das Bett auch.

Ach? erwiderte die Frau Divisionsprediger harmlos, finden Sie es zu teuer? Ich meine, man muß das gern zahlen, denn hier wird man doch gewiß nicht übervorteilt! Ich kehre nur in Vereinshäusern ein, sie sind ein christlich Werk und eine gute Sache, und die muß man doch unterstützen. Und man zahlt ja auch kein Trinkgeld.

Im Hospiz zu R. saß man bei Tische. Ein großer und zwei kleinere Säle waren gefüllt mit langen Tafeln, an denen kaum ein Platz frei war. Der mittelste Saal war der vornehmste, und in ihm hatten die beiden mittelsten Tafeln den Vorrang. Hier saßen die geistlichen und weltlichen Würdenträger, die Generalsuperintendenten, Superintendenten, Präsidenten und andre hohe Herren, hier versammelte sich an einer besondern Ecke der hohe Adel, der Gewicht darauf legte, auch bei Tisch gewissermaßen unter sich zu sein. Hier thronte im Zentrum des Ganzen die Dame des Hauses, Frau von Hasenbein, und ihre beiden Töchter Emmi und Mimi. An den sich anschließenden Tafeln saßen weniger ausgezeichnete Gäste, und in den Nebensälen befand sich, was im Militär der Schwamm genannt wird, Ökonomen, Gymnasiallehrer, Gouvernanten und dergleichen.

Man saß also bereits bei Tische, als die Wagen mit den neuen Gästen ankamen, darunter der Herr General und gnädiges Fräulein Tochter sowie Herr Schulze. Die Gäste waren natürlich längst angemeldet, denn sonst wäre es nicht möglich gewesen, im Hospiz anzukommen. Frau von Hasenbein mit ihren beiden Töchtern Mimi und Emmi begrüßte die ankommenden Gäste am Wagen, den Herrn General mit Leutseligkeit und den Herrn Schulze flüchtig geschäftsmäßig, führte den Herrn General und gnädiges Fräulein Tochter zu einem Platze an einer der beiden Ehrentafeln und übergab Herrn Schulze einem dienstbaren Geiste, der ihn in einem der beiden Nebensäle verschwinden ließ. Herr Schulze machte geltend, daß er zur Gesellschaft des Herrn Generals gehöre, aber ohne Erfolg; es sei bereits disponiert worden und

nichts zu ändern. So kam Herr Schulze in eine lustige Gesellschaft jüngerer Männer und Frauen und befand sich wohl daselbst. Auch der Herr General befand sich wohl. Zwar gelangte er nicht bis in die Nähe des Herrn Generalsuperintendenten, dessen Nachbarschaft von vielen geistlichen Herren und geistlichen Damen eingenommen wurde, aber er konnte doch von seinem Platze aus seinem alten Bekannten, der ihn herzlich begrüßte, zuwinken. Er wurde von allen Seiten mit großer Zuvorkommenheit behandelt, und er machte die Bekanntschaft hochangesehener und liebenswürdiger Menschen.

Wirklich, es war sehr hübsch in R. Man traf einen Kreis feingebildeter Leute von einer angenehmen Art des Verkehrs. Man konnte stets beim Spaziergange oder Abends in den Konversationsräumen ein angeregtes, geistreiches, wissenschaftliches, scherzhaftes oder ernsthaftes Gespräch haben. Besonders waren die anwesenden geistlichen Herren unermüdliche Redner. Es waren auch einige Künstlerinnen und Schriftsteller da, die sich nur leicht hinter einem Inkognito oder Pseudonym verbargen. Und so gab es Abends auch Musik und Literatur. Ebenso kam das junge Volk auf seine Rechnung. Es wurde geflirtet nach allen Regeln der Kunst. Auch ernstere Absichten zu betätigen war Gelegenheit. Es gab heiratsfähige Jünglinge und junge Witwer zur Auswahl und eine Masse junger Damen. Die erforderlichen Hilfsmittel, Lauben, Spazierwege, Aussichtspunkte, Lawn-Tennis, Boccia und Halma sowie eine schauderhafte Kegelbahn waren vorhanden.

Ansichts-Postkarte. Bild des Hospizes. An Fräulein Annemarie Hoff in N. Es ist reizend hier. Ich bin so glücklich und möchte euch alle umarmen. Schade, daß wir so bald weiterreisen müssen. Deine Meta.

Kartenbrief. Annemarie Hoff an Meta Nachhausen. Warum schreibst du uns denn nicht, daß dein Herr Leutnant Malchow auch da ist? Wir wissen es von Fanny Lüderitz. Siehst du, kleiner Schäker, du bist erkannt. Annemarie im Namen der Ungezognen.

Meta Nachhausen an die Ungezognen. Ihr seid abscheulich, ich schreibe euch auch kein Wort mehr.

Der Herr General machte mit dem Herrn Generalsuperintendenten und Herrn Schulze lange Spaziergänge, auf denen die Frage der Gründung eines Hospizes reiflich erwogen wurde. — Hm! sagte Herr Schulze. Das Publikum ist ja ganz nett, ich meine aber, daß dies mehr das Verdienst des Publikums als des Hospizes ist.

Das Publikum ist aber auch mit dem Hospiz zufrieden, sagte der Herr General; ich meinesteils bin von meinem Aufenthalte sehr befriedigt.

Herr Schulze antwortete hierauf nicht, aber man sah ihm an, daß er seine eignen Gedanken hatte. Es gab wirklich zweierlei Meinung über das Hospiz, es gab eine Oberströmung der Zufriednen und eine Unterströmung der weniger Zufriednen. Die Oberströmung herrschte in der offiziellen Mitte des Speisesaales, und die Unterströmung kam an den fernern

Stellen, zum Beispiel auch an dem lustigen Tische, an dem Herr Schulze saß, zum Vorscheine. Hier wagte man es, die sehr verbrauchten Tapeten des Saals einer Kritik zu unterziehn und Bedenken gegen Fleisch und Gemüse zu äußern. Aber ja nicht laut, ja nicht in dem Tone, worin man dem Oberkellner im Hotel seine Unzufriedenheit zu Gehör zu bringen pflegt. Man war ja in keinem Hotel, man war ja zu Gaste, freilich unter der Bedingung, daß man als Gast volle Hotelpreise zahlte; aber — ein Hospiz ist eben kein Gasthaus. Und man zahlte ja auch keine Trinkgelder.

Während also die nähern Freunde des Hospizes, die Stammgäste, die alle Jahre wiederkehrten, und die bescheidnen Leute mit allem zufrieden waren, hörte man hier und da bittere Klagen, erregte Auseinandersetzungen und wohl gar das Urteil, man geht einmal in ein Hospiz und nie wieder. Frau Professor Lehnert war eines Morgens außer sich, das heißt heimlich außer sich, denn laute Klage zu äußern wagte sie nicht. Sie hatte für ihren leidenden Mann früh Kakao erbeten, aber in der Küche die Antwort erhalten, früh gebe es nur Tee oder Kaffee, Kakao gebe es nur Abends. Die Frau Professor hatte erwidert, sie sei gern bereit, extra zu zahlen, mußte aber die kurze Abfertigung erfahren, man könne sich darauf nicht einlassen.

Nun frage ich Sie, meine Damen, sagte der Herr Assessor, einer aus der Tischgenossenschaft des Herrn Schulze, würde einem das in einem Hotel begegnen? worauf die Damen zwar zustimmten, aber um Gottes willen baten, nicht laut zu reden. Diese Frau von Hasenbein sei zu allem fähig. Am andern Tage

lief Herr Doktor Remscheid mit den Gesten der Entrüstung umher. Er hatte darum gebeten, daß seine Wäsche zur Wäscherin geschafft werden möchte, aber von Fräulein Mimi die kühl abweisende Antwort erhalten: Für die Wäsche müßten die Gäste selber sorgen. — Nun frage ich Sie, sagte der Herr Assessor, ob so etwas nicht unerhört ist?. Man kann doch seine Wäsche nicht selbst unter den Arm nehmen und ins Dorf tragen! Auch Klagen über schlechte Nächte blieben nicht aus. Das Haus war sehr leicht gebaut, Teppiche auf den Fluren und in den Stuben gab es nicht, man hörte jeden Tritt durch das halbe Haus. Die Fenster waren klapprig und schlugen im Winde. In den Bodenstuben des linken Flügels regnete es sogar durchs Dach. Der Herr Professor Lehnert konnte keine Nacht vor dem Knarren der Wetterfahne schlafen. Auf eine schüchterne Beschwerde erfolgte die Antwort: Die Wetterfahne werde im Herbst bei der allgemeinen Reparatur nachgesehen werden. Da nun ein andres Zimmer nicht zu haben war, blieb Professors nichts übrig, als in die Post, den Ortsgasthof, auszuwandern.

Man sah Professors nach ihrem Abzuge ins Dorf und in die Post im Hospiz schon für halb verlorne Kinder an, interessierte sich aber doch sehr für ihr weiteres Ergehn. Wie es denn in der Post gehe, fragte man. Ausgezeichnet, ganz ausgezeichnet. Betten, Nachtruhe, Bedienung viel besser als im Hospiz, und das Essen — ganz vorzüglich, ein Gang mehr als im Hospiz und doch kein höherer Preis. — Unglaublich! ganz unglaublich! Diese Frage beschäftigte die Damen des Hospizes in immer weitern Kreisen. Die Unterströmung nahm zu. Dagegen

wurde aber auch geltend gemacht, man dürfe nicht so materiell sein. Ob man ein paar Kohlblätter mehr oder weniger habe, darauf komme es doch nicht an. Und die Hospizverwaltung tue gewiß alles mögliche, denn es sei ja ein gutes Werk, eine Unternehmung für Geistliche und Beamte, die nicht in der Lage seien, Luxus zu treiben. Auch zahle man ja keine Trinkgelder.

Zu den Vertretern dieser Meinung gehörte auch der Herr General. Doch brachte er zu seiner eignen Belehrung die Frage bei Tisch zur Sprache. — Mein Gott, sagte Frau von Hasenbein, ich begreife nicht, was diese Leute wollen. Wir tun wirklich, was wir können, aber immer heißt es, in der Post ißt man besser. Ich kann dies nur für böswillige Nachrede halten.

Tun Sie das nicht, gnädige Frau, erwiderte der General, in der Post ißt man wirklich besser. Aber sagen Sie mir, wie kann das der Postwirt leisten?

Weiß ich nicht. Wir können es nicht leisten, denn ich versichre Ihnen, daß wir bei der Verpflegung nichts verdienen.

Aber der Postwirt verdient doch; verschenken wird der Mann doch wahrlich nichts.

Ist mir unverständlich.

Das Rätsel blieb also ungelöst.

In der nächsten Nacht wurde Herr Schulze durch Klopfen an seiner Zimmertür geweckt. Eine Dame stand draußen und bat um Gottes willen, aufzustehn. Herr Schulze stand also auf und erfuhr, daß eine Dame in dem Nebenzimmer schwer krank geworden sei. Man höre ihr Stöhnen, aber man könne nicht ins Zimmer. Und die elektrische Klingel gehe nicht, auch lasse sich vom Personal niemand sehen. — Man

müsse den Hausmann rufen, der gewiß einen Hauptschlüssel habe, entschied Herr Schulze, nahm sein Licht und zog durch alle Gänge des weitläufigen Gebäudes, ohne den Hausmann oder sonst einen dienstbaren Geist finden zu können. Inzwischen waren auch andre Gäste wach geworden, und es gab eine große Unruhe, Proteste, Klagen, Erörterungen durch das ganze Haus. Endlich hatte man den Hausmann aufgestöbert. Dieser Menschenfreund hatte nämlich die Gewohnheit, um nicht gestört zu werden, seine Wohnung zuzuschließen und sich in seine letzte Kammer zu legen. Aber einen Hauptschlüssel hatte er auch nicht. Nun dann über eine Leiter durchs Fenster! Eine Leiter war nicht da. Es blieb nichts übrig, als die Tür aufzubrechen. Man fand die Dame schwer krank in hohem Fieber liegend. Da man doch von dem Personal niemand zumuten durfte, aufzustehn, so übernahmen ein paar Damen die Nachtwache. Am andern Morgen erschien der Arzt und sprach die Vermutung aus, daß ein Typhusanfall vorliege. Wo denn die Krankenstube sei, fragte man. — Eine Krankenstube sei nicht vorhanden. — Ob nicht eine Absperrung der Kranken nötig sei? — Ja, die sei sehr wünschenswert.

Früh beim Kaffee brach am Tische des Herrn Schulze die Unterströmung mit elementarer Gewalt durch. — Das ist ja schrecklich, riefen die Damen dieser Tischecke, wir wohnen auf demselben Flur, wir sind doch wahrhaftig nicht hierher gekommen, um uns anstecken zu lassen. Herr Schulze, Sie müssen zu Frau von Hasenbein gehn und ihre Vorstellungen machen. Herr Schulze mußte denn auch wirklich aufs Bureau gehn und seine Beschwerden vorbringen.

Herr — e — ? — Schulze. Womit kann ich dienen?

In dieser Nacht ist eine Dame auf Nummer zweiundvierzig erkrankt.

Ich weiß.

Es war niemand von dem Personal zu rufen, weil die elektrische Klingel nicht ging.

Ich weiß. Die Klingel wird abgestellt, damit das Personal nicht unnötig bemüht wird. Unsre Gäste sollen sich an Ordnung gewöhnen, wir halten das für eine unsrer Aufgaben unsern Gästen gegenüber.

Sehr nett und sehr praktisch. Im Hospiz ist nicht ein einziges Krankenzimmer. Es ist in der Nacht weder Licht noch Wächter vorhanden. In jedem Hotel, auch in dem kleinsten, kann der Hausknecht oder Portier jederzeit durch die Klingel gerufen werden.

Wir sind aber kein Hotel, Herr Schulze, sondern ein Hospiz. Unsre Gäste haben nicht das Recht, mehr von uns zu fordern, als wir uns statutenmäßig zu bieten verpflichtet haben.

Es möchte vielleicht nicht unpraktisch sein, diese Gäste darüber aufzuklären, was man heutzutage von einer Anstalt, die sich Hospiz nennt, ob mit oder ohne Statut zu fordern berechtigt ist.

Wir halten niemand, dem es bei uns nicht gefällt. Und ich kann wohl annehmen, daß auch Sie keinen Wert darauf legen, im Hospiz zu bleiben, da Sie hier so viel auszusetzen finden. Guten Morgen, Herr — Schulze.

Eine halbe Stunde darauf überreichte ihm ein dienstbarer Geist seine Rechnung. Da begegnete Herrn Schulze, was ihm noch nie passiert war, er war verblüfft. Aber was wollte er machen? Konnte er gegen eine Dame grob werden? Er packte also seinen Koffer und siedelte in die Post über.

müsse den Hausmann rufen, der gewiß einen Hauptschlüssel habe, entschied Herr Schulze, nahm sein Licht und zog durch alle Gänge des weitläufigen Gebäudes, ohne den Hausmann oder sonst einen dienstbaren Geist finden zu können. Inzwischen waren auch andre Gäste wach geworden, und es gab eine große Unruhe, Proteste, Klagen, Erörterungen durch das ganze Haus. Endlich hatte man den Hausmann aufgestöbert. Dieser Menschenfreund hatte nämlich die Gewohnheit, um nicht gestört zu werden, seine Wohnung zuzuschließen und sich in seine letzte Kammer zu legen. Aber einen Hauptschlüssel hatte er auch nicht. Nun dann über eine Leiter durchs Fenster! Eine Leiter war nicht da. Es blieb nichts übrig, als die Tür aufzubrechen. Man fand die Dame schwer krank in hohem Fieber liegend. Da man doch von dem Personal niemand zumuten durfte, aufzustehn, so übernahmen ein paar Damen die Nachtwache. Am andern Morgen erschien der Arzt und sprach die Vermutung aus, daß ein Typhusanfall vorliege. Wo denn die Krankenstube sei, fragte man. — Eine Krankenstube sei nicht vorhanden. — Ob nicht eine Absperrung der Kranken nötig sei? — Ja, die sei sehr wünschenswert.

Früh beim Kaffee brach am Tische des Herrn Schulze die Unterströmung mit elementarer Gewalt durch. — Das ist ja schrecklich, riefen die Damen dieser Tischecke, wir wohnen auf demselben Flur, wir sind doch wahrhaftig nicht hierher gekommen, um uns anstecken zu lassen. Herr Schulze, Sie müssen zu Frau von Hasenbein gehn und ihre Vorstellungen machen. Herr Schulze mußte denn auch wirklich aufs Bureau gehn und seine Beschwerden vorbringen.

Herr — e —? — Schulze. Womit kann ich dienen?

In dieser Nacht ist eine Dame auf Nummer zweiundvierzig erkrankt.

Ich weiß.

Es war niemand von dem Personal zu rufen, weil die elektrische Klingel nicht ging.

Ich weiß. Die Klingel wird abgestellt, damit das Personal nicht unnötig bemüht wird. Unsre Gäste sollen sich an Ordnung gewöhnen, wir halten das für eine unsrer Aufgaben unsern Gästen gegenüber.

Sehr nett und sehr praktisch. Im Hospiz ist nicht ein einziges Krankenzimmer. Es ist in der Nacht weder Licht noch Wächter vorhanden. In jedem Hotel, auch in dem kleinsten, kann der Hausknecht oder Portier jederzeit durch die Klingel gerufen werden.

Wir sind aber kein Hotel, Herr Schulze, sondern ein Hospiz. Unsre Gäste haben nicht das Recht, mehr von uns zu fordern, als wir uns statutenmäßig zu bieten verpflichtet haben.

Es möchte vielleicht nicht unpraktisch sein, diese Gäste darüber aufzuklären, was man heutzutage von einer Anstalt, die sich Hospiz nennt, ob mit oder ohne Statut zu fordern berechtigt ist.

Wir halten niemand, dem es bei uns nicht gefällt. Und ich kann wohl annehmen, daß auch Sie keinen Wert darauf legen, im Hospiz zu bleiben, da Sie hier so viel auszusetzen finden. Guten Morgen, Herr — Schulze.

Eine halbe Stunde darauf überreichte ihm ein dienstbarer Geist seine Rechnung. Da begegnete Herrn Schulze, was ihm noch nie passiert war, er war verblüfft. Aber was wollte er machen? Konnte er gegen eine Dame grob werden? Er packte also seinen Koffer und siedelte in die Post über.

Wo ist denn Herr Schulze? fragte der General bei Tisch, ich habe ihn den ganzen Morgen nicht gesehen.

Ich habe ihm seine Rechnung zugestellt, erwiderte Frau von Hasenbein. Er kritisiert die Anstalt, und das dulde ich nicht. Was liegt mir an diesem Herrn — Schulze.

Sie haben Herrn Schulze hinausgeworfen? Wissen Sie auch, wer dieser Herr Schulze ist? Inhaber eines weltberühmten Geschäfts, Vorsitzender der Handelskammer in E. und argentinischer Konsul. Übrigens ist er mein Freund, und ich bitte gleichfalls um meine Rechnung.

Aber Papa! rief Fräulein Meta mit Tränen in den Augen.

Dies äußerste wurde nun zwar durch Vermittlung des Herrn Generalsuperintendenten, dem alles daran lag, daß das Hospiz nicht durch einen Skandal geschädigt werde, abgewandt, aber das Behagen war und blieb gestört, und man war froh, als die festgesetzte Abfahrtszeit gekommen war.

Wie kann man aber auch wissen, was hinter einem solchen Herrn Schulze steckt, sagte Fräulein Emmi. Ich begreife nicht, wie einer überhaupt Schulze heißen kann.

Und wie einer ein so gewöhnliches Gesicht haben kann, fügte Fräulein Mimi hinzu.

Es hatte Mühe gekostet, Herrn Schulze, der nach Hause reisen wollte, zur Fortsetzung der Reise zu bewegen. Wie es nicht gemacht werden müsse, das wisse er nun, sagte er. Schließlich gab er dem Herrn General zu Gefallen, und weil nun einmal das Rundreisebillett bezahlt war, nach. Und so wandte man einen Tag Eisenbahnfahrt daran, um das Hospiz zu W. zu erreichen.

Muster ohne Wert aus dem Hospiz zu R. An Fräulein Meta Nachhausen im Hospiz zu W. Absender ungenannt. Inhalt: Ein Arrangement von Vergißmeinnicht.

In W. machte die Ankunft des Herrn Generals nicht denselben Eindruck wie in R., denn in W. nahm Herr Kirchenrat D. Buchsbaum alle Aufmerksamkeit für sich in Anspruch, besonders in diesem Jahre, wo er das Hospiz zum zehntenmal besuchte. Er war nicht gerade der Gründer der Anstalt, aber von Anfang an ihr geistlicher Berater gewesen. Er war ein lieber alter Herr mit ehrwürdigen weißen Haaren und einem kindlichen Ausdrucke. Die Damen schwärmten für ihn, täglich lag ein frischer Blumenstrauß auf seinem Teller. Und wenn er Abends, wie er von Zeit zu Zeit tat, einen geistlichen Vortrag hielt, so scharte sich ein dichter Kreis von Verehrerinnen um ihn. Selbst ein Teil der anwesenden Herren hörte die Vorträge mit an.

An dem Abend, wo der General angekommen war, redete der Herr Kirchenrat über Maria und Martha. Er führte in seiner „gemüt- und geistvollen Weise" aus, daß die Martha der Gegenwart das arbeitende Volk sei, das, weil es andern dient, selbst den Sonntag entbehren müsse. Dürfe der Christ, der zu den Füßen Jesu sitze und das Evangelium höre, das Opfer annehmen? müsse er nicht selbst beiseite rücken und der Martha, der Arbeiterin Platz machen? Hierauf zeigte der Redner an verschiednen Lebensverhältnissen, wie der Christ dem dienenden Bruder zu seinem Sonntag verhelfen könnte, und kam dann aufs Hospiz zu sprechen. Hier nähmen,

sagte er, die Gäste die tägliche Arbeit der Dienerinnen in Anspruch, auch am Sonntage. Und das wäre nicht recht. Man möge den Dienerinnen wenigstens die Stunden des Gottesdienstes frei geben und um des Herrn willen sich Sonntags die Stiefel selbst wichsen und in christlicher Demut sich das Bett selbst machen.

Diese Worte verursachten in der Zuhörerschaft eine tiefe Bewegung. Im Hintergrunde wurde gelächelt, aber der alte Herr heizte seinen Zuhörern so nachdrücklich ein, daß zuletzt alle zerknirscht waren und die Meinung das Übergewicht gewann, daß man zu dem Opfer verpflichtet sei. Selbst der Herr General stand Abends in Strümpfen nachdenklich vor seinen Stiefeln und erwog, wie es ihm wohl schmecken werde, wenn er, nachdem er vierzig Jahre lang einen Burschen gehabt hatte, schließlich selbst noch zur Wichsbürste greifen müßte. Andre meinten, mit den Stiefeln, das ginge noch an, man könnte sich ja für Sonntag einrichten, aber das Bettenmachen! Bettenmachen sei eine Kunst, und man habe diese Kunst nicht gelernt. Worauf der Herr Kirchenrat den Vorschlag machte, man möge Kurse einrichten, in denen Bettenmachen gelehrt werde. Dieser Gedanke wurde von den ältern jungen Damen mit Begeisterung aufgenommen. Zwei Diakonissen übernahmen es, den Unterricht zu erteilen. Wirklich war auch an einem der nächsten Tage eine Schar Damen und ein alter Herr um ein Bett, das im Frühstückssaal aufgestellt war, versammelt. Man wußte aber nicht recht, wie die Sache anzufangen sei, denn hier hätte doch ein wissenschaftlicher Vortrag die praktischen Demonstrationen einleiten müssen. Aber zu solchem Vortrage

war niemand zu haben gewesen. Die Sache wollte also nicht in Gang kommen. Als nun aber einige jüngere Herren mit Augengläsern, knarrenden Stiefeln und Redensarten ankamen, um gnädige Fräuleins zu unterstützen, und als ein allgemeines Gekicher entstand, wurde der Zustand bedenklich, und man zerstreute sich und wurde zweifelhaft, ob die Sache auch durchführbar sei.

Herr Schulze hatte sich auf gar nichts eingelassen, er blieb allem Zureden gegenüber ungerührt und erklärte, er sei für halbe Maßregeln nicht zu haben und werde sich nur dann an der Sonntagsruhe beteiligen, wenn auch die Köchinnen entlassen würden, und sich jeder Gast seinen Eierkuchen selber backe. Er setze hierbei natürlich voraus, daß auch in diesem Falle das volle Kostgeld gezahlt werden müsse.

Am nächsten Sonntage konnte die neue Ordnung noch nicht eingeführt werden. Die Sache war noch zu unfertig, der Bettemachenkursus war noch nicht zustande gekommen, und es fehlte auch an Wichsbürsten. Ehe der darauf folgende Sonntag kam, waren der Herr General nebst gnädigem Fräulein Tochter und Herr Schulze bereits abgereist. Sie haben nicht erfahren, was aus dem wohlgemeinten Plane geworden ist.

Telegramm. General Nachhausen an Meta Nachhausen, im Schnellzuge nach Br. Scheußliches Pech. Sitzen geblieben. Geh in Br. ins Vereinshaus. Neue Brücke 11. Zimmer ist bestellt. Ich komme mit dem Frühzug nach.

In Br. klapperte Abends zwischen elf und zwölf Uhr eine Droschke vom Bahnhof nach der Neuen Brücke und hielt vorm Vereinshause. Eine junge Dame, Fräulein Meta Nachhausen, stieg aus. Diese junge Dame hatte glücklicherweise einen Koffer bei sich, den der Kutscher abladen und ins Haus tragen mußte, sonst wäre es ihr vielleicht ebenso gegangen wie einer andern jungen Dame, die vor dem verschlossenen Tor stand und ganz verzweifelt klingelte.

Na ja, sagte der Kutscher, Jakob der Faule schläft wieder in Akkord. Das kennen wir schon. Na warten Sie mal, Fräulein, wir wollen einmal Tempo in den Parademarsch bringen. Damit setzte er die Glocke in einer Weise in Bewegung, daß selbst der alte, müde Droschkengaul unruhig wurde. Das junge Mädchen dankte Gott, daß jemand gekommen sei, ihr beizustehn. Sie habe ein Zimmer im Vereinshause, stehe aber hier schon seit einer Stunde und klingle. Der Kutscher machte eine neue Anstrengung. Oben öffnete sich ein Fenster, und eine militärische Stimme rief herab, was denn da unten für ein polizeiwidriger Lärm gemacht werde. Endlich leuchtete ein Licht auf, und die Tür wurde im langsamsten Tempo aufgeschlossen. Jakob, der Faule, empfing die Eintretenden schläfrig und brummig. Fräulein Nachhausen legitimierte sich und wurde eingelassen. — Was wollen Sie denn, wandte sich Jakob an das andre Fräulein. Für Sie ist kein Zimmer da.

Aber mein Gott, ich habe doch bereits Nummer siebzehn.

Das Zimmer habe ich weggegeben. Ich sagte Ihnen doch, Sie sollten um zehn Uhr wieder da sein. Wie Sie um zehn Uhr nicht da waren, habe

ich das Zimmer an einen Weinhändler aus Mainz gegeben, der liegt schon im Bette und schläft.

Das ist ja aber schrecklich. Was mache ich denn nun? Ich konnte beim besten Willen nicht um zehn Uhr da sein.

Jakob, du wirst doch das Fräulein nicht bei Nacht und Nebel aus dem Hause jagen, sagte der Kutscher. — Ho! Schimmel, brrr! Das Vieh will nach Hause.

Kann ich nicht ändern. Wir haben kein Zimmer mehr frei.

Kommen Sie herein, sagte Fräulein Meta. Es muß Rat geschafft werden. Jakob sah gar nicht danach aus, als wolle er Rat schaffen, und die beiden Damen standen ratlos und hilflos da, denn ihre letzte Hilfe, der Kutscher, zog ab, weil sein Gaul nicht mehr stehn wollte. Da kam ein Herr die Treppe herab, der Fräulein Meta wie ein Engel vom Himmel erschien; obwohl ein Leutnant mit einem Engel wenig Ähnlichkeit hat, auch wenn er in Zivil ist. — Herr Leutnant Malchow, Gott sei Dank, daß Sie da sind, kommen Sie, helfen Sie uns, rief Fräulein Meta. Herr Leutnant Malchow rückte denn auch im Eilschritt an und nahm die Angelegenheit in die Hand. Hier entwickelte sich eine hochdramatische Szene. Da ich solche Szenen zu schildern nun einmal kein Talent habe, muß ich mich darauf beschränken, zu sagen, daß der scharfe Kommandoton des Herrn Leutnants sowie die eingestreuten Zierworte Wunder taten. Jakob wurde ganz willig, und es fand sich auch noch ein Kämmerchen für die junge Dame. Wo nun ihr Reisegepäck sei? Das stehe im Zimmer des Herrn Weinreisenden. — Was, Sie Urian, geben ein Zimmer fort, in dem das Gepäck des Inhabers steht. —

Ich dachte — — Wo Sie sich unterstehn, je wieder zu denken. Jetzt wecken Sie Ihren Weinreisenden. Das Gepäck muß beschafft werden. — Das geschah. Der Weinreisende wurde geweckt und fluchte lästerlich, wie es sich für ein christliches Vereinshaus unmöglich geziemte. Aber es half alles nichts. Der Leutnant gab nicht nach.

Als alles in Ordnung war, schob Jakob Fräulein Nachhausen einen Leuchter in die Hand und sagte: So, Ihr Zimmer ist Nummer achtundvierzig.

Kerl, fuhr der Leutnant los, sind Sie verrückt! Sie geleiten das gnädige Fräulein in ihr Zimmer, fragen nach ihren Befehlen und melden sich dann bei mir Zimmer Nummer vierzehn. Und morgen sprechen wir uns weiter. Kehrt! Marsch!

Am nächsten Tage gab es eine förmliche Gerichtsverhandlung, an der auch der Herr General, der inzwischen angekommen war, teilnahm. Es war schwer zu sagen, wer grimmiger war, der Herr General oder der Herr Leutnant. Und dem faulen Jakob ging es schlecht. Die Dame des Hauses weinte fast, als sie erfuhr, was geschehn sei. Es sei nicht zu sagen, was ihr dieser Jakob für Not mache. Immer verspreche er Besserung, und immer komme wieder etwas vor. Aber sie könne nichts machen. Über das Personal könne nur das Kuratorium der Anstalt befinden. Den Vorsitz des Kuratorii führe Herr Archidiakonus Riemenschneider.

Man sandte also zum Herrn Archidiakonus und ließ ihn bitten, in einer wichtigen Angelegenheit in das Vereinshaus zu kommen. Der Herr Archidiakonus war auf das peinlichste berührt und wünschte sehr, daß die Sache nicht an die große Glocke geschlagen

werde; man schade dadurch einer guten Sache, was die Herren sicher nicht wollten.

Nein, aber dem Jakob muß sein wohlverdientes Teil werden. — Natürlich! natürlich!

Jakob trat ein, zerknirscht und mit den Mienen eines indischen Büßers. Der Herr Archidiakonus sah ihn mit Betrübnis an und machte ihm ernst-liebevolle Vorhaltungen. Jakob verdrehte die Augen. Man habe doch soviel Geduld mit ihm gehabt, immer habe er Besserung gelobt, und immer sei der alte Mensch wieder durchgebrochen. Was man denn nun mit ihm anfangen solle? — Jakob heulte ins Taschentuch und gelobte hoch und heilig Besserung. Darauf wurde er mit einer väterlichen Verwarnung entlassen, und es wurde ihm eröffnet, wenn wieder etwas vorkommen sollte, so werde man nicht umhin können, zum äußersten zu greifen.

Und das ist alles? fragte der Herr General.

Ja, was denn sonst noch?

Einen Tritt applizieren, aus dem Hause schmeißen. Wer ein hilfloses junges Mädchen Nachts auf die Straße werfen kann, verdient schleunigst hinterher geworfen zu werden. Und das ohne Gnade.

Ansichtspostkarte. Ansicht des Domes zu Br. An Fräulein von Gräbenhorst und das Kränzchen der Ungezognen. Kinder! Kinder! Das war eine Nacht und ein Tag! Aber ihr erfahrt nichts. Strafe muß sein. Eure glückliche Meta.

Ich bin in Zweifel, wie ich meine Geschichte endigen soll. Wollte ich nach modernen Mustern verfahren, so müßte ich hier abbrechen und unentschieden

lassen, was aus dem Projekte des Herrn Schulze und den handelnden Personen geworden ist, oder ich müßte alle noch schnell umbringen. Da nun letzteres gegen mein Gewissen ist, ich auch versprochen habe, zu erzählen, wie der Herr General von seiner Vorliebe für Hospize und dergleichen abgekommen ist, so sollen zum Schlusse noch folgende beiden Dokumente mitgeteilt werden:

Herr General Nachhausen an Herrn Schulze ... Sie wollen also doch ein Hospiz gründen. Ich wünsche Ihnen Glück dazu. Es mag richtig sein, was Sie sagen, daß ein so geduldiges und bescheidnes Publikum, wie wir es kennen gelernt haben, die reine Wonne für den Geschäftsmann sei. Ich meinerseits kann nicht versprechen, solche Geduld weiter zu üben. Auch kann ich mich mit einem Kapital nicht an dem Unternehmen beteiligen, da ich, wie Sie sich wohl denken können, meine flüssigen Mittel zum Nachweise des Kommißvermögens brauche ....

Drucksache. Die Verlobung ihrer Kinder Meta und Kurt beehren sich anzuzeigen Erich Nachhausen, Generalmajor z. D., und D. Balthasar Malchow, Generalsuperintendent, und Frau, Emilie geb. Brinkmeier.

18

Vom Herrn-Spielen

Der Schäfer Heinrich Rieks stand auf seinen Stock gelehnt unter dem alten wilden Birnbaum auf dem Franzosenberg in dem bißchen Schatten, den der Baum gab. Seine Schafe drängten sich zusammen und suchten eins vom Schatten des andern zu profitieren, und seine Hunde lagen zu seinen Füßen und zeigten der Welt mit keuchendem Eifer ihre roten Zungen. Es war ein warmer Sommertag. Heinrich Rieks philosophierte, wie das so Schäferart ist. Zu seinen Füßen lag die Dorfflur, dort die großen Pläne des Ritterguts, und dort das in kleine Streifen zerteilte Land, das aussah wie eine buntkarierte Schürze, die Ackerteile der Bauern und kleinen Leute. Da war auch nicht eine Handbreit Erde, die nicht jemand besessen hätte. Und wer etwas hatte, der hielt es fest, und in die Reihe zu kommen wäre auch nicht mit Geld möglich gewesen. Die ihr Teil Acker hatten, das waren die Besitzer, und die kein Teil erwischt hatten, das waren die Arbeiter, die Tagelöhner, die Lumpen in der Welt. Die einen haben Land, arbeiten oder

arbeiten auch nicht und ernten; die andern haben kein Land, arbeiten und ernten nicht. Ist das recht? Zum Beispiel liegen da drüben fünfzig Frauen und Kinder den ganzen Tag auf den Knien und ziehn Zuckerrüben, und der Herr von Großmann reitet über den Acker und sieht zu, was sie machen. Hernach haben die Arbeiter jeder eine Mark bis eine Mark fünfzig, und der Herr zweihundert Zentner Rüben auf den Morgen, den Zentner zu einer Mark. Und was so ein Knecht ist, der muß sich das ganze Jahr mit den Pferden plagen, muß sich alle Tage schicken und kommandieren lassen und anschnauzen lassen. Und wenns Jahr herum ist, heißt es: Da hast du deinen Lohn, nun sieh zu, wo du bleibst. Ist das recht? Und er, der Schäfer Heinrich Rieks selber — na ja, er hatte es ja nicht schlecht. Er hatte sein Auskommen, sein Haus und seinen Gartenfleck und vier Morgen Pachtland, und sein Herr redete ihm nicht in die Schäferei hinein; aber er war doch im Dienste. Den ganzen Tag mußte er hier draußen herumstehn, und auch des Nachts war er im Dienste, da mußte er in der engen Schäferkarre liegen. Was ist ein Mensch schlecht daran, der „muß“, und was ist ein Mensch zu beneiden, der „Herr“ ist und auf seinem eignen Lande steht. Aber was ist da zu machen? Wie die Welt zerteilt ist, so bleibt sie.

Ähnliche Herrschergelüste, wie der Mann, hatte auch die Frau des Schäfers. Sie dachte dabei freilich weniger an Äcker als an die ungeschriebne Rangliste des Dorfes, an Kirchensitze, Kleider und Ketten. Auch sie hätte gar zu gern zu den Großen gehört und andre Leute kommandiert, statt sich kommandieren zu lassen. Während aber der Mann philo-

sophierte und die Gerechtigkeit der Weltordnung anzweifelte, wanderte sie fleißig ins Nachbardorf, wo eine alte Base lebte, die von Rechts wegen schon längst hätte tot sein müssen. Dahin trug sie manche Wurst und manchen Topf voll Fett. Die Leute sagten, es sei ein Skandal, so offenbar erbzuschleichen. Auch Rieks wollte nichts von den Gängen seiner Frau wissen, sie trüge nur das bißchen Hab und Gut aus dem Hause, aber was wiederkriegen, davon stünde kein Wort geschrieben. Die Frau Rieks ließ sich aber nicht irre machen, sie spielte ihr Spiel, und das Ende war, als die alte Base nicht umhin konnte, das Zeitliche zu segnen, daß die Rieks und noch eine Base, die auch fleißig nach dem Rechten gesehen hatte, erbten, die andre Base den Hof, und die Rieks zwanzig Morgen Land, Staatsacker, gerade auf der Flurgrenze gelegen, man hätte sichs nicht besser aussuchen können.

Herre, sagte Rieks, als der neue Miettermin kam, ich wollte Ihnen nur sagen, daß Sie sich zu Martini nach einem andern Schäfer umsehen möchten. Ich wollte mich selbständig machen.

Habe schon gehört, lieber Rieks, und wünsche Ihnen viel Glück. Eigentlich aber täten Sie besser, sich nicht zu übereilen. Ihre zwanzig Morgen laufen Ihnen nicht davon. Die Zeiten sind schlecht, und wir können Wunderdinge mit den Preisen erleben. Sie tun am besten, Sie warten das ab und bleiben inzwischen, wo Sie sind.

Rieks greinte seinen Herrn an und sagte im stillen: O du alter Fuchs! Du willst bloß, daß ich bei dir weiter Schäfer spielen soll, denn so einen wie mich kriegst du sobald nicht wieder, das weißt du ganz gut.

Überlegen Sie sichs, Rieks, ich habe es gut mit Ihnen gemeint.

Ja, Herre, ich will mirs überlegen. — Natürlich kam zuletzt heraus, was von Anfang an feststand, daß er selbst Herr werden wollte.

Jetzt war das erste, ein Paar starke Pferde kaufen, so schwer, wie sie kein andrer im Dorfe hatte. Wenn er dann mit seinen Pferden aufs Feld zog, dann sollten die Leute Augen machen. Und für die Frau war das erste, ein schwarzes Atlaskleid kaufen, so schwer wie der Frau Schulzen ihrs, oder noch schwerer, und ein Halstuch von einer Farbe, die noch gar nicht dagewesen war. Rieks reiste umher und hörte überall nach Rat und tat zuletzt, wovon alle abgeraten hatten, er kaufte seine Pferde von Sally Silberstein. Denn er war ja viel klüger als alle, und mit Sally Silberstein wollte er schon fertig werden. Er wurde auch mit ihm fertig, und als er für teures Geld zwei Staatspferde eingehandelt hatte, hatte er zwei Gäule, von denen der eine nichts tun wollte und der andre nichts tun konnte. Desgleichen erhandelte seine Frau bei Isidor Wolfsohn ein Atlaskleid, das ganz unglaublich schwer, freilich nur künstlich in der Farbe mit Schwerspat belastet war. Wo hätte sie denn auch das Kleiderhandeln herwissen sollen, ihr Vater war ja Nachtwächter gewesen, und wie hätte denn Rieks den Pferdehandel verstehn können, da er bis dahin höchstens Hammel gekauft hatte!

Hierauf mußte der Hof erweitert und eine Scheune auf den Gartenfleck gebaut werden. — Nur groß, nur groß, sagte der Herr Maurermeister, was haben Sie davon, wenn Sie sie im nächsten Jahre wieder einreißen und größer bauen müssen? — Also groß.

Der Mann mußte es ja doch verstehn. Rieks hätte gar nicht gedacht, daß Bauen eine so leichte Sache sei. Der Konsens, der Plan, die Steine, das Holz, alles flog nur so herbei, und in acht Wochen stand die Scheune fix und fertig da. Sie brauchte nur noch bezahlt zu werden. Und Korn war auch noch nicht drin.

Zwanzig Morgen Feld war eigentlich etwas wenig, besonders unter Berücksichtigung der großen Scheune. Wenn man noch ein Dutzend Morgen dazu pachtete, so konnte man Knecht und Magd halten und dann erst ordentlich den Herrn spielen. Das leuchtete Rieks und seiner Frau ein. Man pachtete also, freilich etwas teuer; das half nun weiter nichts, denn das Pachtland mußte man haben, um zwei Gespanne, ein Pferde- und ein Kuhgespann, beschäftigen zu können. Nun mußten noch Pflüge, Wagen und andres Gerät sowie Kühe und Kleinvieh angeschafft werden. Man glaubt gar nicht, wieviel Geld das alles kostet. Als die Wirtschaft fertig war, hatte sie eine ganz hübsche Schuldenlast zu tragen. Das schadete aber nichts. Rieks verstand seine Sache — meinte er —, hatte er doch immer auf seinem Pachtacker das beste Korn und die dicksten Rüben auf der ganzen Flur gehabt.

Er wird sich schon umgucken, sagten die Leute, Herrn spielen ist nicht so leicht, als sich mancher denkt.

Rieks ließ sich nicht irre machen. Er genoß das Bewußtsein, Herr zu sein, mit vollen Zügen. Es ist auch keine Kleinigkeit, früh auf dem breiten Rücken seines Sattelpferdes auf seinen Acker hinauszureiten und den Knecht zu kommandieren und ihn vor andrer Leute Ohren herunter zu hunzen. Und Frau Rieks,

der bis dahin der Kirchweg unbequem gewesen war, ging jetzt fleißig in die Kirche auf ihren neuen Platz auf der Taufsteinseite, wo die Plätze der Großen waren, und angetan mit ihrem schweren, schwarzseidnen Kleide. Zu Haus freilich war das Herrschen nicht ohne bittern Beigeschmack. Der Knecht entstammte derselben Philosophenschule, der Rieks selbst früher angehört hatte, das heißt, er hielt es für ein schreiendes Unrecht, daß er Knecht spielen und für seinen Lohn auch etwas tun müsse. Er tat denn auch nur das, was unvermeidlich war, und wozu er ausdrücklich befohlen und angestellt wurde. Nach Feierabend tat er überhaupt nichts mehr, es mochte dringend oder nicht dringend sein. Da aber der Herr wußte, daß es ihm nichts helfen würde, den Knecht wegzuschicken und einen andern zu mieten, so mußte er selbst zugreifen und den Knecht zuschauen lassen. Und die Magd hatte ein böses Maul und ärgerte die Frau aus Herzensgrunde.

Dafür stimmten sowohl er als auch sie bei gegebner Gelegenheit endlose Klagelieder über die Dienstboten an. — Seht ihrs, sagten die Leute, die spüren es schon, was es heißt, Herrschaft sein.

Noch größer aber war die Not mit den Pferden. Rieks merkte bald, daß er von dem Pferdejuden gründlich angeführt worden war. Das Handpferd war einfach nicht zu brauchen und mußte umgetauscht werden, wobei noch ein ansehnliches Geldstück zugelegt werden mußte. Und das Sattelpferd hatte seine Mucken und schlug im Stalle alles kurz und klein. Zuletzt kriegte es die Kolik. Das gab eine angstvolle Nacht. An Schlafen war natürlich nicht zu denken, und dazu dieser Ärger mit dem Knechte, der be-

hauptete, zum Nachtwächter nicht gemietet zu sein, und der nicht einmal dazu zu bringen war, einen Eimer Wasser zu holen. Am andern Tage war das Pferd tot, und der Knecht aus dem Hause gejagt. Der Verdienst des ganzen Jahres, wenn nicht mehr, war dahin. Und dazu die Sorge um ein andres Pferd und einen andern Knecht. Nun, ein andres Pferd fand sich schon, aber es war teuer, auch ein andrer Knecht, aber der taugte noch weniger als der vorige. Von da an wars mit dem guten Nachtschlafe vorbei. Wie schön hatte Rieks einst in seinem Schäferkarren geschlafen, wenn der Wind über den Acker wehte und die Schafe murkften und husteten und die Hunde Wache hielten. Jetzt lag er wachend im Bett und merkte auf, ob im Stall auch alles still sei. Und wenn die Pferde im Stall laut wurden, so fuhr er aus dem Bett und mit dem Kopf aus dem Fenster hinaus und lauschte, ob nicht ein Pferd in der Halfterkette hängen geblieben oder sonst etwas nicht in Ordnung war. Es war auch keine Kleinigkeit. Diese acht Pferdebeine waren ein guter Teil seines Vermögens, und wie leicht konnte eins von ihnen gebrochen werden. Auf den Knecht war doch nicht der geringste Verlaß.

Rieks hatte sich auf seine Tüchtigkeit in der Landwirtschaft von jeher etwas zugute getan, und er konnte auch wirklich den Beweis liefern, daß er auf seinen vier Morgen Pachtland immer das beste Korn und die dicksten Rüben geerntet hatte. Das hatte aber seine guten Gründe gehabt. Solange er Schäfer gewesen war, hatte er seine Schafe immer einmal über seinen eignen Acker geführt oder hatte sie über Mittag dort stehn lassen. Das kam seinem

Acker zugute und gab fette Ernten. Er hatte früher von seinem Lande einen schönen Taler Geld verdient. Das wollte nun nicht mehr gelingen, denn er hatte nun keine Schafherde mehr an der Hand und war auf den magern Düngerhaufen seines Hofes angewiesen. Früher hatte er sich seinen Acker von einem Bauern pflügen lassen und sehr darüber geklagt, wie teuer das sei, jetzt merkte er, daß er die Arbeit halb geschenkt erhalten hatte. Denn jetzt mußte er selbst die Pferde halten und den Wagen und den Schmied bezahlen und den Knecht ernähren. Er hätte nicht gedacht, daß Pferde besitzen ein so teures Vergnügen sei. Seine Scheune und seine ganze Rechnung war darauf zugeschnitten, daß er gute Ernten wie bisher machen und gute Preise erzielen würde. Nun gab es eine magere Ernte und schlechte Preise. Das Futter mißriet gänzlich. Und damit zog die hohläugige Sorge auf dem Rieckshofe ein. Geldsorgen sind schlimm, Futtersorgen sind noch schlimmer. Denn Geld kann man zur Not immer noch beschaffen, Futter aber ist auch nicht einmal für Geld zu haben, wenns im Lande mangelt. So oft er auf den Futterboden kam, überschlug er, wie lange der Vorrat reichen werde, aber alles Rechnen half nichts. Der Fußboden sah hier und da bereits bedenklich hervor. Und was dann, wenn der Vorrat verbraucht war? Jedes Bund Heu, das der Knecht über den Hof schleppte und achtlos seinen Pferden vorwarf, tat ihm weh. Früher hatte er es gerade so gemacht wie der Knecht. Er hatte das Futter vom Boden achtlos herunter geworfen, das Futter mußte da sein; wie es auf den Boden hinaufkam, ging ihn nichts an, das war des Herrn Sache. Nun war er selbst

Herr geworden und merkte wohl, daß dieses Selbstverständliche schwere Sorgen machen konnte.

Rieks schleppte sich ein Jahr durch. Daß er nichts in diesem Jahre verdient hatte, war ihm nicht verborgen, wieviel er zugesetzt hatte, das wußte er nicht, er merkte nur, daß der Zins, den er vierteljährlich in der Stadt an seinen Finanzfreund, Herrn Salomon Hamburger, zu zahlen hatte, merklich höher geworden war. Das nächste Jahr war die Ernte besser, aber es hatte Maul- und Klauenseuche gegeben, dann krepierten zwei Schweine. Dann gab es ganz schlechte Preise und Kartoffelkrankheit und neue Gesetze, die die Steuerlast vermehrten, und Einquartierung, Rieks kam nicht aus der Not heraus. Und dabei fühlte er, wie die Last, die er zu tragen hatte, alle Jahre schwerer wurde. Das waren Freuden, die er, solange er als Schäfer diente, nicht gekannt hatte.

Daß mit dem Pachtacker nicht viel zu verdienen war, merkte er bald, aber er konnte ihn nicht abschaffen, da er Beschäftigung für seine Pferde brauchte, die sonst zu teuer geworden wären. Aber der Knecht, der seinem Herrn fast die Haare vom Kopfe fraß, der konnte abgeschafft werden. Und das geschah denn auch. Rieks arbeitete also für zwei, oder wenigstens für anderthalb, denn der Knecht hatte nur halbe Arbeit getan. Früher war Rieks Knecht auf dem Gutshofe gewesen und hatte es gut dabei gehabt und war dick und fett geworden, jetzt war er Knecht seines eignen Hofes geworden, mußte sich früh und abends schinden, wie es niemals ein Knecht tun würde, und kam dabei an Humor und Fett sehr herunter. Früher als Knecht hatte er „sein Gewisses“

gehabt. Sobald das Jahr herum war, lag der Lohn auf dem Tische, während er jetzt nicht wußte, wo er zu Ende des Jahres das Geld für den Schmied und den Schuhmacher und den Dünger, und was sonst die Wirtschaft brauchte, hernehmen sollte. Und die Zinsen, die Zinsen! Sie hingen ihm wie eine Kette am Fuße. Sonst waren ihm die vier Quartalersten Tage gewesen wie andre auch, jetzt wurden sie ihm vier dunkle Punkte im Jahre. Und die langen Nächte, in denen ihn seine Sorgen und das liebliche Antlitz von Salomon Hamburger nicht schlafen ließen. In diesen Nächten ging ihm die Erkenntnis auf, daß Herrsein nicht eitel Wonne bedeute, und daß mancher, der stolz in seinem Landauer fährt, nicht beneidet werden würde, wenn man wüßte, wie es bei ihm inwendig aussieht. Ach wie schön hatte sichs in seiner Schäferkarre geschlafen, obwohl er damals nur Stroh hatte, während er jetzt unter einer zehnpfündigen Bettdecke nicht schlafen konnte.

Dazu kam nun auch noch häuslicher Unfriede. In die Frau Rieks waren der Hochmutsteufel und der Keifeteufel zugleich gefahren. Sie liebte es nicht zu arbeiten, dagegen ihrem Manne Vorwürfe zu machen, daß er sein Geschäft nicht verstehe und alles verwirtschafte. Das mußte er sich gefallen lassen, denn Tatsache wars ja, daß es weniger wurde, und zwar in unheimlicher Eile. Als aber seine Frau, um vor den Leuten den Schein zu wahren, sich immer hoffärtiger kleidete und auch ihre Mädchen herausputzte, als wären sie Kinder großer Bauern, und als sie eines Tages, natürlich nur, um den Ruf des Rieks-hofs zu wahren, mit einem neuen, schönen Wintermantel ankam, um den selbst die Frau Schulze

neidisch werden mußte, folgte eine böse Auseinandersetzung, die damit endete, daß Frau Rieks mit einem Scheit Holz ihre Tracht Prügel bekam. Da gab es eine schauerliche Szene, der Mann wütend, die Frau außer sich, und die Kinder heulend und schreiend in den Ecken. Und daraus wurde ein großer Skandal, der durch das ganze Dorf getragen wurde. Ach wie hatte es Rieks gut gehabt, als er einst allein in seiner Schäferkarre hauste.

Wir wollen die Geschichte nicht weiter erzählen, sie verlief, wie sie in ähnlichen Fällen schon tausendmal verlaufen ist. Die lieben Geschäftsfreunde in der Stadt hielten ihren Rieks in ihrer Schlinge und ließen ihn so lange strampeln und sich abarbeiten, als von ihm noch was zu verdienen war, und dann wurde die Schlinge nach den Regeln der Kunst zugezogen. Der Acker wurde verkauft, mit Mühe rettete Rieks sein Haus und seine große Scheune, mit der er jetzt freilich nicht viel anzufangen wußte. Aus wars mit dem Herrn-Spielen.

Was aber nun? Frau Rieks hätte es gern gesehen, wenn ihr Mann alles verkauft hätte und fortgezogen wäre, um Restaurateur oder Agent oder sonst so etwas Schönes zu werden. Sie hätte dann in der Stadt immer noch die Dame spielen können. Aber Rieks hatte kein Vertrauen dazu, er dachte im stillen an seine schöne Schäferkarre.

Sie stand wieder einmal auf dem Franzosenberge. Und Rieks stand daneben unter dem alten Birnbaume. Den Schatten aufzusuchen brauchte er nicht, es war trübe genug, und dem Herrn ohne Land war es auch trüb genug zu Sinnen. Da drüben lagen seine schönen zwanzig Morgen. Wie lange wirds dauern,

da hatte sie der Jude parzelliert, und sie sahen klein=kariert aus wie eine bunte Schürze. — Meinetwegen, sagte Rieks, ich habe wenig Freude daran gehabt.

Herr von Großmann, sein einstiger Herr, kam auf seinem Schimmel über das Feld geritten, hielt still und redete mit Rieks von diesem und jenem und sagte zum Schlusse: Mein Schäfer geht nächsten Monat ab, wenn Sie wieder eintreten wollen, soll mirs recht sein.

Ja, Herre, erwiderte Rieks, das tue ich gern. Ich hätte damals auf Sie hören sollen, aber das Herrnspielen stak mir im Kopfe. Das ist nun aus.

Lassen Sie sichs nicht leid sein, Rieks. Die Lektion war zwar etwas teuer, aber gelernt haben Sie wohl was? Nicht?

Das weiß Gott, ja! Wenn mir jetzt der Teufel wieder so eine Erbschaft in die Hand spielt, so haue ich sie ihm um die Ohren.

Na na, Rieks!

19

Das musikalische Kränzchen

Es gibt Zeiten, in denen gewisse Wahrheiten epidemisch werden; sie beherrschen das Menschengemüt, sie werden in Prosa und Poesie ausgesprochen, sie verdichten sich zu Tatsachen. Dies sind die Zeiten, in denen große Dinge, Staaten, Verfassungen, Erfindungen geboren werden. In eine solche Zeit fällt auch die Gründung des „musikalischen Kränzchens für Protzkau und Umgegend“. Nebenbei möge bemerkt werden, daß Protzkau ein kleines Landstädtchen ist, in dem außer der Apotheke, dem Schwan, der Geistlichkeit und dem Amtsgericht nicht viel los ist. Aber die Umgegend ist wohlhabend. Dort gibt es nicht allein eine Zuckerfabrik, sondern auch die „Schlösser“ derer von Zeschwitz sowie die „Herrschaft“ des Barons von Kranz und auch mehrere Domänen und sonstige Großgrundbesitze.

Es hat sich nicht feststellen lassen, von wem eigentlich der Vorschlag gemacht worden ist, man solle sich jeden Monat einmal im Schwan zu Protzkau zu einem musikalischen Kränzchen zusammenfinden. Daß es ein musikalisches Kränzchen sein sollte und

mußte, stand als selbstverständlich von vornherein fest. Man hätte ja auch so zusammenkommen können, aber das hat doch keine Art. Es muß ein Mittelpunkt da sein, um den man sich gruppiert. Zum Beispiel Musik. Musik ist das bequemste; sie ist am leichtesten zu haben und am billigsten — wenigstens die Musik, die man selbst macht. Dies war die Überzeugung, die in Protzkau und Umgegend latent war. Es bedurfte nur eines glücklichen Augenblicks, in dem sie ausgesprochen wurde, und das Kränzchen entstand. Anders, sagte Herr Gorgaß, als man später über den Gegenstand philosophierte, ist die Reformation und der Befreiungskrieg auch nicht zustande gekommen.

In dieser Vorbereitungszeit war Frau Professor Meyran mit ihrer Amalie bei Doktors zu Besuch. Frau Professor Meyran war die Witwe eines Gymnasiallehrers und hatte der Billigkeit wegen ihren Witwenstuhl nach Protzkau gesetzt, und Doktors waren — eben Doktors, das heißt, er war immer auf Landpraxis auswärts, und sie regierte das Haus und ihre beiden etwas eingeschüchterten Töchter, Marie und Lene, sie war auch im übrigen wegen der Deutlichkeit ihrer Sprachweise etwas gefürchtet.

Haben Sie schon gehört, meine liebe Frau Doktor, sagte Frau Professor Meyran, daß wir die Freude haben werden, in Protzkau ein musikalisches Kränzchen ins Leben treten zu sehen?

Ein musikalisches Kränzchen finde ich entzückend, fügte Fräulein Amalie hinzu.

Die Frau Doktor hatte allerdings davon gehört. Bei Superintendents hatte man davon gesprochen. Und Mariechen wußte aus bester Quelle, daß sich Barons beteiligen würden. — So? das sei ja höchst

interessant, sei es aber auch gewiß? — Ja, ganz sicher, denn der Herr Baron habe sein Cello schon nach B. zur Reparatur geschickt.

Ein Cello ist himmlisch, sagte Fräulein Amalie, einen Menschen, der Cello spielt, finde ich einfach entzückend.

Nehmen Sie mirs nicht übel, Fräulein Amalie, erwiderte die Frau Doktor, aber so einen alten langweiligen Junggesellen, wie den Baron, fände ich noch lange nicht entzückend. Und Sie nimmt er auch gar nicht, darauf können Sie Gift nehmen.

Aber nein! sagte Fräulein Amalie und versuchte zu schmollen.

Am Abend, als der Herr Doktor von seiner Praxis zurückgekehrt war, brachte die Frau Doktor die Rede auf das musikalische Kränzchen. Der Herr Doktor hatte keine rechte Meinung zur Sache. Er war, wenn er aus seinem Doktorwagen heraus war, froh, zu Haus bleiben zu können.

Ach was, sagte die Frau Doktor, natürlich machen wir mit, und das feste! Denkst du denn, daß die Männer für deine Töchter nur so ins Haus geflogen kommen? Und ihr — wandte sie sich an ihre beiden Töchter —, ihr seid nicht so schüchtern, sondern tut das Maul auf. Du, Marie, singst deine neuen Lieder, und du, Lene, spielst deinen Walzer von Schoppängen. Und nun fix, die Kleider nachgesehen, daß ihr was Ordentliches zum Anziehn habt.

Der Herr Steuerinspektor a. D. Neugebauer und der Herr Kantor Schmehling sind Pomologen — „Boomelogen“ sagt der Volksmund und versteht darunter Leute, von denen über „Böme gelogen“ wird. Ob das auch auf die beiden obengenannten Pomologen

zutrifft, mag unerörtert bleiben. Jedenfalls hielten sie beim Wirte in Polkau alle Mittwoch ihre pomologische Konferenz, wobei sie die Besonderheit der verschiednen Obstsorten ausführlich erörterten und sich die Feinheiten der verschiednen Geschmäcke vorschmeckten, denn mitgebracht wurde nichts, darüber war man hinaus. — Sehen Sie, so schloß eines Tages Herr Neugebauer eine längere Rede, das ist meine Grumbkower Butterbirne. Die Frau Amtsrat hat dieselben Butterbirnen, aber sie schmecken nicht. „Ich weiß doch nicht, warum meine Butterbirnen nicht so schmecken wie Ihre," sagte sie zu mir, „Sie haben doch dieselbe Sorte." Das will ich Ihnen sagen, Frau Amtsrat, sagte ich, nicht vorm 15. Oktober abnehmen! Aber hernach — was ganz Ausgezeichnetes.

In der Tür stand der Herr Wirt, der die Höflichkeit des Wirtes mit der Kulanz des Kaufmanns verband, wusch sich die Hände in der Luft und sagte: Mit Verlaub, meine Herren, haben Sie schon gehört, daß in Protzkau ein musikalisches Kränzchen gegründet werden soll? Der Herr Baron von Kranz ist auch mit dabei. Es soll etwas ganz Feines werden.

Der Herr Steuerinspektor hatte es noch nicht gehört, aber es interessierte ihn sehr. Von Musik verstand er nichts. Aber es gab, wenn man sich an dem Kränzchen beteiligte, jedenfalls Gelegenheit, mit dem Baron Kranz, der ein ausgezeichnetes Sortiment von französischem und amerikanischem Obste besaß, ins Gespräch zu kommen, was ohne Zweifel lohnender und ehrenvoller war als die Konferenzen mit dem Herrn Kantor. Er beschloß also im stillen, den Herrn Kantor im Stich zu lassen und in Protzkau Anschluß zu suchen.

Bei Amtsrat Peukerts war über die Aussicht auf das musikalische Kränzchen in Protzkau große Freude. Man wohnte etwas entlegen, und um jeden Ball nach B. zu fahren und dort Nachtquartier zu nehmen, war doch sehr umständlich. Und was hatte man sonst auf dem Lande? Lauter alte Herren, denn mit den Verwaltern oder Volontärs konnte man sich doch nicht einlassen. Mit Leutnants und Referendaren würde man auch in Protzkau freilich nicht aufwarten können, und die Aussichten auf ein Tänzchen waren nur schwach, aber es war doch besser als nichts. Man sieht doch einmal Menschen. Und Oberamtmanns aus Schottern kommen jedenfalls auch hin.

Also schön, sagte Papa Peukert. Machen wir! Nehmen wir den großen Landauer.

Du willst auch mit, Papa?

Natürlich.

Aber du sagst doch immer, daß Musik für dich ein unangenehmes Geräusch sei.

Man braucht ja nicht hinzuhören.

Laßt ihn nur, Kinder, sagte die Frau Amtsrat, er wittert irgendwo eine Partie Whist.

Und so war es auch.

Wir würden aber ein falsches Bild von der Gesellschaft zeichnen, die berufen war, das musikalische Kränzchen zu bilden, wenn wir verschwiegen, daß es auch leidenschaftliche Musikfreunde in der Gegend gab.

In Büdicke wohnten gleich zwei, der Herr Pastor Langbein und Herr Gorgaß, ein reicher Gutsbesitzer, der sein Gut verpachtet hatte und als Rentier lebte. Herr Pastor Langbein spielte gut Klavier, alles hübsch deutlich und darum lieber etwas zu langsam als zu schnell. Er verehrte die klassische Musik, besonders

Schubert, und hatte ein großes Mißtrauen gegen alle Musik, die nicht in der Editio Peters zu haben war. Gorgaß' musikalische Leistungen waren nicht bedeutend. Er hatte es in seinem Leben über „Lott ist tot" nicht hinausgebracht. Dagegen schwärmte er für Musik in jeglicher Form, besonders aber für weibliche Musik. In jedem seiner Zimmer stand ein Klavier, das freilich nie gespielt worden wäre, wenn es nicht der Herr Pastor ab und zu in Bewegung gesetzt hätte. In den Künstlerkonzerten in B. war er immer zu sehen, wenn etwas Besondres los war. Herr Gorgaß stand eigentlich nur auf der Grenze der bäuerlichen und der „guten" Gesellschaft; in Anbetracht jedoch seines tadellosen Anzuges und seiner respektvollen Haltung wurde ihm erlaubt, auch in der guten Gesellschaft zu verkehren.

Als es bekannt wurde, was man in Protzkau plane, war der Herr Pastor Feuer und Flamme. Litt er doch schwer darunter, daß seine liebe Frau für seine musikalischen Ideale und besonders für die „himmlischen Längen" Schuberts so gar kein Verständnis hatte. Sogleich kramte er seinen Notenschrank aus und suchte einen großen Haufen Noten zusammen von Stücken, die sich in Protzkau zum Vorspielen eignen würden. Diese nahm er unter den Arm, um sie Gorgaß vorzulegen und womöglich vorzuspielen, und es würde eine lange musikalische Konferenz geworden sein, wenn nicht die Leichenfrau gleich hinterher gekommen wäre und den Herrn Pastor abgerufen hätte.

Ferner bewiesen großes Interesse für das musikalische Kränzchen die Zeschwitzens, die doch nicht fehlen durften, wo die Kranzens mitmachten, sowie alle die Familien, die Wert darauf legten, mit Baron Kranzens oder mit den Zeschwitzens in gesellschaftliche Be-

ziehungen zu kommen. Willkommen waren auch die Pastoren der Umgegend mit ihren Familien. Diese stellten das Bindeglied zwischen den verschiednen Kreisen der Gesellschaft dar. Man war höchst gespannt auf die Einladungen. Denn nicht eingeladen zu sein bedeutete fast soviel wie hinausgeworfen zu werden. Wer hätte sich auch hinterher zum Beitritte melden können, wenn man nicht für gut genug befunden worden war, eingeladen zu werden.

Nachdem alles in engerm Kreise und unter dem Vorsitz des Herrn Barons fertig gemacht war, ritt ein herrschaftlicher Bedienter, denn fein sollte die Sache doch gemacht werden, mit einem Zirkulare von Ort zu Ort und fand überall freudigste Aufnahme. Aber Sensation erregte es, als man erfuhr, wer nicht eingeladen worden war. Nicht eingeladen waren Apothekers, obwohl die Frau Apotheker eine ungewöhnlich hübsche junge Frau war, die ausgezeichnet sang, geradezu wie eine Künstlerin. Sie soll auch auf der Sternschen Musikschule ihre Ausbildung erfahren haben. Und warum ist sie nicht eingeladen worden? Darüber gingen die Meinungen auseinander. Die einen sagten, man könne doch Barons nicht zumuten, mit Apothekers zu verkehren, und die andern meinten, die Frau Apotheker sänge den Müttern, die singende Töchter hätten, zu gut. Nicht eingeladen wurde der Amtsrichter, was keinen wunder nahm, da dieser kränklich und halb taub war. Das letztere wäre in den Augen des Herrn Amtsrats kein Grund gewesen. Nicht eingeladen wurde der Direktor der Zuckerfabrik, natürlich, weil seine Frau eine geborne Goldstein war. Ebensowenig erhielten die Honoratioren in Protzkau Einladungen, was diese sehr verdroß. Sie beschlossen

also ihrerseits, das musikalische Kränzchen zu ignorieren. Was indessen nicht hinderte, daß die Frau Bürgermeister, die „natürlich“ dem Schwan gegenüber wohnte (denn wo hätte der Schwan und das Rathaus anders liegen können als am Markt), am Tage der ersten musikalischen Zusammenkunft einen großen Kaffee gab. Sie hat von keiner Seite eine Absage erhalten, und es soll ein sehr genußreicher Nachmittag gewesen sein.

Die Sache machte sich auch höchst feierlich. Zuerst kamen ein paar ländliche Familien in hellen Haufen an. Dann erschien Herr Gorgaß mit dem Herrn Pastor Langbein im funkelnagelneuen Break, dann der Herr Amtsrat mit Familie im großen Landauer, dann noch viele andre Wagen, Jagdwagen, Landauer, Pastorenkutschen, elegante und nicht elegante Gefährte, und zuletzt der Herr Baron in der barönlichen Karosse mit einem stolz-langweiligen Kutscher auf dem Bocke und neben ihm das Cello im Futterale. Sogleich stürzte der Wirt nebst Personal aus der Tür, um der alten gnädigen Frau, ihrer Gesellschafterin und dem Herrn Baron beim Aussteigen behilflich zu sein. Hierauf bildete sich eine Art Festzug. Voraus die alte gnädige Frau und die Gesellschafterin, dann der Herr Baron, dann das Cello, dann die Noten, dann die Decken und dann die Fußsäcke. Dies war der Höhepunkt dieses Tages.

Wir wollen nicht den ersten Vereinstag schildern. Dieser Tag hatte noch etwas Unfertiges an sich. Wir wollen auch mit schonendem Stillschweigen über die musikalischen Leistungen dieses Tages hinweggehn. Man war sich noch zu fremd, man getraute sich noch nicht heraus.

Und auf so einem elenden Klapperkasten kann meine Lene auch überhaupt gar nicht spielen, sagte die Frau Doktor — Lene war nämlich mit ihrem Walzer von Schoppängen stecken geblieben —, auf so einem miserabeln Kasten zu spielen sollte einem gebildeten Menschen überhaupt nicht zugemutet werden.

In der Tat, das Klavier, das eine lange Reihe von Tanzkränzchen und Liedertafel-Übungsabenden hinter sich hatte, war sehr heruntergekommen. Wenn es wenigstens ordentlich gestimmt gewesen wäre! Wir geben Bericht von einem spätern Kränzchentage, an dem schon alles in Fluß und Ordnung war.

Herr Pastor Langbein mit seinem großen Notenpakete und Herr Gorgaß waren wie immer die ersten. Um vier Uhr sollte das Kränzchen beginnen. Um fünf Uhr fing man an zu kommen. Der Saal war aufs feinste hergerichtet. Alle Petroleumlampen des Kronleuchters waren angesteckt, nicht bloß eine um die andre, wie bei Bürgervergnügungen gebräuchlich war, die Öfen waren überheizt, und da es geraucht hatte, hatte der aufmerksame Wirt Räucherpulver aufgestreut. Der Flügel war auf die Gefahr, seine altersschwachen Beine zu brechen, konzertmäßig vorgeschoben. Man hatte einen verblichnen Teppich ausgebreitet und Notenpulte aufgestellt, an denen die Sängerinnen hernach mit ihren Kleidern hängen zu bleiben pflegten. Auch ein Nebenzimmer war eingerichtet worden. Hier pflegten die Herren ihre Überzieher aufzuhängen, hier durfte geraucht werden, und hier hatte der Herr Amtsrat seinen Whisttisch aufgeschlagen. Das zuhörende Publikum nahm im Saale in einem großen, zwanglosen Halbkreise Platz. Die Mitte war zu einer Art Hofloge eingerichtet. Daselbst wurden Plätze für Frau

von Kranz, für Frau von Zeschwitz und andre hervorragende Damen der Gesellschaft aufbewahrt. In dieser Loge hielt Frau von Kranz, die als langjährige Freundin der Prinzessin Thekla am Hofe zu B. verkehrte, selbst eine Art von Hof. Auch die Frau Superintendentin hielt sich für berechtigt, in der Hofloge Platz zu nehmen, einesteils, weil sie das weibliche geistliche Oberhaupt war, andernteils, weil ihr Großvater Silberdiener und ihr Vater geheimer Hofsekretär in B. gewesen war. Dem Hofgebrauche entsprechend dämpfte sie ihre Stimme zu einem diskreten Flüstertone. Die eine Seite des Halbkreises nahm das junge Volk ein, die andre die ältern Herrn, sofern sie nicht im Rauchzimmer weilten. An der Herrenecke wurde mit großem Eifer und ebensolcher Ausdauer diskutiert — über die Aussichten der Kornpreise, über Ablösungsfragen, Sozial- und andre Politik. Der Herr Superintendent pflegte zu spät zu kommen und sich dann überall mit der Last seiner Arbeit zu entschuldigen. Der Herr Kandidat pflegte am Türpfosten zu lehnen und zu schweigen, und in der Mitte des Saales pflegten sich die Kenner und Musikfreunde, Herr Gorgaß, Herr Lauter und andre, aufzuhalten. Herr Pastor Langbein zog mit seinen Notenbüchern im Hintergrunde umher.

Der Kaffeefrage wurde zunächst ausführliche und gründliche Behandlung zuteil, darauf hieß es: Ach Fräulein Lene, spielen Sie doch mit Ihrer Schwester Marie etwas. Sie können das ja so schön.

Himmlisch, sagte Fräulein Amalie.

Ach Gott nein, erwiderte Fräulein Lene, wir können nichts, wir getrauen uns nicht, und wir haben auch keine Noten mit.

Ach was, dummes Zeug, sagte die Frau Doktorin, hier wird sich nicht geziert! Spielt doch euern Kalifen, den könnt ihr. Die Noten liegen draußen auf dem Büfett.

Dagegen war nun nichts zu machen. Und sogleich stürmte der junge Peukert davon, um die Noten zu holen. Eigentlich wäre das etwas für den Herrn Kandidaten gewesen. Ehe dieser jedoch die Lage der Dinge begriffen und einen Entschluß gefaßt hatte, war der Augenblick längst vorüber.

Die beiden Doktortöchter nahmen also die Noten in Empfang, blätterten ewig lange und spielten ihren Kalifen von Bagdad, den sie sich eingeübt hatten, hübsch bequem im Trotteltrabe und mittlerm Forte. Jedesmal wenn umgewandt wurde, machte man eine Pause zum Aufatmen. Um das Klavier stellte sich der Kreis der engern Musikfreunde, Herr Gorgaß, Herr Lauter und andre.

Währenddessen kamen noch Teilnehmer des Kränzchens an, die begrüßt werden mußten. Und zuletzt verursachte die Frau Baronin, die — ganz wie Prinzeß Thekla — hereinschwebte, einen großen Aufstand. Alles erhob sich. Es fehlte nicht viel, so hätte es Handküsse gegeben. Die Frau Baronin hielt einen regelrechten Cercle ab und war von tadelloser Leutseligkeit — ganz wie Prinzessin Thekla. Endlich setzte man sich. Frau Superintendentin nahm mit holdseligem Flüstern Beschlag von der Frau Baronin, und Frau von Zeschwitz, die gern etwas den Naturburschen spielte, ritt, fuhr, schoß, und die Kranz nicht leiden konnte, ging ab, um sich unter die Jugend zu setzen.

Darüber war nun das Quatremains ungehört zu Ende gegangen. Die Frau Doktor warf vergeblich

einen Beifall heischenden Blick auf das Auditorium, das nicht gehört hatte. Dagegen leitete Herr Gorgaß die jungen Mädchen zu ihren Plätzen und erzählte, daß er einmal die „Entführung aus dem Serail“ gesehen habe. Das sei genau dasselbe wie der Kalif, klinge aber etwas anders. Herr Gorgaß hatte nämlich, um sich nützlich zu machen, das Amt des „Bärenführers“ übernommen, wozu seine musikalischen Fähigkeiten ausreichten, und er wurde darin durch Herrn Lauter unterstützt, der, was die andern sagten, durch schöne Zitate bereicherte.

Was nun? Herr Pastor Langbein lauerte mit einer Schubertschen Sonate im Hintergrunde. Aber für den war es noch zu zeitig. Denn man wußte schon, wenn der angefangen hatte, so hörte er sobald nicht wieder auf. Ah! der Herr Baron mit dem Cello. Sogleich wurde das Cello feierlich auf bewußten Teppich getragen und ausgepackt. Aber wo war der Herr Baron? Er war von Herrn Neugebauer eingefangen und in eine verborgne Ecke geschleppt worden, wo sich beide in die Pomologie vertieft hatten.

Ach, Herr Baron, flötete die Frau Superintendentin, würden Sie die große Freundlichkeit haben, uns etwas auf Ihrem herrlichen Instrumente vorzuspielen?

Der Herr Baron winkte Gewährung und fuhr fort: Also die Kanada-Reinette, der Pigeon rouge, die Calville blanche und besonders der gelbe Bellefleur sind nur für geschützte Lage —

Und guten lehmigen Boden, fügte Herr Neugebauer hinzu.

Jawohl, auch Sand kann der Boden haben, aber keinen Ton —

Herr Baron — Pardon, wenn ich unterbreche — sagte Herr Gorgaß, es ist alles bereit.

„Bereit zur heiligen Handlung“, zitierte Herr Lauter im Hintergrunde.

Danke, danke, ja gewiß, im Augenblick. Aber der Kaiser Alexander kann schon eher etwas vertragen. Und die englische Spitalreinette kommt überall fort.

Aber vor Wind muß sie geschützt werden, fügte Herr Neugebauer hinzu.

Herr Baron, die Damen lassen herzlich bitten, ob Sie jetzt spielen möchten.

„Jetzt oder nie“, zitierte Herr Lauter im Hintergrunde.

Der Herr Baron ließ sich erbitten und machte sich an sein Cello, das, wie es bei Musikanten der Brauch ist, mit Umständlichkeit gestimmt wurde. Aber wer sollte den Klavierpart übernehmen? Am liebsten spielte er mit der Gesellschafterin, die seine Art schon kannte und nachzugeben verstand, wenn der Herr Baron einen halben Takt unter den Tisch warf. Aber die Gesellschafterin hatte Migräne und war nicht mitgekommen. Das gab wieder eine lange Unterhandlung. Niemand getraute sich heran. Endlich zog man den Herrn Pastor Langbein herzu, der sich auch sträubte, weil er eigentlich moderne Sachen überhaupt nicht spiele.

Ach Sie werden es schon spielen können, sagte man, es ist ja fast zu leicht.

„Gewogen, gewogen, zu leicht erfunden“, sagte dumpf Herr Lauter. Man spielte, und es ging auch, wenigstens kam man immer wieder zusammen, wenn man auseinander gekommen war. Im Anfang hörte die Gesellschaft mit gespannter Aufmerksamkeit zu,

aber die lamentabeln Töne des Cello, die der Spieler auch mit dem nötigen Zittern versah, waren zu verführerisch und forderten förmlich dazu auf, etwas dazu zu sagen. Und so kam die Unterhaltung wieder in Gang. Der Wahrheit die Ehre, die lautesten waren die Herren am linken Flügel, die ein sozialpolitisches Thema vorhatten. Aber die Musik war sehr schön gewesen, man applaudierte lebhaft und bat dringend um eine Zugabe.

Etwas von Beethoven, sagte Herr Pastor Langbein.

Ach ja, Beethoven, meinte Fräulein Amalie, Beethoven ist entzückend. Die schönen Augen und die wilden Künstlerhaare, himmlisch!

Spielen Sie den „Husarenritt", Fräulein Amalie? fragte die Lene.

Nein, aber ich finde die Husaren reizend. Bei uns in C. standen blaue Husaren. Diese Uniform —! entzückend! Nein, sie sind zu nett. Finden Sie nicht auch, Fräulein Rosa?

Fräulein Rosa ist die Tochter des Amtsrats und ein Goldfisch. Sie hat schon mit manchem Husarenleutnant getanzt und schon manchen Korb ausgeteilt und findet an ihnen nichts Besondres zu loben.

Aber nein! Warum denn nicht?

Sie heiraten ja doch nur nach Geld, und sie sind mir auch zu unsolide.

Wieso unsolide? Ist nach Geld heiraten unsolide?

Amalie, Sie sind ein Bähschäfchen, sagte die Frau Doktor. Aber wer spielt denn mit der Lene den Husarenritt? Herr Kandidat, kommen Sie doch einmal herüber. Lene, rücke zu. Sie spielen doch

auch Klavier. Sie müssen mit der Lene den Husaren-ritt spielen.

Der Herr Kandidat machte erschrocken Einwendungen, aber es half nichts. Er und Lene mußten ans Klavier. Aber sie kamen nicht über die erste Seite hinaus. Wiewohl die Lene nur einen sehr milden Galopp eingeschlagen hatte, so kam doch der Herr Kandidat bei den vielen Noten nicht mit.

Na, es schadet nichts, sagte die Frau Doktor, es wird schon gehn lernen. Sie müssen nur mit der Lene üben. Besuchen Sie uns doch des Abends, wir sind immer zu Hause. — Damit sah sie sich selbstbewußt im Kreise um, als wollte sie sagen: Seht ihr, so wirds gemacht!

Jetzt kamen ein paar junge Dämchen daran, die ein paar Liederchen sangen. Die zugehörigen Mütter waren gerührt, aber die Neidhammel, und denen nichts gut genug war, flüsterten sich zu: Wenn man nicht mehr könne, sollte man lieber still sein und nicht andern in den Weg treten.

Darauf kam die wirkliche Kunst zum Durchbruch. Ein Fräulein Koch, das bei Peukerts zu Besuch war, spielte Mozarts Phantasiesonate — großartig und mit Verständnis. Alles anders, wie es dastand, oder wie ein harmloses Menschenkind gespielt haben würde; sie spielte mit Betonungen und Ausdruck, nun laut und nun leise, ganz so, wie sie es Takt für Takt bei ihrem Klavierlehrer in B. (die Stunde zu drei Mark) gelernt hatte. Herr Gorgaß war ganz weg. — Nein, mein Fräulein, sagte er, Sie spielen gottvoll, großartig! Wie Sie so in die Tasten hineingreifen —

„Greift nur hinein ins volle Menschenleben“, zitierte Herr Lauter. Das Fräulein war hochbeglückt.

Jetzt bemächtigte sich Frau von Zeschwitz des Klaviers. — Ach, Frau von Zeschwitz, bitte, bitte, das Frühlingslied von Gounod, bat man.

Ach ja, das Frühlingslied, sagte Fräulein Amalie, Frühlingslieder liebe ich gräßlich.

Frau von Zeschwitz räusperte sich und meinte, es sei ihr nicht besonders frühlingsmäßig zumute, sie habe einen greulichen Katarrh und habe sich auch gestern die Hand beim Fahren vergriffen. Sie wollte aber einmal sehen. Begleitung lehnte sie ab, sie könne nur singen, wenn sie selbst spiele. Und das hatte auch seine Gründe, denn sie band sich weder an Takt noch Tempo. Sie begann ihren Vortrag, indem sie über die Tasten etwas hinwischte, was die Gounodsche Begleitung markieren sollte, und dann legte sie los mit einer Riesenstimme und einem Schwunge, der zwei dramatischen Sängerinnen Ehre gemacht hätte, denn für eine wars zu viel. Darauf gab sie noch ihre zwei andern Lieder zum besten: „Lehn deine Wang an meine Wang“ und „Ich grolle nicht“ und erntete großen Beifall. Denn die Stärke einer Stimme kann jeder beurteilen, darin irrt man sich nie. Großartig! Diese Stimme! Nein, einzig!

Pastor Langbein befand sich mit seinem Notenbuche noch immer im Hintergrunde. Jetzt strebte er aber ernsthaft dem Klavier zu. Ehe er es jedoch erreicht hatte, erhob sich ein froher Tumult unter der Jugend: Das ist ja reizend, entzückend, himmlisch! Nein, daß Sie auch spielen, Fräulein Rosa!

Aber Kinder, ich kann ja nichts.

O doch, Sie spielen Akkordzither und Ihr Herr Bruder Okarina. Bitte! bitte!

Der Herr Pastor mußte mit seinem Schubert

zurücktreten, und es gab wieder einen großen Umstand, ehe ein Tisch gestellt und die Instrumente geholt und gestimmt waren. Und darauf spielte man: „Mein Herz ist wie ein Bienenhaus" und andre schöne und neue Dinge. Der Erfolg war ein durchschlagender, das junge Volk war außer sich vor Vergnügen. Schon dachte man daran, die Tische zusammenzurücken, aber es kam nicht dazu. Der Herr Pastor erreichte endlich seinen Stuhl und seinen Zweck und trug seine lange Schubertsche Sonate mit allen ihren himmlischen Längen vor.

Man bezahlte den Kellner, man brach auf, man hielt mehrere Abschiedsständer, Pastor Langbein war immer noch nicht fertig. Auch der engere Kreis der Zuhörer verlief sich, selbst Herr Gorgaß bestellte das Anspannen. Da aber wartende Pferde keinen Spaß verstehn, so kam der Herr Pastor zum Schluß und fuhr mit Herrn Gorgaß davon.

„Und Roß und Reiter sah man niemals wieder", deklamierte Herr Lauter hinter den Abfahrenden her.

Es war sehr schön gewesen, man war allerseits hochbefriedigt. Und die Frau Doktor sagte zu ihren Mädchen: Seht ihrs denn ein, daß ihr eine Mutter habt, für die ihr dem lieben Gott auf den Knien danken müßtet?

Die Protzkauer Kreise, die dem Kränzchen nicht wohlgesinnt waren, sprachen die Vermutung aus, daß es sich binnen kurzem wieder auflösen werde. Das geschah aber nicht, wenn auch der Besuch kein so reger blieb als im Anfange. Ja es erlebte die Zeit eines neuen Aufschwunges. Dies bewirkte der neue Amtsrichter, der nach Protzkau kam. Man

erwäge aber auch, was das sagt, ein Amtsrichter, unverheiratet, jung, stattlich und mit Hiebnarben auf der Backe. Und dieser Amtsrichter meldete sich ohne weiteres zum Kränzchen an und wurde mit offnen Armen aufgenommen. Und hinterher kam auch noch heraus, daß er musikalisch sei, hochmusikalisch!

Das ist ja rein unglaublich, sagte die Frau Professor.

„Unglaublich, aber wahr“, fügte Herr Lauter hinzu.

Ach was, sagte die Frau Doktor, erst abwarten! Ich wenigstens habe noch keinen Rechtsverdreher gefunden, der was Gescheites gekonnt hätte! Na ja, mit dem Munde verstehn sie alles, auch Musik. Wenn sie jung sind, tapezieren sie die Wände, und wenn sie alt sind, gehn sie mit Frau und Tochter ins Konzert auf den ersten Platz und reden klug, aber das ist auch alles. Mir machen sie nichts vor, ich weiß das.

Die Frau Doktor war offenbar gegen den Herrn Amtsrichter in etwas gereizter Stimmung, und zwar mit Recht, denn er hatte bei Doktors noch immer keinen Besuch gemacht.

Aber der Herr Amtsrichter konnte wirklich etwas. Er spielte nicht allein meisterhaft Klavier, er hatte auch eine schöne Stimme und war ein wirklich musikalischer Mensch. Hier in diesem Protzkau, wo er sich wie verbannt vorkam, wenigstens ein musikalisches Kränzchen zu finden gewährte ihm einigen Trost. Als er das erstemal im Kränzchen erschien, wurde er mit großer Zuvorkommenheit empfangen. Das junge Volk war vollzählig erschienen, und die zugehörigen Mütter stimmten die höchsten Töne der Liebenswürdigkeit an.

Als er aber zu spielen anfing, herrschte höchste Aufmerksamkeit, und alles schaute gespannt auf seine Hände — ob dort wohl ein Ring zu sehen sei. Es war keiner zu sehen. Der Applaus entsprach dieser Tatsache. Als er aber gar zu singen anfing und „Wenn zwei sich nur gut sind“ vortrug, da war es nicht bloß Fräulein Amalie, die das entzückend fand.

Mit dem Herrn Amtsrichter war also das Kränzchen sehr zufrieden, nicht so der Herr Amtsrichter mit dem Kränzchen. Diese Art, Musik zu machen, schien ihm denn doch etwas zu harmlos zu sein. Und dann, daß man so ungeniert während des Musizierens schwatzte, das verdroß ihn. Es war doch keine Biermusik, die man machte. Er brachte denn auch bei Gelegenheit diese Dinge zur Sprache, fand aber keine rechte Gegenliebe für seine Wünsche. Die jungen Mädchen überwanden sich und schwiegen, wenigstens solange, als der Herr Amtsrichter spielte. Ja sie suchten sogar die ältern Damen, die ihr Kaffeegespräch aller Mahnung zum Trotze fortsetzten, durch mißbilligende Blicke zu beeinflussen, aber nur mit mäßigem Erfolge. Weniger Rücksicht nahmen die Herren im Saale, und die Herren im Rauchzimmer gar keine. Dazu hatte der Herr Amtsrat die schlechte Gewohnheit, beim Whist gewaltig auf den Tisch zu pauken, wenn er die Force in der Hand hatte. Das gab dann zur Musik die Paukenbegleitung, aber im falschen Rhythmus. Die Tür zuzuschließen war nicht durchführbar, da fortwährend aus und ein gegangen wurde. Also blieb nichts andres übrig, als die Frage aufzuwerfen, ob man nicht im Kränzchen auf das Kartenspiel verzichten wolle. Damit waren die Herren Pastoren, denen das Kartenspiel von Anfang an

zuwider gewesen war, sehr einverstanden. Man brachte die Sache in einer Vorstandssitzung zur Sprache, und man beschloß, Herrn Amtsrat die Bitte auszusprechen, auf seinen Whist zu verzichten.

So, sagte der, das ist ja recht nett. Da soll ich mich wohl hinsetzen und euerm Geklimper zuhören? Sagt nur euerm Vorstande, wenn ich meinen Whist nicht haben könnte, so dankte ich für das übrige. — Und er blieb weg, und der große Landauer war von da an nur schwierig zu haben.

Der Herr Amtsrichter fand, daß es nötig sei, den Wert der musikalischen Leistungen zu erhöhen. Immer wieder die paar Liederchen oder eine geniale Leistung von Frau von Zeschwitz, das wurde doch langweilig. Warum man nicht versuche, ein Quartett zusammen zu bringen? Dieser Gedanke fand bei den jungen Damen begeisterte Zustimmung. Alles drängte heran. Es war schwierig, den Sopran vom Alt zu scheiden. Herr Gorgaß und Herr Lauter, der Herr Kandidat und noch einige andre wurden in den Tenor und Baß gesteckt. Noten waren da. Zu Anfang etwas leichtes: Mendelssohns „Entflieh mit mir und sei mein Weib". Der Herr Amtsrichter dirigierte. — Also bitte, jetzt. H, E, Gis, E: Vier, fünf! Entflieh mit mir .... Ach du lieber Gott, auch die Solosängerinnen hatten vorbeigesungen, und Fräulein Amalie, die sich, in Entzücken schwärmend, in die erste Reihe gepflanzt hatte, war gar nicht hineingekommen. — So ging das also nicht. Man mußte die Stücke einüben, und man beschloß, die Übung eine Stunde vor Beginn des Kränzchens zu beginnen. — Aber bitte, meine Damen, sagte der Amtsrichter, pünktlich. — Jawohl, jawohl. — Die Damen kamen auch leidlich

pünktlich, aber die Herren so unpünktlich, daß nichts aus der Übung wurde.

Der Herr Amtsrichter ließ den Chorgesang fallen. Die musikalischen Kräfte überschauend fand er, daß mit den vorhandnen, außer mit Herrn Pastor Langbein, wenig anzufangen war. Wenn aus dem musikalischen Kränzchen etwas werden sollte, so mußten neue musikalische Kräfte herangezogen werden. Sollte es nicht solche Kräfte in der Gegend geben? Ach, die Frau Apotheker!

Sagen Sie mal, meine Herren, sagte der Herr Amtsrichter. Warum ist eigentlich die Frau Apotheker dem Vereine nicht beigetreten? Es ist doch eine musikalische Kraft ersten Ranges.

Verlegnes Schweigen.

„Schweigend in der Abenddämmrung Schleier ruht die Flur“, deklamierte Herr Lauter im Hintergrunde.

In allem Ernst, meine Herren, fuhr der Herr Amtsrichter fort, hat man etwas gegen die Dame? Liegt etwas vor? Wird sie nicht gern gesehen?

O nein, o nein, durchaus nicht. — Man konnte doch nicht sagen, daß man einen Apotheker nicht für hoffähig halte, und daß man die Frau Apotheker nicht eingeladen habe, um zu verhüten, daß die Leistungen der verehrten Töchter in den Schatten gedrängt würden.

Der Herr Amtsrichter übernahm es, die Sache zu arrangieren. Das geschah, und am nächsten Kränzchentage erschien die Frau Apotheker, einfach aber nett angezogen, unbefangen, liebenswürdig und gar nicht kleinstädtisch. Sie stammte ja auch nicht aus Protzkau. Frau Baronin war unnahbar, und die übrigen Damen verhielten sich kühl und zurückhaltend, sodaß Frau Apotheker vereinsamt gewesen wäre, wenn sich nicht

schnell ein Kreis von Herren um sie gesammelt hätte. Darauf sang sie, ohne sich zu zieren oder etwas vorstellen zu wollen, von dem Herrn Amtsrichter meisterhaft begleitet, ausgezeichnet. Sie hätte ohne weiteres als Konzertsängerin auftreten können. Man nahm die Leistung mit einiger Verlegenheit entgegen. Der Beifall der Damen war matt, der der Herren desto herzlicher und lauter. Man wird ihnen wohl hinterher klar gemacht haben, daß es gestattet sei, sein Wohlgefallen zu äußern, wenn sich die Damen der guten Gesellschaft produzieren, nicht aber bei dieser Frau Apotheker, die nicht gesellschaftsfähig sei, und deren Vergangenheit niemand kenne.

Auch das Klavier mißfiel dem Herrn Amtsrichter. Man müsse durchaus für ein besseres sorgen, auf diesem alten Kasten breche man ja die Finger. Es war richtig, das Klavier war heillos, und Stimmung hielt es auch nicht. Es wurde vorgeschlagen, Herr Gorgaß, der ein halbes Dutzend Klaviere besitze, könne ja eins dem Kränzchen borgen. Aber davon wollte Herr Gorgaß nichts hören. Er versicherte unter höflichstem Hackenzusammenschlagen, daß er zu allen Diensten bereit sei, aber seine kostbaren Instrumente weggeben —

„Ja Bauer, das ist etwas andres“, zitierte Herr Lauter, worauf Herr Gorgaß böse wurde und sagte, er verbitte sich anzügliche Redensarten. Worauf Herr Lauter, der sich nichts Schlimmes gedacht hatte, erschrak und verstummte. Später hat er immer vorsichtig um sich geschaut, ob nicht Herr Gorgaß in Hörweite sei, ehe er sich wieder ein Zitat leistete.

Mit Herrn Pastor Langbein hatte sich der Herr Amtsrichter bald befreundet, und es kam ein ganz erfreuliches vierhändiges Spiel zustande. Aber mit

dem Herrn Baron hatte es seine Schwierigkeiten. Der Herr Baron redete zwar über Musik sehr klug, kannte auch alle berühmten Celli aller berühmten Cellisten, aber er war nicht in Takt zu bringen und nahm es übel, wenn er an seine Pflicht erinnert wurde, nicht bloß seine eignen Wege zu wandeln.

Der nächste Kränzchentag war wieder schwächer besucht als der vorige. Mehrere der ältern Damen fehlten. Auch die Frau Baronin. Sie soll gesagt haben, die Gesellschaft in Protzkau werde ihr jetzt zu gemischt. Auch die Frau Doktor erklärte von vornherein, daß sie daran denke, auszutreten. Sie habe jetzt, seit der Herr Kandidat Abends zum Musizieren komme, genug Musik im Hanse. — Und daß ihrs nur wißt, fuhr sie fort, der Herr Amtsrichter ist verlobt — mit einer Fabrikantentochter aus Elberfeld — schon seit einem halben Jahre.

O pfui! sagte Fräulein Amalie.

Aber man habe doch keinen Verlobungsring gesehen. — O doch, das alte Ding, das er trage, sei der Verlobungsring, ein altes Erbstück, das schon seine Urgroßmutter getragen habe.

Wie gräßlich!

Na, gräßlich ist es gerade nicht, Fräulein Amalie.

Ich hasse Erbstücke.

Machen Sie sich doch nicht! Wenn Sie nur solch ein Erbstück am Finger hätten!

Darauf hielt die Frau Doktor dem Herrn Kandidaten einen Vortrag über die Erziehung der Töchter. Die Frau Professor Meyran sei eine herzensgute Frau, aber ganz erschrecklich schwache Mutter. Was sie an ihrer Amalie zusammenerzogen habe, sei haarsträubend. Diese Amalie könne auf der ganzen Welt nichts weiter, als zu allem ihren dummen Schnack

machen; aber zufassen — gebe es nicht. Sie habe es mit ihren Töchtern anders gehalten, die wären wohlerzogen, arbeitsam, geschickt, anspruchslos. Und die Lene könne man unbesehens nehmen, mit der sei kein Mann betrogen.

Man kann sich denken, daß, als es bekannt wurde, der Herr Amtsrichter sei verlobt, der Eifer für die Musik bei vielen erkaltete.

Der Herr Amtsrichter hatte von alledem keine Ahnung. Er hatte sich zur Aufgabe gemacht, die musikalischen Leistungen des Kränzchens zu heben, und setzte es durch — andre sagten, er habe einigermaßen eigenmächtig gehandelt —, daß ein Pianino gemietet und im Saale aufgestellt wurde. Nun aber fehlte noch ein Geiger, um wenigstens ein Trio besetzen zu können. Man dachte an den ersten Geiger der Stadtkapelle. Man gibt ihm jedesmal drei Mark, so kommt er mit Vergnügen. Er tuts auch mit zwei Mark. Dies wurde dann auch versucht, aber es ging nicht. Der Herr „Kapellmeister“ kratzte auf seinem schauerlichen Instrumente herum, daß es erbärmlich anzuhören war. War denn niemand in der ganzen Gegend, der einigermaßen Geige streichen konnte? Ei freilich, der Herr Zuckerfabrikdirektor spielte sehr hübsch Violine und hatte kaum eine halbe Stunde bis Protzkau. Warum beteiligt sich denn der nicht am Kränzchen. — Er ist nicht eingeladen worden. — Aber warum denn nicht? — Seine Frau ist eine geborne — Goldstein, wurde unter dem Siegel der Verschwiegenheit mitgeteilt. — Aber ich bitte Sie, erwiderte der Herr Amtsrichter, über solche Vorurteile sollte man doch hinweg sein. Nein, meine Herren, lassen Sie uns ruhig den Direktor auffordern.

Wir wollen doch Musik hören, was kommt es auf den an, der sie macht. Und wenn wir solche Kräfte ungenutzt lassen, kann aus unserm Kränzchen niemals etwas Ordentliches werden. — Die Herren hatten doch ihre Bedenken, aber sie kamen gegen den Herrn Amtsrichter nicht auf. Dieser setzte es durch — einige behaupteten, daß er eigenmächtig gehandelt habe —, daß der Herr Direktor eingeladen wurde. Der Herr Direktor kam auch, und zwar zunächst allein. Jetzt fehlte der Herr Baron. Als man aber am darauf folgenden Kränzchen ein hervorragendes Programm zusammengebracht hatte, Beethovens Kreuzersonate, Schumanns Frauen-Lieb und -Leben, Mendelssohns Sommernachtstraum und andre schöne Sachen, und als die Frau Direktor, geborne Goldstein, mit ihren Fräulein Schwestern Sally, Fanny und Sarah in bunter Seide ankamen, war außer den Mitwirkenden und ihren Angehörigen sowie den Herren Gorgaß und Lauter niemand da.

Auch gut, sagte der Herr Amtsrichter. Kommen Sie, meine Herrschaften, jetzt machen wir Musik unter uns, dabei kommen wir besser auf unsre Rechnung.

„Mach deine Rechnung mit dem Himmel, Vogt, fort mußt du, deine Uhr ist abgelaufen“, sagte Herr Lauter und zog in tragischer Haltung hinter der abziehenden Musikantengesellschaft her.

Das war das Ende des Kränzchens.

Inhalt

Druck von Karl Marquart in Leipzig